



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Stanford University Libraries

3 6105 117 158 340



THEK

R

UNTERHALTUNG

UND DES

WISSENS

PT
1337
B5
1912
PT.1



Bücher-Sammlung

von



An unsere Leser.

Mit dem vorliegenden Bande beginnt die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ ihren sechsenddreißigsten Jahrgang.

In vielen Millionen
von Bänden verbreitet

erfüllt sie ihr Programm:

jedem Bücherliebhaber Gelegenheit zu geben zur Anlegung einer wirklich gebiengen, spannendste Unterhaltung und eine unerschöpfliche Fundgrube des Wissens zugleich bietenden

Privatbibliothek

aufs allerbeste.

Die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ erscheint vollständig in 13 vierwöchentlichen, elegant in englische Leinwand gebundenen, reich illustrierten Bänden mit Goldrücken und Deckelpressung.

Um die Anschaffung auch weniger Bemittelten zu ermöglichen, beträgt der Abonnementspreis

nur 75 Pfennig für den Band,

ein Preis, zu welchem der Buchbinder im einzelnen noch nicht einmal den bloßen Einband zu liefern imstande wäre.

Stuttgart.

Die Redaktion
und Verlagsbuchhandlung.



In Wehr und Waffen.

Ein Buch von Deutschlands Heer und Flotte.

In Verbindung mit zahlreichen Mitarbeitern herausgegeben von
Gen.-Lt. z. D. v. Caemmerer und Gen.-Lt. z. D. Baron v. Ardenne.
480 Seiten Text mit etwa 500 Abbildungen und 49 Kunstbeilagen.

Vollständig in 48 Lieferungen zu je 50 Pf.
• In Prachtbänd gebunden 30 Mark. •

Ein groß und vornehm angelegtes Werk, das verdient, ein rechtes Volksbuch zu werden. Wir kennen noch kein so stattlich angelegtes Buch von Deutschlands Heer und Flotte, wie das vorliegende zu werden verspricht; es wird auch ohne besondere Empfehlung aus eigener Kraft seinen Weg machen in alle Schichten unseres Volkes. — Der Preis, um dies schließlich noch hervorzuheben, ist angesichts des Gebotenen ungewöhnlich wohlfeil.

Neue Preussische (Kreuz-) Zeitung, Berlin.

... Das Werk verspricht ein populäres Buch im besten Sinne des Wortes zu werden. Die Verfasser beherrschen den Stoff in vollem Umfange und haben es verstanden, ihn in gefälliger und anregender Form wiederzugeben. Die Ausstattung ist reich und geschmackvoll. Dem Erscheinen der folgenden Lieferungen, auf die wir zurückkommen werden, kann mit Spannung entgegengesehen werden.

Neue Militärische Blätter.

... Das Werk verspricht eine wertvolle Bereicherung des deutschen Büchermarktes zu werden und in hohem Grade geeignet zu sein, die Freude an Heer und Vaterland zu heben und zu beleben und das Verständnis für die vaterländischen Aufgaben der Gegenwart zu fördern. Wir empfehlen die Anschaffung des Werkes bestens. Die bequeme Bezugsweise wird ihm ein großes Absatzgebiet erschließen.

Der Kamerad, Dresden.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kolportagehandlungen.

Ankündigungen aller Art, soweit sie sich zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum **Abdruck**. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft** in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

HAUSFRAUEN welche auf eine gründliche, appetitliche und allen sanitären Anforderungen entsprechende **Reinigung von Haus- u. Küchengeräten** Wert legen, werden gebeten einen Versuch mit



zu machen.

EIN ERSTKLASSIGES HYGIENISCHES
REINIGUNGSMITTEL
FÜR KÜCHE UND HAUS.

Leichte, flotte Arbeit. — Weitgehendste Verwendbarkeit. — Größte Schonung der Hände. — Kein Angreifen der Haut wie bei Soda, Schmierseife und dergleichen. — Vollständige Geruchlosigkeit der Gegenstände nach der Reinigung.

SAPONIA reinigt rasch und leicht fettige und beschmutzte Gegenstände aus Metall, Email, Marmor, Holz, Glas, Porzellan usw., wie Küchengeräte, Badewannen, Fenster, Türen, Linoleum, Waschgüter, Klosette etc.

Zu haben in Drogerien, Kolonialwaren-, Seifen- und Haushaltgeschäften.

Proben versenden auf Wunsch gratis und franko

SAPONIA-WERKE Offenbach a. M.



Photographieverlag der Photographischen Union in München.

Gold gab ich für Eisen. Nach einem Gemälde von A. Kampf.

Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens.

Kulturgeschichtlich geschildert von Johannes Scherr.

6. Auflage. Neu herausgegeben und bis zur Gegenwart fortgeführt von Hans Prutz. 500 Seiten Text mit 375 Abbildungen auf Kunstdruckpapier und 50 Extra-Kunstblättern. In Prachtband gebunden 20 Mark. (Kann auch in 50 Lieferungen zu je 30 Pf. bezogen werden.)

In dieser neuen, durchweg mit zeitgemäß ausgeführtem Bilderschmuck versehenen Ausgabe von Johannes Scherr's berühmter „Germania“ bieten wir dem deutschen Volke ein Werk von hoher geschichtlicher und künstlerischer Bedeutung, das von der gesamten Presse mit großem Beifall aufgenommen wurde.

Ein Buch von hoher geschichtlicher und künstlerischer Bedeutung für jung und alt, für alle Kreise und Stände, ein Werk, aus dem die deutsche Zukunft reichen Gewinn ziehen kann. Gerade im Hinblick auf die Zerfahrenheit unserer Tage ist der daraus entspringenden Gesinnung kraftvolle Vertretung und möglichst weite Verbreitung zu wünschen, namentlich auch im Kreise derer, die zu viel mit den Erfolgen des „großen Jahres“ rechnen und zu wenig von dem wissen, was das deutsche Volk vorher durchzumachen gehabt hat. So möge dieses kerndeutsche Hausbuch von bleibendem Werte auch in der neuen Gestalt belehrend und aufklärend, erziehend und begeisternd wirken und dazu beitragen, daß unser Volk im richtigen Verständnis seiner Vergangenheit in der schwierigen Gegenwart seine Pflicht tun lerne und sich so auch weiterhin einer glücklichen und glänzenden Zukunft versichere. (Deutschland, Weimar.)

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Ein Hausbuch nützlichen Wissens für jedermann!

Der Siegeslauf der Technik.

Ein Hand- und Hausbuch der Erfindungen
und technischen Errungenschaften aller Zeiten.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner und Gelehrter vollständig dargestellt und herausgegeben von Max Geitel.

2000 Seiten Text, 2036 Abbildungen, 50 Kunstblätter.

Vollständig in drei eleganten Leinenbänden zu je 12 Mark.

(Kann auch in 50 Lieferungen zum Preise von je 60 Pf. bezogen werden.)

Abgesehen von den wertvollen, sich von selbst ergebenden Tendenzen eines geschichtlich angelegten Werkes über die Technik ist an dem Buche besonders die glänzende Art der Darstellung hervorzuheben. Auch da, wo rein faktisches, trodenes Material geboten wird, verstehen es die Verfasser der einzelnen Abschnitte, alles Vangweilige und Ermüdende zu vermeiden und den Leser von der ersten bis zur letzten Seite in Spannung zu halten. Das Buch kann daher nicht nur dem Techniker aufs wärmste empfohlen werden, jeder, der es in die Hand nimmt, wird auf seine Kosten kommen und auch für die fortgeschrittenere Jugend dürfte es eine vorzügliche lehrreiche Lektüre abgeben. — Da das Werk auch sehr gut ausgestattet und mit vorzüglichen Abbildungen versehen ist, so wäre ihm nur zu wünschen, daß es sich in der Bibliothek so manches jungen Mannes vorfände.

(Frankfurter Zeitung.)

==== Inhaltsverzeichnis. ====

Erster Band.

Einleitung. Einst und jetzt. — Der Begriff der Erfindung. — Wissenschaft und Technik. — Die Natur als Lehrmeisterin der Technik. — Der Großbetrieb. — Technische Konflikte. — Statistisches. — Der Erfindungsschutz. — Der erzieherische Einfluß der Technik. — Licht und Schatten.

Die Fesselung und Verwertung der Naturkräfte. Die Erzeugung und Verwertung von Wärme und Licht. — Die Erzeugung und Verwertung von Kraft.

Die Gewinnung und Verarbeitung der Rohstoffe. Die Metallindustrie. — Die Industrie der Steine und Erden. — Die Holzindustrie.

Zweiter Band.

Die Gewinnung und Verarbeitung der Rohstoffe (Fortsetzung). Die Textilindustrie. — Die Papierindustrie. — Die Lederindustrie. — Die Guttaperchaindustrie. — Die chemische Industrie. — Die Industrie der Nahrungs- und Genussmittel.

Dritter Band.

Die Technik im Dienste des Verkehrs. Die Straßen und die Straßenzuwerke. — Die Eisenbahnen. — Fahrrad und Automobil. — Telegraphie und Telephonie. — Der Verkehr zu Wasser. — Die Luftschifffahrt.

Die Technik im Dienste des Krieges. — Die Feinmechanik. — Die Technik der Musikinstrumentenfabrikation. — Die graphische Technik.

Zu haben in allen Buchhandlungen.



Bau einer Bienenvorbühne.

Das überseeische Deutschland.

Die deutschen Kolonien in Wort und Bild.

Zweite Auflage.

Nach dem neuesten Stand der Kenntnis bearbeitet v. Hauptmann a. D. Sutter, Prof. Dr. R. Dove, Heinrich Seidel, Dr. Franz Reinecke, Wirl. Admiralitätsrat Dr. Schrameier, Dr. E. Obst, Prof. Dr. H. Büttner, Direktor C. v. Beck.

Mit 22 ein- und mehrfarbigen Karten, 23 ganzseitigen Tafeln und 250 Textabbildungen. Zwei elegante Leinenbände. Preis 15 Mark.

„Das überseeische Deutschland“ ist für Behörden, Kolonialgesellschaften und -vereine, Bibliotheken und Gelehrte, Militärs, die Exportindustrie, den Handelsstand, die Presse, die Missionsgesellschaften, für unsere wackeren Kulturpioniere und deren Angehörige von hervorragender Bedeutung. Ihnen allen wird es als auf der Höhe der Zeit stehendes authentisches Nachschlagewerk gute Dienste leisten, den Gebildeten aller Stände will es in anziehender Weise die interessante Kenntnis des Kulturstandes unserer Kolonien vermitteln. Die einzelnen Abschnitte sind von hervorragenden Kennern von Land und Leuten verfaßt; die Karten enthalten die neuesten Ermittlungen. (Königsberger Allgem. Zeitung.)

Die Erde und ihre Völker.

Ein geographisches Hausbuch von Friedrich von Hellwald.

Fünfte, von G. Wächter neubearbeitete Auflage.

1275 Seiten Text, 591 Abbildungen im Text, 40 Kunstbeilagen und 17 Karten.

Zwei elegant in Leinen gebundene Bände. Preis 20 Mark.

Dem Streben unserer Zeit nach Vermehrung der geographischen Kenntnisse kommt Hellwalds „Erde und ihre Völker“ in dankenswerter Weise dadurch entgegen, daß es bei aller Wissenschaftlichkeit — und die vorliegende Neubearbeitung zeigt es wieder durch gründliche Revision des Textes und Berücksichtigung der neuesten Forschungsergebnisse — im besten Sinne des Wortes ein Hausbuch ist, fliegend und gemeinverständlich geschrieben, und zudem weit mehr gibt als die meist recht trockenen Hand- und Lehrbücher der Geographie. (Gegenwart, Berlin.)

**Bibliothek
der Unterhaltung
und des Wissens**





Zu der Humoreske „Die beiden Brautführer“ von Fr. O. Rühne.
(S. 27)

Originalzeichnung von A. Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

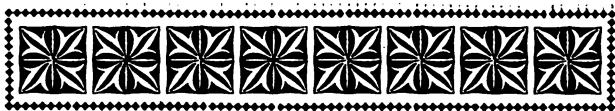


Jahrgang 1912 ♦ Erster Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ♦ Berlin ♦ Leipzig

Druck der
Union Deutsche
Verlags-Gesellschaft
in Stuttgart



Inhalts - Verzeichnis.



	Seite
Die beiden Brautführer.	
Humoreske von Fr. O. Kühne. Mit Bildern von A. Wald	5
Die Frau des Adjutanten.	
Roman von Fr. Lehne	30
Die Inseln im Golf von Neapel.	
Von Max Nentwich. Mit 7 Bildern nach Photographien von Brogi-Florenz	89
Ave Verum.	
Novelle von Wilhelm Hille	111
Frauentränen.	
Von Reinhold Ortmann. Mit 7 Bildern	167
Ihr letzter Triumph.	
Auch eine Liebesgeschichte von Ella Behle	179
Bergbau auf Spitzbergen.	
Von Dipl.-Ing. Hans Wettich. Mit 12 Bildern	193
Mannigfaltiges:	
Eine folgenschwere Hosenrolle	210
Teilnehmer gesucht!	213
Frau H. Butenschön (Fr. Lehne)	215
Mit Bild.	
Sprüche im Anwaltszimmer	217
Die Furcht vor Mäusen und Ratten	218
Damen-Prinzessleiderbügel	222
Mit 2 Bildern.	

	Seite
Die Hunde im Jägerlatein	223
Die wahre Reinlichkeit in der Küche	224
Ein Jubiläum der Tellfage	226
Mit Bild.	
Auffallende Träume	228
Tiere als Verbrechergehilfen	230
Geheimmittel	231
Einträglicher Extrazug	234
Eine Elefantenjägerin	235
Mit Bild.	
Ein Überfahrtskontrakt nach Amerika vom Jahre 1817	237
Wie dünn eine Ölschicht werden kann	239
Eine schwierige Rechtsfrage	239
Wissen Sie, wer ich bin?	240





Die beiden Brautführer.

Humoreske von Fr. O. Kühne.

Mit Bildern
von A. Wald.



(Nachdruck verboten.)

„Solch ein Zufall!“ ereiferte sich in dem Flur des Hauses Langestraße 16 Mahlers Mädchen für alles der Pförtnersfrau gegenüber. „Am Samstag in acht Tagen stellt also unser Haus zwei Brautjungfern für zwei Hochzeitspaare, die noch dazu zu derselben Stunde in derselben Kirche getraut werden. Sagen Sie selber, Frau Ranft, ist das nicht merkwürdig? Was doch in einer großen Stadt nicht alles vorkommt!“

„Der Samstag ist in der Kirche unseres Viertels, der Kreuzkirche, der allgemeine Trautag,“ belehrte Frau Ranft die noch nicht lange vom Lande zugezogene Emma. „Gewöhnlich werden dort Samstags zwischen zwölf und eins gleich ein volles Duzend Paare, manchmal sogar noch mehr, getraut. Übrigens kommen bei uns noch ganz andere Dinge vor. Vergangenen Monat zum Beispiel stellte ein Haus oben in der Straße an einem Samstag auch zwei Brautjungfern, und zwar aus dem vierten Stockwerke, im dritten feierte man eine grüne Hochzeit, im zweiten eine Taufe, im ersten eine silberne Hochzeit und aus dem Parterre wurde jemand begraben. Alle Zeitungen berichteten über das merkwürdige Zusammentreffen.“

Von einem Einkaufe zurückkehrend, tänzelte in

diesem Augenblicke die schnippische Lina, Röhlers Mädchen für alles, zum Hause herein und gesellte sich sogleich den beiden zu.

„Das war wohl eine Schneiderin, die heut morgen zu euch ging?“ erkundigte sie sich bei Emma.

„Jawohl. Sie macht das Brautjungfernkleid für unser Fräulein Lottchen.“

„Aus welchem Stoff wird es denn gemacht?“

Emma zog die Brauen hoch. „Oh, aus einem feinen — aus weißem Atlas.“

„Nur aus Atlas?“ fragte Frau Ranft erstaunt.

„Aus Atlas nur?“ wiederholte Lina. „Da muß sie sich aber vor unserem Fräulein Selma verstecken. Der ihr Kleid ist aus echter Seide!“

Die gutherzige Emma empfand die Herabsetzung des Kleiderstoffes ihres Fräuleins als eine persönliche Beleidigung. Schroff wandte sie sich ab und stieg, während Lina höhnisch hinter ihr her lachte, die Treppe zum ersten Stockwerk hinauf. Dessen eine Hälfte hatte ihre Herrschaft, die Familie Mahler, inne, während die andere von der Herrschaft Linas, der Familie Röhler, bewohnt wurde.

Am Nachmittag fand sich bei Mahlers Fräulein Gertrud Förster zu einem wiederholten Besuche ein. Es war das die Freundin Lottchens, der diese bei ihrem Gange zum Altar den Ehrendienst als Brautjungfer leisten sollte.

„Lottchen,“ verkündete sie der Aufstrebenden, „jetzt steht's fest, wen du als Brautführer haben wirst. Ludolf Hefmann heißt er. Er ist ein Jugendfreund meines Bräutigams.“ Tuschelnd fuhr sie fort: „In seinem Briefe an meinen Hans läßt er verlauten, daß

er sich auch entschlossen habe, sich über kurz oder lang ein Heim zu gründen. Es liegt klar auf der Hand,



daß er auf meiner Hochzeit ein feinen Wünschen entsprechendes Mädchen kennen lernen möchte. Da bin ich auf dich verfallen, Lottchen. Er verlangt nämlich, daß seine Zukünftige nicht Klavier spielen, dafür aber

gut kochen kann. Siehst du, wie gut es manchmal ist, wenn man etwas nicht kann.“

Lottchen schlug das Herz bis zum Halse hinauf. „Aber —“

„Wegen des Kochens machst du dir Sorge? Das lernt sich schon. Ich kann auch nicht kochen. Dafür werde ich meinen Hans um so mehr küssen. Also gut aufgepaßt, Kleine! Es gibt am Tage meiner Hochzeit sicher eine Verlobung!“

„Ach, wo denkst du hin!“ stotterte Lottchen, die vor Verlegenheit zum Fenster hinausah.

„Leider,“ plauderte die Braut dann weiter, „kann sich dir und deinen Eltern Herr Heßmann erst am Tage der Hochzeit vorstellen. Er ist in einem großen Hamburger Handelshause angestellt und muß am nächsten Montag eine Geschäftsreise nach England antreten. Am Freitag ist er aber bestimmt wieder in Hamburg. Er wird den Nachtschnellzug, der vormittags hier eintrifft, benützen, im Hotel sich umkleiden, dann hierher fahren, um dich abzuholen. Den Wagen werden wir euch gegen halb zwölf schicken. In seinem Briefe schrieb Herr Heßmann noch, daß er wegen seiner verspäteten Vorstellung bei euch um Entschuldigung bäte. Es sei ihm aber tatsächlich unmöglich, schon früher einzutreffen und einen Anstandsbesuch bei euch zu machen.“ Tief holte die Braut Atem. „Ach, Lottchen, Samstag über acht Tage! Bedenke nur, was der Tag für mich bedeutet! Du weißt nicht, wie glücklich ich bin!“

Lottchen entschlüpfte ein kleiner Seufzer, und sie meinte: „Eine Vorstellung kann ich mir schon davon machen, Trudel.“

Was Fräulein Selma Köhler, die andere Brautjungfer des Hauses Langestraße 16, betraf, so sollte diese

ihrer Base Helene Weise das Ehrengelcit zum Altar geben. Als Selmas Brautführer war ein junger Herr ausertoren worden, mit dem Helenes Bräutigam im kaufmännischen Verein bekannt geworden war.

Schon am Mittwoch machte er bei Köhlers seine Aufwartung. Frau Ranst hatte ihn bereits beim Kommen mit Rennerblick darauffhin eingeschätzt, was ihn zu Köhlers führte, und sie stellte sich im Hausflur auf, um ihn beim Fortgange noch genauer ins Auge fassen zu können. Mahlers Emma, die nach einer Weile mit einem Teppich, den sie im Hofe klopfen wollte, die Treppe herabkam, wurde von ihr entsprechend unterrichtet. Natürlich entledigte sich Emma sofort ihrer Last, und beide erörterten eifrig und gründlich den Fall.

Endlich ging die Tür bei Köhlers, der interessante Herr wurde auf der Treppe sichtbar, lächelte im Vorübergehen den beiden zu und schritt selbstbewußt zum Hause hinaus.

Kurz hinter ihm kam auch Lina, die Schnippische, die Treppe herab.

„Das war unser Brautführer!“ triumphierte sie.

„Ein netter junger Mann!“ gab Frau Ranst ihr Gutachten ab.

„Ist denn der eure schon dagewesen?“ erkundigte sich Lina bei Emma.

„Er wohnt zu weit weg,“ gab diese kleinlaut Auskunft. „Auch ist er geschäftlich abgehalten. Jedenfalls kann er sich erst am Samstag kurz vor der Fahrt zur Kirche einfinden.“

„Macht also vorher keinen Besuch, wie sich's gehört? Na, hör mal, das scheint mir aber ein netter Brautführer zu sein!“

Emma wurde es warm. „Nett ist er freilich,“ er-eiferte sie sich. „Viel netter noch als eurer!“

Sie nahm ihren Teppich auf und verschwand im Hofe.
„Haha!“ lachte Lina hinter ihr drein. „Woher



will die denn wissen, wenn er noch gar nicht da war,
daß er noch netter ist als unserer? Schau mal einer
diese neunmalfluge Landpomeranze an!“

Emma hörte die Bezeichnung, mit der sie belegt wurde, und die sie aufs tieffste verletzte, noch, wollte sich auch umwenden und Gleiches mit Gleichem vergelten, unterdrückte diese Regung jedoch noch rechtzeitig.

Auch mit Frau Ranft geriet Emma am Freitag, also dem Vortage des für das erste Stockwerk des Hauses Langestraße 16 so wichtigen Samstags, aneinander, und zwar als sie am Vormittag mit feierlichen Schritten das Brautkissen, das Fräulein Lottchen als Brautjungfer der Braut spendete, fortbrachte. Frau Ranft fing sie bei dieser Gelegenheit im Hausflur ab und überredete sie dazu, daß sie die Hülle, die über das Kunstwerk gebreitet war, ein wenig lüftete.

„Ganz schön so weit,“ urteilte sie. „Aber das rosa Kissen, das vorhin die Lina von Köhlers forttrug, war viel feiner. Wenn ich ganz offen sein soll — ich hätte eurem Fräulein Lottchen einen besseren Geschmack zugetraut.“

Emma, die meinte, daß es etwas Feineres und Gewählteres als das auf ihrer Hand ruhende, mit hellblauen Blumen bestickte Atlastkissen nicht geben könne, war sprachlos. Und das wollte etwas bedeuten. Flugs deckte sie das herabgesetzte Wunderwerk wieder zu und ging stolz von dannen.

Frau Ranft lachte höhnisch hinter ihr her.

Gegen zwei Uhr desselben Tages fand sich bei Köhlers ganz aufgereggt Base Helene ein, also die Braut, zu der Lina heute morgen das nach dem Urteile der Frau Ranft feinere und gewähltere rosa Kissen geschafft hatte.

„Selma,“ sprudelte Helene, die kaum zum Plak-

nehmen zu bewegen war, hervor, „ich bin nur schnell hergelaufen, um dir eine Verschiebung der Brautführer mitzuteilen.“

Selma entfärbte sich. „Wa—as? Der nette Herr Rörner, der uns vorgestern seinen Besuch machte, soll mich nicht führen? Ich bitte dich, Helene, warum denn das?“

„Weil er plötzlich abgeschrieben hat.“

„Wa—as?“

„Jawohl, heute vormittag. Wir waren wie aus den Wolken gefallen. Die Gründe, die er vorbringt, sind recht sadenscheinig: dringende geschäftliche Abhaltungen! Mein Robert meinte, man habe ihm wahrscheinlich unvermutet den Frack gepfändet. Er soll nämlich, wie ich bei dieser Gelegenheit von meinem aufgebrachten Bräutigam, dem das aber auch erst in diesen Tagen bekannt wurde, erfuhr, bis über die Ohren in Schulden stecken und auf der Suche nach einer Frau sein, die unbedingt viel Geld haben muß. Wahrscheinlich hat er zwischen vorgestern und heute eine solche Partie gefunden, oder er denkt, du hast nicht so viel, wie er braucht, und will sich deshalb erst gar nicht bemühen.“

„Das hätte ich aber wirklich nicht von ihm erwartet!“

„Ja — ja, man sieht manchem manches nicht an. Aber keine Bange, Selma, du kriegst einen anderen Brautführer. Vielleicht nicht so forsch im Auftreten und nicht so blendend in der Unterhaltung wie dieser Rörner, dafür aber einen durchaus zuverlässigen Menschen. Laß dir nur schnell erzählen, wie wir mit ihm bekannt wurden. Am Anfang der Woche hatte Robert Mama und mich in ein Konzert geführt, das recht gut besucht war. Ein Nachzügler, der lange nach einem freien Plaze suchte, ließ sich endlich an unserem Tische, an dem noch der vierte Stuhl frei war, nieder.

Robert faßte ihn sofort scharf ins Auge. Auch der Herr blinzelte durch seine goldene Brille wiederholt nach



ihm hin. Robert redete ihn schließlich an, und es stellte sich heraus, daß beide ein paar Jahre miteinander in die Schule gegangen waren. Ein Wort gab das andere.

Er erfuhr, daß wir am Samstag Hochzeit halten wollten, worauf er durchblicken ließ, daß er sich auch mit Heiratsgedanken trage, bisher aber noch keinen rechten gesellschaftlichen Anschluß gefunden habe. Wie nun Herr Körner abschrieb, fiel mir Herr Florentin Lehmann sofort ein, und ich riet meinem Robert, ihn aufzusuchen und ihn als Brautführer für dich zu werben. Da Herr Lehmann, der Postbeamter ist, heute Nachtdienst zu versehen hat und ihm dann der ganze Samstag zur Verfügung steht, ist der Plan gelungen. Morgen vormittag wird er in der gelbseidenen Hochzeitskutsche bei euch vorfahren, um dich zur Kreuzkirche abzuholen. So ist es mit ihm abgemacht worden. Bald nach zwölf ist die Trauung. Ich sage weiter nichts, Selma, als der Herr ist eine Partie wie geschaffen für dich. Er ist sehr solid und kein Mitgiftjäger wie der Luftitus Körner. Stoße dich nicht an seinem bescheidenen, zurückhaltenden Wesen. Ich empfehle ihn dir gelegentlichst. — Aber jetzt muß ich weiter.“

„Halt — sag mir doch wenigstens, wie er aussieht.“

Doch die Braut stand schon an der Tür. „Vielen, vielen Dank noch für das wunderbare rosa Kissen, das du mir geschickt hast, Selma. Morgen werde ich darauf in der Kreuzkirche knien. — Ach, morgen, Selma, morgen!“

Damit war die Eilige schon verschwunden.

Der Samstag brach an. In beiden Wohnungen der ersten Etage des Hauses Langestraße 16 befand man sich, wie das bei solchen Gelegenheiten unumgänglich notwendig zu sein scheint, in großer Aufregung.

Mahlers Emma fieberte förmlich. Schuld daran war nur die freche Lina von Köhlers nebenan, die heute morgen höhniſcher und lauter noch als die Tage vorher hinter ihr her gelacht hatte. Was ſich dieſe Perſon bloß einbildete! Glaubte ſie wirklich, daß man ſich vor dem echten Seidenkleide ihres Fräuleins Selma würde verſteden müſſen? Wenn die Brautjungfern abfahren, würde es ſich ſchon zeigen, wer die Schönerer war, Lottchen Mahler oder Selma Köhler!

Aber Emmas Geſicht huſchte ein Lächeln. Für Fräulein Lottchen war gewiß nichts zu fürchten. Bei der geſtrigen Generalanprobe hatte ſie in ihrem Atlaskleide geradezu himmliſch ausgeſehen. Fräulein Selma würde ſie nicht zu überſtrahlen vermögen! Das war total ausgeſchloſſen! Und wer von beiden über den netteren Brautführer verfügte, würde ſich dann auch herausſtellen. So nett wie der Fräulein Selmas, der am Mittwoch dageweſen war, würde Fräulein Lottchens nun ja bald von Hamburg eintreffender auch noch ſein. Hoffentlich noch netter. Alsdann wollte ſie noch lauter hinter Lina her lachen. Das nahm ſich die brave Emma feſt vor.

Ihr Gedankengang wurde durch ein ſcharfes Läuten der Vorſaalglode unterbrochen. Sie eilte zur Tür. Ein Depeſchenbote überbrachte ein Telegramm, das ſie ihrer Frau aushändigte, worauf ſie am Schließelloch horchte und einen leiſen Schreckensſchrei aufſchnappte. Sie erſchrak heftig. Richtig ſind jetzt Fräulein Lottchen im Zimmer drinnen an zu weinen.

Der gutherzigen Emma ging das ſo nahe, daß auch ihr das Waſſer in die Augen ſchoß.

Bald erfuhr ſie näheres. Der Brautführer Fräulein Lottchens, Herr Ludolf Heßmann aus Hamburg, hatte von einer Zwiſchenſtation aus depeſchiert, daß

der Schnellzug, den er benützte, wegen eines schweren Maschinenschadens unterwegs liegen-geblieben sei. Man wäre auf einen Ersatzzug verwiesen worden, dessen Ankunft nicht feststehe, träfe sonach mit unbekannter Verspätung ein. Hoffentlich käme er noch zeitig genug.

„Er wird gewiß zu spät kommen!“ klagte Lottchen.
„Mein schönes Atlastkleid ist umsonst gemacht.“

„Nun, die Hoffnung brauchst du noch nicht zu verlieren,“ tröstete die Mutter.

Da kam die Friseurin. Emma meldete sie sofort.

„Ich lasse mich nicht frisieren,“ weinte Lottchen.
„Ich ziehe mich auch gar nicht an. Es hat ja doch keinen Zweck. Herr Hefmann wird sicher zu spät kommen!“

Es bedurfte sehr langen Buredens von seiten der Mutter und Emmas, ehe die Hoffnungslose sich frisieren ließ.

Emma erwog unterdessen die Lage. Was würde Lina drüben für ein triumphierendes Gesicht schneiden, wenn ihr Fräulein Selma abfährt und unser armes Lottchen zurückbleibt! Es war schändlich!

Es schlug elf Uhr. In der nächsten halben Stunde mußte sich das Schicksal Lottchens entscheiden.

Da rasselte die Hochzeitskutsche vors Haus. Natürlich würde diese Köhlers Brautführer bringen.

Erst wollte Emma nicht, aber dann lief sie doch zum Guckloch in der Vorfaaltür und bemerkte sofort, wie Lina drüben ihre Tür schon einen Spalt weit geöffnet hatte. Sie stand also bereits auf dem Sprunge, den Erwarteten hereinzukomplimentieren.

Ja, was war denn aber das? Der bebrillte und mit einem mächtigen Bukett, von dem eine meterlange blaue Schleife niederhing, bewaffnete junge Mann, der zögernd die Treppe heraufstieg, war doch nicht der,

der am Mittwoch bei Köhlers drüben seinen Besuch gemacht hatte! War er aber Fräulein Selmas Brautführer nicht, konnte er nur Fräulein Lottchens Brautführer sein, der seit zwei Stunden sehnlichst herbeigewünschte Herr Hekmann aus Hamburg!

Emmas Herz hüpfte vor Freude. Sperrangelweit riß sie vor Florentin Lehmann, dem Köhlerschen Ersakmann, die Tür auf. War er doch gerade vor dieser stehen geblieben, weil seine Brillengläser in dem warmen Treppenhause angelaufen waren, und er sich infolgedessen nicht zurechtfinden konnte. Während die Tür bei Köhlers drüben sich leise schloß, nötigte sie den jungen Mann zum Eintreten und geleitete ihn in den Salon.

Durch die hoffnungslose Stimmung, in der sich Fräulein Lottchen befand, war ihre Toilette noch nicht ganz beendet. Jetzt aber wurde mit Hochdruck gearbeitet. Nach Verlauf von zehn Minuten rauschte sie unter Vorantritt der Mutter in den Salon. Florentin Lehmann harrete dort, das große Bukett in der rechten und den glänzend gebürsteten Zylinder in der linken Hand, der Dinge, die da kommen sollten. Von Natur schon etwas schüchtern, wurde er durch das Erscheinen seiner Brautjungfer vollends befangen. Seinen Namen brachte er nur stotternd heraus.

Zum Glück drängte der weißhandschuhte Schlag-schließer der Kutsche, der nach dieser Fahrt noch eine weitere Brautjungfer nebst Brautführer zur Kirche zu bringen hatte, heftig zum Aufbruch. Frau Mahler kam infolgedessen nicht dazu, mit dem jungen Manne mehr als einige allgemeine Redensarten zu wechseln. Und dem guten Florentin entging es in seiner Befangenheit ganz und gar, daß sie ihm auf sein „Adieu“ mit „Adieu, Herr Hekmann“ und nicht „Lehmann“, wie er doch hieß, antwortete.

Nachdem das Paar in den Wagen gestiegen, schwang sich der Schlagschließer neben den Rutscher auf den Bock, und der Wagen rollte in der Richtung nach der Kreuzkirche davon. An der nächsten Ecke begegnete ihm ein dahersurrendes Auto, das ebenfalls zum Hause Langestraße 16 steuerte.

Raum hielt es dort, entsprang ihm ein Herr, dem Energie und Zielbewußtsein in allen Mienen geschrieben standen. In der Hand hielt er auch ein Bukett, das jedoch nicht so groß war wie das Florentin Lehmanns, das auch mit keiner so schönen langen Schleife verziert war.

Dieser junge Mann war Herr Ludolf Heßmann aus Hamburg, dessen Zug vor zehn Minuten gerade noch rechtzeitig in den Bahnhof eingelaufen war. Er hatte sich sofort in ein Auto geworfen mit dem Befehl, am nächsten Blumengeschäft zu halten, war da hineingestürzt, hatte das erste beste der vorrätigen Bukette genommen, ein Goldstück auf der Ladentafel klingen lassen, den überschießenden Geldbetrag, um ja keine Sekunde zu verlieren, im Stiche gelassen und hatte als ferneres Ziel Langestraße 16 genannt.

„Warten!“ rief er seinem Autolenker zu und verschwand im Hause. Eilig stieg er die Treppe hinauf.

Unterdessen geriet sein Autolenker mit dem Rutscher und dem Schlagschließer einer Hochzeitskutsche, die aus der entgegengesetzten Richtung gekommen war, und die auch am Eingange zum Hause Langestraße 16 vorfahren wollte, in Streit, da er sich weigerte, Platz zu machen. Diese Hochzeitskutsche war die, von welcher Gertrud Förster, der Lottchen den Ehrendienst als Brautjungfer leisten sollte, gesprochen hatte, daß sie von ihrer Seite aus pünktlich gestellt würde, um Lottchen und Herrn Ludolf Heßmann zur Fahrt nach der Kreuz-

kirche abzuholen, während die Hochzeitskutsche, die Lottchen bereits im Verein mit Herrn Florentin Lehmann entführt hatte, natürlich die war, von welcher gestern Helene Weise ihrer Brautjungfer Selma Köhler berichtet hatte, daß sie, nachdem sie Herrn Lehmann an seiner Behausung aufgenommen, bei Selma vorgefahren würde, um sodann beide gemeinsam nach der Kreuzkirche zu bringen. So war alles hübsch vereinbart gewesen, und es hätte sich auch alles, trotz Ludolfs Verspätung, programmäßig abgewickelt, wenn nicht die Emma von Mahlers insofern einen dicken Strich durch die Berechnungen gemacht hätte, als sie in ihrem Übereifer die zusammengehörigen Paare auseinandergerissen hatte.

Köhlers Lina lugte unausgesetzt am Guckloch der Vorfaaltür, ob der Brautführer ihres Fräuleins, die im vollen Staate im Salon harrte, nicht endlich auftauchte. Nach dem Abgange von Fräulein Lottchen drüben nebst Brautführer war es ihr bedrückt und immer bedrückter zumute geworden. Ihre ganze schnippische Art war dahin. Was sollte werden, wenn durch irgend einen unglücklichen Zufall der neue Brautführer Fräulein Selmas ausblieb? Würde dann nicht die dumme Emma von drüben den Spieß herumkehren, also nach jeder Begegnung höhnisch hinter ihr her lachen.

Der Fall lag ernst.

Da erspähte sie, wie Ludolf Heßmann die Treppe heraufstieg. „Gott sei Dank!“ entschlüpfte es ihr. „Jetzt kommt unser Brautführer! Und was für ein netter Mann!“

Wie vorhin Emma, riß nun sie die Tür sperrangelweit auf, knickte und lud Ludolf Heßmann mit einer Handbewegung zum Eintreten ein.

Ludolf Hefmann war aber kein Florentin Lehmann. Er kaufte keine Raze im Sade.



„Komme ich hier recht zu Mahlers?“ erkundigte er sich.

Lina glaubte nicht recht zu hören. „Zu Mah-

lers?“ fragte sie zurück. „Nein — hier wohnen Röhlers.“

„Ich möchte zu Mahlers.“ Dabei hatte er sich schon, gewandt wie er war, umgeblickt und das keineswegs leicht entzifferbare Messingschild an Mahlers Tür gelesen. „Pardon,“ meinte er und klingelte dort.

Emma, die am Guckloch ihrer Tür natürlich alles beobachtet hatte, erschrak bis in die Zehenspitzen. Noch ein Brautführer! Erst hatte sie sich abgehärmt, weil keiner erschien, und nun stellten sich nacheinander zwei ein!

Mit zitternder Hand öffnete sie die Tür.

Lina aber würgte es verdächtig in der Kehle. Sie konnte kaum noch schlucken. Zwei Brautführer für drüben! Und zu ihnen kam keiner!

„Fräulein,“ redete Ludolf Heßmann Emma an, „melden Sie mich mal schleunigst Ihrer Herrschaft. Hier ist meine Karte.“

Frau Mahler, die sich, auf einem Wege von der Wohnstube nach der Küche begriffen, im Vorfaal befand, hörte die Worte und erschien an der Tür.

Sowie sie Ludolf Heßmann bemerkte, verbeugte er sich tief. „Gnädige Frau, gestatte mich vorzustellen — Ludolf Heßmann aus Hamburg. Mein Telegramm haben Sie wohl erhalten. Glücklicherweise ist es doch noch nicht zu spät geworden. Aber zu versäumen wird auch nicht mehr viel sein.“

„Sie sind Herr Heßmann aus Hamburg?“ entfuhr es Frau Mahler. „Nicht möglich!“

„Doch, doch, gnädige Frau. Es ist so. Erwarteten Sie mich nicht?“

„Gewiß erwarteten wir einen Herrn Heßmann aus Hamburg. Aber der war schon hier. Vor kaum zehn Minuten hat er meine Tochter Lotte abgeholt und ist

mit ihr zur Trauung ihrer Freundin Gertrud Förster in die Kreuzkirche gefahren.“

„Hier muß ein Irrtum obwalten, gnädige Frau. Ich war für Ihr Fräulein Tochter als Brautführer zu dieser Trauung bestimmt.“

„Wenn Sie Herr Heßmann aus Hamburg sind — gewiß!“

„Wie schon versichert, der bin ich. Die Angelegenheit ist höchst sonderbar.“

Jetzt meldete sich der Schlagschließer der kurz nach Ludolf Heßmanns Auto vorgefahrenen Hochzeitskutsche. „Ich habe den Auftrag, Fräulein Mahler und Herrn Heßmann abzuholen. Die Kutsche wartet unten. Ich möchte die Herrschaften sehr bitten, sich zu beeilen. Habe vor der Trauung noch eine Fahrt zu erledigen.“

„Da haben wir's!“ rief Ludolf aus. „Diese Kutsche war für Ihr Fräulein Tochter und mich bestimmt, gnädige Frau. So war es vereinbart. Was nun?“

„Welch eine Verwechslung!“ jammerte Frau Mahler. „Ich bin außer mir. — Emma,“ wandte sie sich an ihr Mädchen, „hat der Herr, den du in den Salon liehest, eine Karte abgegeben?“

„Nein.“

„Wie nannte er sich?“

„Er — er —“

Lina hatte mit steigender Spannung die Szene verfolgt und war näher und näher herangekommen. Auch Frau Ranft war wie von ungefähr im Treppenhause aufgetaucht, hatte hinter Lina Aufstellung genommen und ihr verschiedenes zugetuschelt.

In Linas Kopf wurde es darob hell. Sie konnte schließlich nicht mehr an sich halten. „Frau Mahler,“

rief sie, „der Herr vorhin ist von Ihrer Emma geradezu abgefangen worden. Sicher wollte er zu uns!“

Emma schluckte zwar hin und wieder, brachte zu ihrer Verteidigung aber doch hervor: „Zu euch? Euer Brautführer war's sicher nicht. Den habe ich doch am Mittwoch gesehen. Der Herr mit der Brille, der vorhin unser Fräulein abgeholt hat, war ein ganz anderer.“

„Inzwischen hat ja unser Fräulein einen anderen Brautführer bekommen, du Naseweis!“

Frau Mahler rang die Hände. „Welch schreckliche Geschichte! — Emma,“ fuhr sie ihr Mädchen an, „so sag doch, wie hieß denn jener Herr?“

„Er hat's ja gar nicht gesagt.“

„Du hast ihn einfach hereingeführt?“

„Na freilich.“

„O Gott, o Gott! Mir hat er sich zwar vorgestellt. Aber richtig verstanden habe ich den Namen nicht. Ich nahm an, es sollte Hefmann heißen. Es ging ja alles wie im Fluge.“

„Vielleicht Lehmann?“ fragte Lina spitzig.

„Mann war die Endung — sicher.“

„Dann war der Herr auch unser Brautführer, Frau Mahler. Ganz gewiß! Und unser armes Fräulein sitzt fix und fertig drüben und hat nun vergebens auf ihren Brautführer gewartet!“

Ludolf Hefmann begann die ganze verzwickte Angelegenheit vom humoristischen Standpunkte aus zu betrachten. „Bitte,“ fragte er Lina, „wollte Ihr Fräulein zu derselben Trauung?“

„Nicht zu derselben Trauung, aber zu einer, die ebenfalls in der gleichen Kirche, der Kreuzkirche, ist.“

„Und bis spätestens zehn Minuten nach zwölf müssen alle Fahrten erledigt sein,“ schaltete der Schlag-

schließer ein. „Die Kirche wird dann gesperrt. Ich habe jetzt keine Zeit mehr zu verlieren.“



„Aber, Mann, warten Sie doch nur noch einen Augenblick! Mich sollen Sie doch fahren, und ich fahre ja mit. Gleich ist es so weit. — Bitte,“ wandte er sich

wieder an Lina, „melden Sie mich schleunigst bei Ihrem Fräulein. Eilen Sie! Jede Sekunde ist kostbar.“

Lina flog. Ludolf Hefmann verbeugte sich noch gegen Frau Mahler, lief dann hinter Lina her und kehrte keine drei Minuten später mit Selma am Arme zurück.

Fräulein Selmas echtes Seidenkleid rauschte und knisterte vernehmlich. Leichtfüßig stieg das schmutze Paar die Treppe hinab, während Frau Ranft die Hände über dem Kopfe zusammenschlug. Auf der Straße lohnte Ludolf seinen Autolenker ab, dann ging es in voller Fahrt in der Hochzeitskutsche zur Kreuzkirche.

Ludolf Hefmann hatte die Geistesgegenwart, die durch die übereifrige Emma angerichtete Verwirrung mit gutem Humor zu lösen. Die Sache würde sich wohl nicht sehr schwierig gestalten. Deshalb stand er aber im Wagen nicht davon ab, sich seine derzeitige Begleiterin etwas näher zu betrachten, wobei er sich des Eindrucks nicht erwehren konnte, daß ihre ganze Erscheinung ihn zum mindesten sehr sympathisch berührte. Ob ihm die ihm eigentlich zuge dachte unbekante Andere auch so gefallen würde?

An Fräulein Selmas linkem Arm waren beim Einsteigen einige Druckknöpfe des langen, schneeweißen Handschuhs aufgesprungen, und sie mühte sich vergeblich, sie wieder zu schließen. Ludolf, dies bemerkend, leistete ihr Hilfe und erspähte dabei eine kleine, kaum verharschte Brandwunde auf der zarten Haut ihres Unterarms.

„Oh, muß das weh getan haben!“ bemitleidete er sie. „Warum haben Sie aber auch mit Feuer gespielt.“

„Gespielt? Kochen ist keine Spielerei.“

„Beim Kochen haben Sie sich die Wunde zugezogen? Dann allerdings können Sie sich etwas auf sie einbilden. Sie sollten sie dann überhaupt nicht verdecken, sondern stolz zur Schau tragen wie ein Krieger seine im Kampfe fürs Vaterland erhaltene Wunde. Jedes Mädchen sollte auf Brandmale, die sie sich am Kochherd zugezogen hat, stolz sein, mehr jedenfalls als auf durch vieles Klavierspielen —“

„Sie halten wohl nicht viel vom Klavierspielen?“ fragte Selma.

„Offen gestanden — nein.“

„Ich auch nicht. Oder vielmehr, ich hasse es geradezu.“

„Bravo!“

Der Schlagschließer riß die Wagentür auf. „Bitte aussteigen, meine Herrschaften. Beeilen Sie sich, bitte!“

Nachdenklich half Ludolf Fräulein Selma, die er nun in den nächsten Minuten gegen die ihm zugehörige unbekanntere andere Brautjungfer austauschen sollte, aus dem Wagen. An der Kirchentür war aber das Nachdenkliche schon wieder aus seinen Zügen gewichen. Unternehmungslust, Entschlossenheit prägten sich in ihnen aus.

In der Vorhalle der Kirche hatte sich eine ansehnliche Versammlung zusammengefunden, die durch Neuankommende fort und fort noch verstärkt wurde.

„Bitte,“ erkundigte sich Ludolf bei seiner Dame, „welche unter dem Damenflor ist nun Fräulein Lottchen Mahler, meine eigentliche Brautjungfer?“

„Die neben dem Herrn mit der goldenen Brille — das ist sie.“

Florentin Lehmann hatte mit seiner Dame bisher

noch keine zehn Worte gewechselt. Er war von ihrem Liebreiz gänzlich hingerissen. Wie ein Frühlingsgedicht kam sie ihm vor.

Ludolf verbeugte sich weltmännisch vor ihm und fragte: „Habe ich die Ehre mit Herrn Lehmann?“

„Das ist mein Name.“

„Und der meine ist Heßmann — Ludolf Heßmann aus Hamburg.“

Lottchen stieß einen leichten Schrei aus.

„Jawohl, mein Fräulein,“ fuhr Ludolf fort, „ich bin Ihr eigentlicher Brautführer und nicht jener Entführer da an Ihrer Seite. Man sollte ihn bei der Staatsanwaltschaft anzeigen. — Nun, wenn auch schließlich Gnade geübt werden soll, muß ich Sie, mein Herr Lehmann, aber doch einem gestrengen Verhör unterwerfen. Wen gedachten Sie aus Langestraße 16 abzuholen?“

„Fräulein Selma Köhler,“ stotterte der arme Florentin*).

„Das wäre die Dame an meiner Seite. Entführt haben Sie aber Fräulein Lotte Mahler. Haben Sie dies mit oder ohne Absicht getan?“

Florentin Lehmann faßte sich. „Natürlich ohne Absicht,“ sagte er — „selbstverständlich.“

Der größte Teil der Anwesenden, unter denen sich die Brauteltern Förster und Weise, sowie sonstige nächste Anverwandtschaft der Hochzeitspaare befanden, hatten die kleine Gruppe neugierig umringt.

„Nun, wir könnten ja die Sache noch in Richtigkeit bringen, Herr Lehmann,“ fuhr Ludolf lachend fort, „und unsere Damen austauschen.“

Florentin trat unwillkürlich einen Schritt vor

*) Siehe das Titelbild.

Fräulein Lottchen hin, als wolle er sie gegen einen Raub verteidigen. Seine Bewegung löste allgemeines Schmunzeln aus.

Auch Ludolf freute sich mit. „Keine Bange, bester Herr Lehmann,“ beruhigte er schnell den Erschrockten. „Ich bin kein Unmensch. Vielmehr meine ich, daß das, was ein Zufall zusammenfügte, nicht wieder auseinandergerissen werden darf. Natürlich das Einverständnis der Damen vorausgesetzt und auch das der Herrschaften, deren Ehrengäste wir heute sein sollen. Bitte, wie verhalten sich die Damen zu meinem Vorschlage?“

Selma nickte errötend, und auch Fräulein Lottchen legte keinen Protest ein. Die Brautväter Förster und Weise, sowie die sonstige nächste Anverwandtschaft der Bräute und der Bräutigame aber überboten sich in bezug auf die Herzlichkeit ihrer Einladungen. Die Sache sei zu originell und nur danach angetan, den Frohsinn an den Hochzeitstafeln zu erhöhen.

So traten denn die Paare, eines nach dem anderen, feierlich in die Kirche ein.

Der Tafel, an der Ludolf Hegmann nach der Trauung teilnahm, war aber noch eine besondere Sensation vorbehalten. Beim Dessert verkündete er nämlich frisch und frei seine Verlobung mit Fräulein Selma Köhler.

Und als Ludolf am nächsten Tage dann bei ihren Eltern offiziell um ihre Hand angehalten, ließ er es sich nicht nehmen, zu Mahlers hinüberzugehen, Emma herauszuklingeln und ihr ein blankes Zwanzigmarkstück dafür auszuhändigen, daß sie den eigentlich für seine nunmehrige Braut bestimmten Brautführer,

Herrn Florentin Lehmann, gestern in vorsorglicher Weise anderweit angebracht hatte.

Emma, die bis dahin recht scheu herumgelaufen war, wurde darob der Nacken wieder gesteiht. Gegenüber jedermann, der es hören wollte oder nicht, brüstete sie sich zum Ärger Linas mit ihrem Werk, der Verlobungstiftung zwischen Fräulein Selma von drüben und dem noblen Herrn aus Hamburg.

Bei Florentin Lehmann ging es, seiner Natur gemäß, mit dem Verloben nicht so geschwind von statten wie bei Ludolf Heßmann. Aber auch er stellte sich anderen Tages im Hause Langestraße 16 ein und erkundigte sich angelegentlichst nach dem Befinden seiner Hochzeitsdame.

In den nächsten Wochen hat man ihn sich wieder und wieder bei Mahlers einfinden sehen. Es ist nur eine Frage der Zeit, daß seine Verlobung mit Fräulein Lottchen Mahler eines Tages in der Zeitung zu lesen sein wird.

Emma wird sich dann wohl auch wieder als die Stifterin dieser Verlobung aufspielen. Und selbst die spöttische Lina wird ihr die Urheberchaft nicht abzustreiten vermögen.





Die Frau des Adjutanten.

Roman von Fr. Lehne.



(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Sünn und gleichmäßig rieselte der Regen aus den schweren Wolken herab, die den Himmel in ein einförmiges Grau gehüllt hatten.

„Auch das noch!“ murmelte Heinrich v. Altorf, der seit einer halben Stunde schon an dem Rand des kleinen Sees hin und her ging und sich die Zeit damit vertrieb, die vielen Enten und Schwäne zu beobachten, die sich auf dem Wasser tummelten.

Er warf einen ungeduldigen Blick auf die Uhr. „Gleich sechs?“ Eine Unmutsfalte zog seine Stirn kraus. „Sie kann doch nie lernen, pünktlich zu sein! Jetzt warte ich nicht länger!“

Langsam wandte er seine Schritte der Stadt zu, doch nicht ohne sich öfters umzublicken.

Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Die wenigen Spaziergänger hatten sich vor dem Regen geflüchtet. Der kühle, unfreundliche Herbsttag verlockte sowieso nicht zu einem Aufenthalt im Freien.

Altorf blieb stehen, um eine Zigarette in Brand zu setzen. Dabei sah er sich wieder um. Es dämmerte bereits. Da bemerkte er, wie eine Frauengestalt in eiligem Laufe quer über die Wiese rechts vom See kam und mit dem Schirme winkte.

Das war die Erwartete — das war Leonie!

Aber er ging ihr nicht entgegen, nicht einen Schritt. Ruhig wartete er, bis sie ihn fast erreicht hatte und ihn, noch außer Atem, mit einigen scherzenden Worten begrüßte.

„Biemlich kühl war seine Antwort.“

Sie warf verleßt den Kopf zurück. „Ist das dein Willkommengruß? Nicht einmal die Hand gibst du mir! Mir scheint, mein Lieber, du bist verstimmt!“

„Hab' ich nicht Grund dazu?“ gab er gelassen zurück.

„Ach so, weil du ein paar Minuten warten mußtest?“ Sie zuckte die Achseln. „Für so kleinlich hätte ich dich nicht gehalten!“

„Ein paar Minuten, Leonie? Mehr als eine halbe Stunde ist es, und, wie du weißt, habe ich keine Zeit —“

„Ach ja, der Herr Oberleutnant sind an Pünktlichkeit gewöhnt! — Wenn ich nun aber recht herzlich um Verzeihung bitte?“

Sie trat dicht zu ihm, schob den Schleier vom Gesicht, neigte den Kopf leicht zur Seite und blinzelte ihn schelmisch an.

Da fühlte er seinen Groll schwinden. Am liebsten hätte er den roten Mund geküßt, der sich ihm darbot, der darauf wartete, geküßt zu werden. Aber noch bezwang er sich. So rasch wollte er nicht nachgeben. „Wenn du durch einen triftigen Grund verhindert warst, rechtzeitig zu kommen, bin ich selbstverständlich nicht böse, Lonny, aber zu oft hast du mich schon vergeblich warten lassen, und —“

Mit einem seltsamen Lächeln sah sie ihn an. „Man darf euch Männer nicht zu sehr verwöhnen.“

Unwillig entgegnete er: „Ah, das ist also deine Meinung! Damit hast du bei mir kein Glück! Du

weist, Leonie, daß ich nichts mehr hasse als Unpünktlichkeit. Es kann leicht sein, daß ich einmal die Geduld verliere und überhaupt nicht mehr komme, wenn du es so weiter treibst. Die ganze Freude hast du mir heute genommen.“

Sie hängte sich an seinen Arm. „Du bist schlechter Laune, Heinzelmännchen. Man kann sich ja wirklich fürchten. Wir zanken uns ja schon wie ein richtiges Ehepaar! Du — du hast aber deine Rekruten nicht vor dir, mein Lieber! Ich kann auch nicht immer fort, wie ich möchte. Mama paßt so auf und fragt auch immer, wohin ich gehe. — Ich hatte Abhaltung — Besuch. — Jolantha Teschendorf war bei mir,“ fügte sie schnell hinzu.

„Jolantha Teschendorf? Wer ist das?“

„Ach, nichts Besonderes. Die Leute bewohnen seit April die zweite Etage in unserem Hause. Sie waren aber während des ganzen Sommers verreist. Sie sind schwer reich, aber ein bißchen komisch. Jolantha ist verwaist, lebt bei ihrem Großvater, einem alten Oberstleutnant, und ihrer Tante. Sie tut mir leid, weil sie niemand hier hat, deshalb nehme ich mich ihrer ein wenig an. — Daß sie nun vorhin zu so ungelegener Zeit kommen würde, konnte ich doch nicht ahnen!“

Er drückte ihren weichen Arm fest an sich wie in Bedauern über seine vorige Unfreundlichkeit. „Warum sagst du mir das nicht gleich, Conny? Mach doch nicht immer so überflüssige Bemerkungen! Jetzt ist's ja gut, und ich sehe es ein.“

Ja, warum sie das nicht gleich gesagt hatte? Weil diese Ausrede ihr eben erst eingefallen war. Unmöglich konnte sie ihm sagen, daß sie sich bei der Schneiderin verspätet hatte.

„Und nun, Heinz?“ fragte sie mit verhaltener Stimme.

Er blieb stehen, zog sie an sich und preßte seine Lippen auf die ihren. „Das, Geliebte —“

Schwer atmend gab er sie endlich frei.

Mit einem tiefen, dunklen Blick sah sie in seine Augen. „Noch böse, Heinz — Heinzelmännchen?“

„Wer kann dir lange böse sein — du! — Aber sieh, mir hat es überhaupt nicht recht gepaßt, daß du mich hierher bestellt hattest. Wie bist du nur darauf gekommen?“

Sie schmiegte sich eng an ihn. „Ach, meine Schneiderin wohnt hier in der Nähe. Sie telephonierte, ich möchte heute nachmittag zur Anprobe kommen, damit mein Gesellschaftskleid rechtzeitig fertig wird. So war es mir hier am bequemsten.“

Jäh brach sie ab. Da hatte sie sich schön verplappert! Mit einem verstohlenen Seitenblick streifte sie ihn. Zum Glück schien er den Widerspruch mit ihrer vorigen Entschuldigung nicht gemerkt zu haben — denn er sagte nichts.

Aber sie war im Irrtum. Wie ein kalter Wasserstrahl traf ihn die Entdeckung, daß sie es wieder einmal mit der Wahrheit nicht genau genommen hatte. Schon öfter hatte sie ihn mit solchen Nichtigkeiten belogen.

Sie bemühte sich, ihre Worte vergessen zu machen. Sie war weich und anschmiegend wie nie. Sonst reizte sie ihn häufig durch die Widersprüche in ihrem Wesen. Süßes, törichtes Zeug flüsterte sie ihm ins Ohr.

Und er vergaß; er fühlte nur das berückende Weib an seiner Seite.

Eng aneinander gelehnt, gingen sie durch das Gehölz. Mehr als einmal bot sie ihm den Mund zum

Russe dar. Sie achteten des Regens nicht, der mit eintönigem Geräusch auf die Blätter der Bäume herniederrauschte.

„Daß wir uns so selten sehen können, Heinz!“ klagte sie.

Er lächelte ein wenig. „Doch fast jeden Tag, Lonny!“

„Nun ja, offiziell wohl! Ich meine aber ‚haben‘, du Lieber!“ sagte sie leidenschaftlich. „Du hast längst nicht so viel Sehnsucht wie ich, sonst würdest du es viel öfter ermöglichen, daß wir uns treffen.“

„Lonny, in deinem Interesse doch nur! Denke, wie sie über dich herfallen würden! Ich mache mir so schon Vorwürfe, da wir doch noch gar nichts Bestimmtes über unsere Zukunft wissen.“

„Oh, ich bin mir vollständig klar. Du wirst schließlich doch ein reiches Mädchen heiraten, und ich — nun, für mich, die arme Baronesse, wird sich ja auch noch ein Plätzchen zum Unterschlüpfen finden, sei es in einem Stift oder einer Familie.“

Er hörte wohl den Vorwurf aus ihren Worten. „So darfst du nicht sprechen, Lonny. Du kennst meine Verhältnisse ganz genau und weißt, daß ich von Onkel Christoph abhängig bin. Wenn ich nicht die Aussicht hätte, sein einziger Erbe zu sein, würde ich dich gar nicht an mich gefesselt haben. Ihm wäre es eine Kleinigkeit, mir jetzt wenigstens die Ration zu geben, aber —“

„Statt dessen stellt er dir die verrückte Bedingung, daß wir uns drei Jahre prüfen sollen. Was kann sich in den drei Jahren alles ereignen! Nun, vielleicht segnet er vorher schon das Zeitliche! Ja, ja, Heinzelmännchen! Ich weiß ja, du magst das nicht hören! Am Ende schreibst du ihm doch noch einmal. Er kann

sich ja anders besonnen haben. Tue es — ich sehne mich ja so nach dir!“

Sie blieb stehen und sah ihn an. Sie kannte ihre Macht über den Mann, der schließlich immer noch nach ihrem Willen gehandelt hatte, wenn er auch oft anderer Ansicht war.

Er riß sie in seine Arme. „Lonny — Liebste!“ Und er küßte sie — immer und immer wieder.

Sie erwiderte seine Liebkosungen. Selten war ihnen ja ein so ungestörtes Beisammensein beschieden. Denn in der kleinen Stadt waren sie zu bekannte Persönlichkeiten, und wenn auch Leonie ziemlich vieles gleichgültig war — den Klatsch fürchtete sie doch. Sie wollte sich ihre Zukunftsaussichten nicht ganz verderben.

Vierundzwanzig Jahre war sie alt geworden, und noch hatte sich ihr kein Freier genähert. Bewunderer zählte die schöne und pikante Baronesse Leonie v. Reinach ja mehr als genug, aber keiner war darunter, der sich ernstlich um ihre Hand bewarb.

Sie gingen weiter. Es begann stärker zu regnen. Eine nahe Turmuhr schlug dreimal an.

„Schon bald sieben! Da muß ich daheim sein, und habe vorher noch zum Abendbrot einzukaufen. Benno ist heute bei uns. Er kann recht ekelig sein.“

„Dann müssen wir eilen, Lonny. Oh, wie du naß geworden bist! Dein Kleid —“

„Oh, das tut nichts!“ Sie lachte unbefangen, trotzdem die rechte Seite des Kleides durch den tropfenden Schirm ganz durchnäßt war. „Ich bekomme jetzt ein neues Kostüm — fesch, sage ich dir. Bei Brandt wird es gearbeitet.“

Er sah sie an und wollte etwas sagen. Doch unterließ er es. Noch hatte er kein Recht dazu, zu fragen,

wovon es bezahlt wurde, und Leonie war in der Hinsicht leicht beleidigt. Sie hatten den Ausgang des Gehölzes erreicht. An der nächsten Wegkreuzung hielten sie ihre Schritte an.

„Ich glaube, Schak, ich gehe jetzt gleich die Leonhardstraße hinauf.“

„Aber es ist so dunkel.“

„Ach, ich fürchte mich nicht! Sonst begegnet mir schließlich noch jemand von Jarraschs. Die sind wie die Kletten.“

„Wann sehen wir uns wieder?“ Bittend hielt er ihre Hand in der seinen, deren Wärme er durch das Leder des Handschuhs spürte.

Sie sann einen Augenblick nach. „Morgen Kaffee bei Sanitätsrats Stärker, übermorgen Nährkränzchen bei Jarraschs — da wird es diese Woche nichts mehr. Nun, am Sonntag sehen wir uns ja offiziell bei der Parade und können dann eine Verabredung treffen. Also bis dahin, leb wohl, Schak! Jetzt hab' ich höchste Eile.“

Sie küßte ihn, streifte seine Wange mit einem leichten losenden Schlag und lief schnell davon.

Zweites Kapitel.

Das Mädchen öffnete die Korridor tür, noch bevor Leonie klingelte. Beim Ablegen hörte sie, daß man schon auf sie warte. An der Garderobe in dem engen, schlecht gelüfteten Vorfaal hing ein grauer Militärmantel, sowie Mütze und Säbel.

„Der Herr Leutnant sind schon lange da,“ meinte Elise, „schon seit halb sieben.“ Sie fühlte die nasse Kleidung ihrer jungen Herrin. „Oh, wie naß sind Baronesse geworden!“ rief sie erschrocken.

Leonie gab ihr einige kleine Pakete. „Hier, den Aufschnitt legen Sie auf die Fleischplatten. Ich komme gleich, will nur schnell einen anderen Rock überziehen — diesen bügeln Sie mir morgen vormittag auf.“ —

Wenige Minuten später betrat Leonie das Esszimmer. „Guten Abend, Mama — guten Abend, Benno!“

„Du bist sehr lange ausgeblieben, Kind!“ Leicht vorwurfsvoll klang die Stimme der Mutter vom Tisch her, über dem eine mit rotem Schleier verhängte Gaslampe brannte.

Die Baronin war mit dem Studium der Zeitung beschäftigt, während Benno im Halbdunkel auf einem Schaukelstuhl saß, den er in leicht wippender Bewegung hielt, und sich zum Zeitvertreib mit dem Taschentuch die Nägel polierte.

„Wer weiß, wo Leonie sich wieder 'rumgedrückt hat!“ bemerkte er spöttisch.

Sie überhörte seinen Einwurf. „Überall bin ich aufgehalten worden, Mama. Ich hab' mir gleich noch Stidseide mitgebracht, da unsere doch nicht reicht, und übermorgen muß die Decke fertig sein. Fräulein Reider drängte schon —“

Die Baronin hüftelte etwas und blinzelte der Tochter bedeutungsvoll zu.

Doch mit einem leichten Achselzucken entgegnete diese: „Warum soll Benno denn nicht wissen, daß wir beide für Geld arbeiten?“

„Leonie, ich verbiete dir —“

„Ach Gott, ereifere dich doch nicht, Mama! Als ob Benno nicht längst schon geahnt hätte, daß die vielen Decken, Läufer und Kissen, mit denen er uns immer beschäftigt sieht, nicht für uns bestimmt sind!“ erwiderte Leonie gleichmütig. „Und im übrigen —“

sollte er wirklich bisher so blind gewesen sein, schadet es nichts, daß er jetzt weiß, wie sehr wir uns plagen und einrichten müssen, um durchzukommen und ihm noch zu geben. Vielleicht schraubt er dann seine Ansprüche ein wenig herunter.“

„Da wären wir ja glücklich bei dem alten Thema wieder angelangt!“ Der junge Offizier sprang so heftig auf, daß der Schaukelstuhl mit einem hörbaren Ruck zurückflog und an ein Tischchen stieß, so daß die Photographien und Nippfachen darauf bedenklich klirren. „Wenn Leonie weiter nichts zu sagen weiß, ist's am besten, ich komme überhaupt nicht wieder. Ärger hat man schon gerade genug!“

Mit einem spöttischen Blick maß ihn die Schwester. „Ja, du hast's schwer, mein Junge!“

Weitere Erörterungen wurden dadurch verhindert, daß das Mädchen mit einem vollbesetzten Tablett hereinkam.

Im Spirituslocher siedete das Wasser. Leonie goß den Tee auf und löschte die Flamme aus.

„Darf ich dir vorlegen, Mama? Der gekochte Schinken ist sehr zart, die Bücklinge sind ganz frisch. Dieses Stück Räucheraal hab' ich für Benno bestimmt.“

Mit flinken Händen schnitt sie Brot und teilte zu.

Der junge Offizier aß mit sehr gutem Appetit. Zum Tee goß er sich reichlich Arak, der das ganze Zimmer mit seinem starken Geruch erfüllte. Er roch in die Kristallkaraffe und rümpfte ein wenig die Nase. „Du, Lone, vom besten scheint euer sogenannter Arak nicht zu sein — wohl so 'ne Dreimarkforte!“

„Wie genau du schäken kannst! Kaufe du ihn doch das nächste Mal, wenn dir diese Sorte nicht paßt! Für uns genügte sie bisher.“

„Und eine neue Karaffe könntest du auch mal

anschaffen! Hier an dem Rande fehlt ein ganzes Stück!“

„Ach, wo fehlte bei uns etwas nicht!“ Mit einem leicht belustigten Blick umfaßte Leonie den gedeckten Tisch. Die Teller und Fleischplatten waren sämtlich alt und zeigten Sprünge und Risse. An der Butterdose war ein großes Stück herausgebrochen. Das Silber war sehr abgenützt, das Tischzeug zeigte neben gestopften und ausgebesserten Stellen verschiedene Löcher. „Große Geister geniert das nicht, lieber Bruder — und zu Neuanschaffungen langt's eben nicht!“

Er runzelte die Stirn. „Und wenn Gäste da sind?“

„Einige heile Teller und Schüsseln und Tassen hab' ich gerettet. Sie stehen im Büfett. Diese letzten Mohikaner möchte ich den Händen unserer sonst ja ganz zuverlässigen Elise lieber nicht anvertrauen, und deinetwegen wollte ich mir nicht die Mühe machen, sie herauszugeben. — Wozu dir Sand in die Augen streuen? Du gehörst ja zur Familie!“

Leonie sprach in einem nachlässigen, überlegenen, sich selbst verspottenden Tone, der ihrer Mutter offensichtlich sehr unangenehm war, da diese vor dem Sohne so viel wie möglich die Dürftigkeit ihres Haushaltes verbergen wollte.

„Hast recht, Lene!“ sagte er ablenkend. „Hauptsache ist, daß was auf dem Tisch steht! Mir schmeckt es. Hast dir sogar Umstände gemacht!“

„Dafür gibt's morgen mittag nur Kakao und Butterbrot! Du siehst, es gleicht sich alles aus!“ versetzte sie gleichmütig.

„Leonie!“ Die Baronin wurde dunkelrot vor Zorn. — „Glaube ihr doch nicht, Benno! Sie hat heut wieder ihren schlimmen Tag. Sie muß mich ärgern, sonst —“

„Ist's denn nicht wahr, daß wir dreimal in der Woche mittags nur Kakao haben und Butterbrot? Einmal gibt's Kartoffeln und Hering, und während der anderen Tage Reste von den vorhergehenden!“

Den Bruder berührte es doch unangenehm, wie Leonie so ironisch von ihrem dürftigen Leben sprach. Unwillkürlich mußte er daran denken, wie er mit den Kameraden in Sekt und ausgewählten Lederbissen schlemmte, während Mutter und Schwester beinahe darbtten.

„Na, so schlimm wird's doch wohl nicht sein!“ entgegnete er unmutig. „Du übertreibst, Lone. Wie du ausiehst, könnte man beinahe annehmen, daß bei euch alle Tage Festtag ist.“

„Wenn du meinst! — Auf jeden Fall ist es ja sehr gesund und rationell, wie wir leben. Kakao enthält so viele Nährstoffe und Eiweiß, ebenso Fisch — und Kartoffeln sind sehr reich an Stärkemehl. In unserer Nahrung sind also alle Bestandteile, die unbedingt zur Erhaltung des Organismus nötig sind. Was braucht man da weiter! Man kann gut dabei bestehen und kommt nicht um!“

Sie lächelte zu ihren Worten in unbestimmbarer Weise.

Er spielte ungeduldig mit dem Messerbänkchen. „Ihr könnt das doch eurem Mädchen nicht bieten! Ich nehme also an, daß es nicht so ist, wie du sagst.“

„Oh, das ersehe ich durch gute Behandlung! Das brave Ding geht für mich durchs Feuer. Dann gebe ich ihr auch mal 'ne abgelegte Bluse, worüber sie hocherfreut ist. Sie scheint wirklich an nichts Besseres gewöhnt.“

„Sie kann euch im Hause in Verruf bringen —“
„Was das anbelangt, darüber bin ich vollständig

beruhigt. Und wenn — dann kann ich auch nicht helfen.“

Der Baronin waren die Tränen nahe. Auf ihrem Gesicht kam und ging die Farbe. „Leonie ist heute unerträglich! Mir ist es furchtbar peinlich, lieber Sohn, daß sie so maßlos übertreibt! Ich hatte mich so auf heute abend gefreut, und nun bringt sie solchen Mißklang in meine Stimmung!“

„Weil ich die Wahrheit sage, Mama? Ach, um so geringfügige Sachen regst du dich auf? Wir werden ja trotzdem immer satt! Denke doch an die vielen Einladungen! Da spart man eben zu Hause am Essen, ißt auf Vorrat. Meinst du, wir sind die einzigen, die's so machen? Morgen zum Beispiel im Kaffee bei Frau Sanitätsrat Stärker — was wird's da alles geben? Erst Kuchen und Torten, dann Brötchen — soviel man will. Nun, ich leide keine Not! Übrigens ist dieses Knappsein ganz gut für meine Figur.“

„Du bist stärker geworden, Lene, tatsächlich —“

„Da siehst du's! Ich habe Anlage dazu. Das macht der Aufenthalt bei Mechthilde Gorisch. Landluft auf einem Rittergut zu genießen, ist immer belöblich. — Bist du jetzt schon fertig, Benno? Noch ein Stück von dem Camembert gefällig?“

Leonie legte auf einen Teller einen Bündling, eine Scheibe Schinken und etwas Käse.

„So, das ist für Elise. Die wird Augen machen, wenn sie dieses üppige Abendbrot sieht!“

Während das Mädchen den Tisch abdeckte, ging der Leutnant im Zimmer auf und ab. Er zündete sich eine Zigarette an. „Ihr gestattet wohl?“

„Wir werden dir sogar Gesellschaft leisten! Mama raucht neuerdings wieder sehr gern. — Sehen Sie das Rauchserving und die Zigaretten hier auf den Tisch,

Elise, wenn Sie fertig sind! — Nein, eine Tischdecke braucht nicht aufgelegt zu werden! Bringen Sie die Äpfel herein!“

Leonie nahm eine Zigarette, setzte sie in Brand und begann den Rauch in kunstgerechten Ringeln von sich zu blasen.

„Nun erzähle, mein Junge, was gibt's Neues?“

„Nichts Besonderes. Was soll denn los sein? Ärger jeden Tag und abends Stumpfsinn — dazu der ewige Dalles!“

„Mir scheint, Benno, du bist reif zum Heiraten!“

„Segen wen? Mach mir einen einigermaßen annehmbaren Vorschlag, und ich pirsche mich sofort 'ran!“

„Ah, so weit sind wir also! Dann mal überlegen! Bei Alice Jarrausch wirst du wohl schwerlich Glück haben — schade! Doch sie schwärmt zu sehr für den Regierungsassessor Surtau, als daß du bei ihr Zeit versäumen solltest. Herta Eckstein hat eine große Schwäche für dich, aber die magst du nicht. Mechthilde Gorisch hat dich schon abblitzen lassen —“

„Leonie!“ fuhr er auf, dunkelrot vor Ärger.

Verwundert sah sie ihn an. „Ja, was ist denn? Meine brüderliche Liebe kann wohl nicht vertragen, daß man deutsch mit ihr spricht? Und ich habe doch nur dein Bestes im Auge, Benno. Glaubst du, daß ich so entzückt bin von unserem Dasein, daß —“

„Ach, hör doch auf!“

„Da bleibt noch Jolantha Teschendorf hier im Hause. Das wäre eine Partie für dich. Du kennst sie ja auch schon.“

„Ich erinnere mich, daß du mich einmal vorgestellt hast — so zwischen Tür und Angel. Sonst kann ich mich absolut nicht besinnen, wie sie aussieht.“

„Ich weiß nicht, ob sie die Richtige für Benno ist,“ warf die Baronin ein.

„Sie kommt ja auch gar nicht in Betracht, nur ihr Geld! Ihre halbe Million ist wichtiger! Unser edler Benno kann keine Frau gebrauchen, die einen Willen und eine Meinung hat. Nur Geld —“

„Wie genau du mich kennst! Ist sie wenigstens hübsch?“

„Das ist Geschmackssache. Es wäre wohl etwas aus ihr zu machen, wenn sie sich anders kleidete. Ich könnte ihr manchmal die Fäden herunterreißen und ihr sagen: Siehst du die Geschmacklosigkeit deiner Kleidung denn gar nicht?“

„Darin bist du allerdings kompetent, Lone. Denn alle Achtung — angezogen bist du immer schick! Ich frage mich manchmal, wie du es möglich machst, bei deinen doch mehr als beschränkten Mitteln stets als Eleganteste zu erscheinen, wie du —“

„Sehr einfach, mein Bester! Es wird eben gepumpt bis zur Bewußtlosigkeit!“ Sie lächelte leichtsinnig. „Baronesse Reinach zu ihrer Rundschau zu zählen, ist eine Ehre und eine Empfehlung für die Geschäftsleute.“

„Auch 'ne Ansicht! Um aber auf besagte Jolantha zurückzukommen, kannst du nicht mal eine nähere Bekanntschaft vermitteln? Ansehen kostet ja nichts!“

„Nichts leichter als das! Jolantha kommt gern zu mir, da sie sich begreiflicherweise bei ihren alten Herrschaften langweilen muß, die mehr als wunderbar sind. Da sie bald zweiundzwanzig Jahre alt ist, hat sie auch freie Verfügung über ihr Vermögen, das in der Hauptsache von ihrer Mutter stammt. Ich glaube schon, daß du Eindruck bei ihr machen wirst.“

Selbstgefällig drehte der hübsche junge Offizier an

seinem dunklen Bärtchen. Er wußte, daß er der Schwarm sämtlicher Backfische war und auf allen Bällen der begehrteste Tänzer. Aber sein Leichtsinn war groß, und mehr als eine ernste Verwarnung war ihm schon von seinem Kommandeur erteilt worden.

„Machen wir! An mir soll es nicht liegen! Ich will ja auch ein Tedeum singen, wenn ich endlich aus dem Dalles herauskomme!“ Er fuhr durch sein dichtes, gescheiteltes Haar mit der wohlgepflegten Hand und starrte verdrießlich vor sich hin.

Leonie beobachtete ihn. „Aha, es brennt wohl schon wieder? Ich sehe es dir doch an! Um wieviel handelt es sich denn?“

Er zögerte nicht mit der Antwort. „Am dringendsten sind lumpige hundertfünfundzwanzig Mark, ganz genau hundertdreiundzwanzig Mark und vierzig Pfennig, die ich bis übermorgen haben muß! Schusterrechnung. Der Kerl mahnt in unverschämtester Weise, droht mit Anzeige beim Alten.“

Die Baronin zog die Augenbrauen hoch. „Doch unglaublich, wie rücksichtslos solche Leute vorgehen! — Böbel!“ sagte sie hochmütig, und dabei dachte sie an ihren eigenen Schuhmacher, der wegen viel weniger, wegen der lächerlichen Summe von achtundvierzig Mark, ihr schon verschiedentlich Szenen gemacht hatte. Sie seufzte. „Wie schwer machen es einem doch solche — solche —“

„Ja, hast recht, wegen solcher Kleinigkeiten machen sie ein Geschrei — sie werden doch die paar Pfenn'ge schon kriegen!“ sagte der Leutnant.

Leonie stand auf, ging ins Nebenzimmer und brachte von dort mehrere graue und blaue Geschäftsbriefe sowie eine kleine altmodische Sparbüchse in Gestalt einer geschweiften Kommode mit. Mit dem winzigen

goldenen Schlüssel, den sie an ihrer Uhrkette trug, schloß sie die Spardose auf und schüttete den Inhalt auf den Tisch — wenige Goldstücke, viel Silber, Nickel und Kupfermünzen.

„Zähle nach, Benno! Damit müssen wir bis zum 1. November reichen. Es werden nicht viel mehr als zweihundert Mark sein. Elise hat noch nicht mal ihren Lohn, und heut ist der Zehnte! Unser Schuster wartet gleichfalls mit Schmerzen auf Begleichung, ebenso Milchfrau, Bäcker, Metzger — was weiß ich! — Hier, sieh die unbezahlten Rechnungen durch — und dann nimm dir, so viel du brauchst und — verantworten kannst.“

„Leonie, du bist unerträglich!“ sagte die Mutter und hob anklagend die Arme zur Decke.

„Aber, Mama, deine Ärmel sind doch ausgeplakt! Du hast vergessen, sie zu nähen!“ bemerkte Lene mit unerschütterlichem Gleichmut.

Die Mutter errötete, sagte unwillkürlich nach den schadhafte Stellen, murmelte etwas und warf der Tochter einen bösen Blick zu.

Benno berührte das peinlich. Denn in dieser Hinsicht war er in seiner äußeren Korrektheit und peinlichen Akkuratess das Gegenteil von Mutter und Schwester, und ein leises Frösteln und Mißbehagen überfiel ihn jedesmal, wenn er die so sehr vernachlässigte und unordentliche Wohnung der Mutter betrat, in der sich kaum ein heiles Stück befand.

Deshalb hatte er auch möglichst vermieden, Rame-
raden dort einzuführen. Stets entschuldigte er das zurückgezogene Leben der Mutter mit einem schweren Herzleiden, das ihr jede, auch die kleinste Aufregung verbot. Man wußte es nicht anders, bedauerte die junge Baroness und suchte sie durch Einladungen zu zerstreuen.

Sierig sah Benno auf den Haufen Geld. Ein gewisses Anstandsgefühl hielt ihn aber doch davon zurück, es auch nur zu berühren. Verstimmt nagte er an seinem Bärtchen.

„Ein Tropfen auf den heißen Stein wäre es nur — nicht wahr, Bruderherz?“

„Aber er braucht es doch nun mal!“ tönte der Mutter weinerliche Stimme.

„Dann gib ihm ruhig, Mama, und wir müssen eben weiterpumpen! Ein Glück, daß ich ein so dickes Fell habe! Angenehm ist es im Grunde ja nicht, seinem Metzger, Bäcker, Schuster zu begegnen, denen man schuldig bleibt. Sie grüßen einen zwar sehr devot, aber doch mit einem so eigentümlich fragenden Blick, den man direkt als Ohrfeige empfindet!“

„Mein Gott, Leonie, kannst du denn diese vulgäre Ausdrucksweise gar nicht lassen! Dicks Fell — — pumpen! Du bist doch kein Student! Und wegen solcher Leute brauchst du doch keine peinlichen Gefühle zu haben!“

„Nein, nein, Mama, gib nur Benno, was du denkst! — Auf ihn muß doch in erster Linie Rücksicht genommen werden! Mir ist es ja ganz gleich! Fräulein Reider bezahlt doch sofort — zwanzig Mark sind uns da sicher!“

Sie sah, wie die Mutter mit zitternden Händen in dem Gelde wühlte und Benno vier Zwanzigmarkstücke und zwei Zehnmarkstücke hinschob — das ganze Gold aus dem Häufchen.

„Nimm, mein Sohn, nimm es — wir zwei einzelnen Frauen werden schon durchkommen!“

Und er sagte nichts, nahm das Geld und steckte es ein — lose, in die Tasche seines Beinkleides.

Ein bitteres, verächtliches Lächeln zog Leonies Mundwinkel herab. Unwillkürlich dachte sie, ob er nun

wohl damit wirklich den Schuster bezahlt, oder ob er nicht vorzieht, sich einen vergnügten Abend zu machen? Ihn kümmert es weiter nicht, wie wir auskommen!

Es war, als fühle Benno, was in dem Lächeln der Schwester lag, denn er wurde glühend rot, und in seiner Verlegenheit zog er heftig an seiner Zigarette, so daß er, in einen dichten Rauch gehüllt, die forschenden Blicke der Schwester nicht so spürte.

Sie stand auf. Aus einem Kasten des Büfets nahm sie ein in ein weißes Tuch gehülltes Paket. „Du erlaubst, Benno, daß ich noch ein wenig arbeite. Diese Decke muß unbedingt bis morgen abend fertig sein.“

Ärgerlich rief die Mutter: „So eilig ist es doch nicht! Für mich ist Feiertag, wenn Benno mal kommt.“

„Gewiß! Aber trotzdem wird er es mir nicht übernehmen, wenn ich in seiner Gegenwart arbeite.“

„Bitte, geniere dich durchaus nicht. Ich will euch auch nicht länger stören.“ Er hatte schon mehrere Male verstoßen nach der alten Meißener Uhr geblickt, die unter einem geborstenen Glassturz auf dem Büfett ihr Dasein fristete. Pausbädige Amoretten, denen aber zum Teil die Köpfe, Arme und Flügel fehlten, umtanzten das Zifferblatt, schwangen sich in leichtem Reigen und bildeten die Umrahmung für das unvermeidliche Schäferliebespaar. Die Uhr war ein eigenartiges Stück und wäre sehr wertvoll gewesen, wenn man sie besser gehalten hätte.

Während Leonie die Fäden durch die feine Stiderei zog, fragte sie beiläufig: „Und im Regiment — wie sieht's da aus?“

„Die zwei neuen in meiner Kompanie machen sich ganz gut. Besonders Hubert Lezius ist 'n ganz verfluchter Kerl.“

„Er macht 'nen recht simplen Eindruck.“

„Hat's aber faustidisch hinter den Ohren.“

„Und Altorf?“

„Der?“ Benno zuckte wegwerfend die Achseln. „Der ist ein großer Streber, seit er Adjutant geworden ist. Aber der Alte hält große Stücke auf ihn. Übrigens“ — er warf einen scharfen Blick nach der Schwester — „du hast ja 'ne besondere Vorliebe für ihn — nicht?“

Ruhig hielt sie seinem Blicke stand. „Ich? Ich denk' nicht dran! Hätte auch gar keinen Zweck!“ Sie lachte ein wenig. Es klang hart und trocken. „Er hat doch auch nichts!“

„Freue mich, daß du so vernünftig denkst! Du wirfst dich bei deiner Klugheit schon nicht verzetteln!“

Ihr schien, als enthielten seine Worte eine Warnung, einen Verweis.

„Mir tut es schon leid, daß ich ihn ein paarmal mitgebracht hatte. Er ist so unheimlich spießig und pedantisch. Und wie es bei euch aussieht — na, den Staub auf den Möbeln sehe ich trotz der magischen Beleuchtung!“

Mit einem berebten Blick ließ er seine Augen im Zimmer herumschweifen. Die Armseligkeit und Dürftigkeit der Einrichtung lugte aus allen Ecken hervor, wenn sich auch Mutter und Tochter Mühe gaben, das durch phantastische Zierate und Dekorationen und künstliche Verdunklung zu verschleiern. Schwere, dunkelrote Plüschvorhänge mit Stiderei, bunte Stores ließen den Raum in einem ständigen Dämmerlicht erscheinen. Einzelne Möbel, wie das Büfett, einige Lederstühle, ein alter Schrank waren an sich zwar wertvolle Stücke, doch eine rücksichtslose Behandlung hatte die Sachen sehr beschädigt und dadurch entwertet.

„Elise ist heute leider nicht zum Staubwischen ge-

kommen. Sie hatte zu waschen. Und wenn jemand erwartet wird, besorge ich das eigenhändig! — Gerade Altorf hat sich bei uns sehr wohl gefühlt, wie er mir gesagt hat. Du könntest ihn, sowie Lezius ruhig mal zu uns mitbringen. Dann kommen auch die ganzen Teller auf den Tisch,“ schloß sie lachend.

Er verzog den Mund. „Ich kann Altorf nicht gut vertragen. Er macht mich nervös mit seinem ewigen Bevormunden. Ich bin doch kein Fähnrich mehr, und die paar Jahre, die er älter ist als ich —“

„Euren neuen Kommandeur hab' ich kürzlich gesehen. Ein Haus wird er wohl nicht machen?“

„Als Witwer schwerlich! Aber sehr reich soll er sein! Ein paar Säule hat er — zum Verlieben!“

Die Baronin rauchte eine Zigarette nach der anderen. Sie sah sehr würdig aus in der schwarzen Seidenbluse, die gut zu ihrem schmalen, stark gepuderten Gesicht mit den dunklen Augen und zu dem schneeweißen Haar paßte. Man sah ihr noch jetzt die frühere Schönheit an. Die Kinder glichen ihr — besonders der Sohn hatte viel von ihr, das feingesechnittene Gesicht, die gerade Nase, die schmachttenden Samtaugen.

Leonies Gesichtszüge waren lange nicht so regelmäßig wie die der Mutter. Der Mund war zu üppig, die Zähne groß und nicht tabellos, die Nase zu kurz, und der Teint entbehrte der Reinheit. Ein kleiner Leberfleck über dem linken Mundwinkel wirkte aber ganz pikant. Und alle diese kleinen Mängel wurden ausgeglichen durch ihre wundervolle Figur, die schönste in der ganzen Stadt, wie der Bruder behauptete, der Renner darin war. Mit einem unnachahmlichen Schick trug und kleidete sie sich. Ihrem Reiz konnte sich so leicht kein Mann entziehen.

Freundinnen hatte sie nicht, und besonders günstig

beurteilte man sie auch nicht. Doch das kümmerte sie nicht viel. Ihr Streben ging einzig nach einer glänzenden Heirat. Sie wußte genau, was sie wollte, und ihr Herz war bei jedem Flirt kühl geblieben — bis Heinrich v. Altorf in ihr Leben getreten war, zu dem sie eine tiefe Neigung gefaßt hatte — trotz der großen Verschiedenheit ihrer Charaktere. An eine baldige Verbindung konnten die beiden Liebenden noch nicht denken, da ihnen Heinrichs Onkel wider Erwarten eine so harte Bedingung gestellt hatte. Noch drei Jahre warten? Das ging nicht, das war unmöglich, dieses Opfer konnte sie dem Geliebten nicht bringen!

Sie mußte sich aber fügen. Vorläufig gab es nichts Besseres für sie.

Drittes Kapitel.

Heller Sonnenschein strahlte am Sonntag vom blaßblauen Himmel herab, in seiner angenehmen, alles durchdringenden Wärme den Sommer vor-täuschend.

Auf dem Platz vor dem Schlosse erging sich eine fröhliche, gepukte Menge; man wartete auf den Aufzug der Wache und das daran anschließende Promenadentanzert.

Es war ein ununterbrochenes Kommen und Gehen, und für den aufmerksamen Zuschauer gab es genug zu sehen, was der Beobachtung wert war. Die ganze junge Welt der Garnisonstadt gab sich hier ein Stelldichein, und zu manchem Flirt wurde da der Anfang geknüpft. Badfische trafen ihre Primaner — die Künstler, für die sie schwärmten, fehlten gleichfalls nicht, und die jüngeren Offiziere waren alle vertreten.

Gruppenweise standen sie beisammen. Benno

v. Reinach, der „schöne Benno“, wie er allgemein genannt wurde, ließ sich genügend bewundern, ziemlich ungeniert warf er, von Lezius kräftig unterstützt, seine Kritiken und Bemerkungen hin, daß die jungen Mädchen, die wohl nicht ohne Absicht öfter als einmal an ihnen vorübergingen, die Köpfe zusammensteckten und lüchelten.

Die Musiker stellten sich jetzt auf, und bald danach ertönte, mit Schwung vorgetragen, die Ouvertüre zu den „Lustigen Weibern von Windsor“.

Da kam quer über die Straße Leonie v. Reinach. Sie sah sehr fesch aus. Ein riesengroßer Hut neuester Mode mit weißem Reiter saß kühn auf dem gewellten dunklen Haar, und ein elegantes lila Kostüm, reich mit Treppen und Knöpfen besetzt, umschloß ihren Körper. Am Ausschnitt der langen Jade prangte ein Veilchenstrauß. Aller Augen richteten sich auf ihre auffallende Erscheinung. Sie merkte diese allgemeine Beachtung recht gut; sie tat ihr wohl, wenn sie auch wußte, daß die Damen sie wenig liebenswürdig kritisierten. Sie amüsierte sich darüber.

Ihr Bruder mit Lezius kam ihr entgegen.

„Tag, Lone! Kamerad Lezius brennt darauf, deine Bekanntschaft zu machen.“

Er stellte vor, und die drei plauderten lustig miteinander. So lebhaft und angeregt Leonie auch schien, ganz bei der Sache war sie nicht. Ihre Blicke schweiften suchend umher — nach dem einen! Da sah sie ihn endlich von weitem, nachdem sie schon die Hoffnung aufgegeben, ihn heute noch zu treffen. Er kam näher. Das Herz schlug ihr. Endlich bemerkte er sie. Grüßend legte er die Hand an den Helm.

Mit einem Scherzwort rief ihn Lezius herbei. Leonie reichte ihm die Hand, die er an seine Lippen

führte. Er fühlte ihren kurzen, bedeutungsvollen Händedruck.

„Ich habe Sie lange nicht gesehen, Herr v. Altorf.“

Er musterte ihre Kleidung. Sie bemerkte, wie der frohe Ausdruck in seinem Gesicht einem mißbilligenden Platz machte. Sie lächelte darüber. Ihm gefiel also weder der Hut noch das neue Kostüm. Lieber, absonderlicher Schwärmer! Dieses Kritifizieren wollte sie ihm bald abgewöhnen, denn er hatte einen ganz spießigen Geschmack, und gerade vorher hatte Lezius ihr feurige Komplimente über ihr Aussehen gemacht.

Die Musik spielte ein Potpourri aus der „Dollarprinzessin“. Leise summt sie die Melodie mit. Plötzlich neigte sie den Kopf zum Gruße. Sie nickte einem jungen Mädchen zu, das an ihnen vorüberging. Die Herren grüßten gleichfalls.

„Wer war das, Lene? Mir eine unbekante Größe.“

Leonie sang als Antwort den Text zu dem eben gespielten Teil: „Das sind die Dollarprinzessen, die Mädchen aus purem Gold.“

Fragend blickten ihre Begleiter sie an.

„Die Dame ist eine Bekannte aus unserem Haus, ein Fräulein Jolantha Teschendorf. Ich nenne sie ‚König René's Tochter‘, weil sie auch so etwas Liebes, Süßes wie die Jolantha in dem Drama von Herz an sich hat.“

„Gibt's das noch — außer Ihnen, Baronesse?“ fragte Lezius lech und neigte sich zu ihr.

Sie lachte. „Da — überzeugen Sie sich!“

In einiger Entfernung war Jolantha Teschendorf stehen geblieben, um auf die Musik zu hören. Interessiert sahen die drei Herren nach der schlanken, jugendlichen Erscheinung, und mit einem spöttischen Lächeln

dachte Leonie: „Wie doch die Erwähnung des Mammons gleich zieht!“

Sie musterte Jolanthas Anzug. Ein blaues Reformkleid mit breitem, echten Spizentragen fiel lose an der sehr schlanken Gestalt des Mädchens hernieder; auf dem aschblonden, schlicht gescheitelten Haar, das an den Ohren zu Muscheln aufgesteckt war, saß ein sehr einfacher, schwarzer Hut. Ihre ganze Erscheinung wirkte ungemein kindlich; sie sah wie eine Siebzehnjährige aus.

„Vielleicht trifft man die Dame einmal in Gesellschaft?“ fragte Lezius.

„Das bezweifle ich, Herr v. Lezius. Die Herrschaften leben sehr zurückgezogen. Sie werden schon auf irgend eine andere Art die Bekanntschaft des Goldfischchens suchen müssen!“ sagte Leonie lachend. „Vielleicht bemühen die Herren sich jetzt schon darum? Ich will inzwischen weiter gehen. — Benno, Mama erwartet dich gegen Abend auf ein Stündchen. Enttäusche sie nicht und komm!“

Er verstand seine Schwester und gab ihr feste Zusage.

Sie reichte den Herren die Hand. „Adieu, Herr v. Lezius — adieu, Benno! — Vielleicht begleiten Sie mich ein Stück des Weges, Herr v. Altorf, wenn Sie nichts anderes vorhaben?“

„Ich bitte, Baronesse, über mich zu befehlen.“ Er verneigte sich leicht. Kein Zug in seinem ernstesten Gesicht veränderte sich.

Ihm mißfiel die leichte Art, in der Leonie mit den Herren verkehrte und ihre mehr oder weniger ledigen Komplimente hinnahm. Mehr als einmal hatte er ihr darüber Vorhaltungen gemacht, teils aus Eifersucht, teils aus verletztem Feingefühl.

„Endlich — endlich sehe ich dich wieder, Heinz!“ sagte Leonie, als sie allein mit ihm weiterging. „Wie hab' ich mich nach dir gesehnt! Gestern bin ich eine geschlagene Stunde in der Karlstraße herumgelaufen!“

„Tu das lieber nicht, Lonny! Es könnte auffallen, und ich möchte nicht, daß man mißlieblich über dich spricht.“

„Wie du vorsichtig bist!“

„Man kann es nie genug sein.“

„Na ja! — Der Lezius ist eigentlich 'n ganz netter Kerl, sieht so fade aus, und trotzdem —“

Altorf runzelte die Brauen. „Zu allem zu haben, nur nicht zum Dienst! Für deinen Bruder ist er gerade nicht der beste Umgang.“

Leonie stieß einen ungeduldigen Seufzer aus. „Ich habe gar keinen Einfluß auf Benno! Mama und ich haben gerade Sorgen genug. Ich kann ihn auch nicht ändern. Ihm kann nur eine reiche Frau helfen. Er ist so lebenslustig — das hat er von Papa.“

„Glaubst du denn, Lonny, andere müssen sich nicht auch einrichten? Mancher freilich lernt es nie, und wenn seine Mittel noch so beschränkt sind. Ich muß auch mit einer nur kleinen Zulage auskommen. Und es geht, wenn man nur ernstlich will.“

„Ach, lieber Heinz, deine Sonntagspredigten kenne ich,“ versetzte sie leichtthin. „Sag mir lieber, wie ich dir gefalle. Das ist das neue Kostüm, von dem ich dir sprach.“

Er schwieg.

„Nun, warum sagst du nichts?“

„Weil ich heute durch jedes meiner Worte dein Mißfallen erzeuge. — Doch, da du mich fragst: du gefällst mir nicht. Viel zu auffallend siehst du aus —“

und wieder hast du dich zu stark parfümiert. Ich mag das nicht leiden!“

„Dacht' ich's mir doch!“ Seringschäkend verzog sie den Mund. „Soll ich mich etwa so kleiden wie Königin Renés Tochter, so simpel, so geradezu unmöglich —“

„Das fand ich durchaus nicht. Die junge Dame macht einen sehr vornehmen Eindruck.“

„Dann heirate sie doch! — Mich liebst du ja doch nicht mehr, hast immer etwas an mir auszusetzen!“ Ihre Stimme brach beinahe in Tränen.

Fast erschrocken sah er sich um. „Leonie, wir sind hier nicht allein! Lasse dich nicht so gehen!“

„Ach, Heinz, mir ist manchmal alles zu viel — nur bei dir suche ich Ruhe! — Sag, wann werden wir uns wiedersehen? Vielleicht morgen nachmittag? — Und heute kommst du mit Benno zu uns! Ich hab's ihm schon gesagt — bitte, keine Widerrede!“ Sie sah ihm an, es war ihm nicht recht. „Nun ist es zu spät, nein zu sagen — du wirst die Stunde in unserer Häuslichkeit überstehen müssen,“ setzte sie traurig hinzu.

„So war es doch nicht gemeint.“

„Schon gut, Heinz, ich weiß ja.“ Sie blieb stehen und reichte ihm die Hand. „Adieu, Herr v. Altdorf!“

„Meine Empfehlungen zu Hause, Baronesse!“

Einige ältere Damen standen in ihrer Nähe vor einem Schaufenster, eifrig miteinander sprechend, und Leonie ging nicht fehl in der Annahme, daß sie es war, die das Hauptthema dieser Unterhaltung bildete. Sie lächelte und warf einen ausdrucksvollen Blick nach der kleinen Gruppe.

In dem Augenblick, als sie sich trennten, ging ein älterer Offizier vorüber. Altdorf klappte die Fersen zusammen und grüßte stramm. Es war der Oberst.

Leutfelig sprach der ihn an. Seine Augen folgten dabei der Richtung, die Altorfs Blicke genommen hatten.

Der junge Offizier war nicht im Zweifel, daß Leonie dem Oberst aufgefallen war, und um jede Mißdeutung auszuschalten, die durch des Mädchens Haltung hervorgerufen werden konnte, sagte er: „Baroness Reinach ist's, die Schwester vom Leutnant Reinach.“

„Ah,“ meinte der Oberst zerstreut und blickte noch immer die Straße hinunter. Der weiße Reiter auf Leonies Hut war noch zu sehen, als ihre Gestalt schon in der Menge anderer Gestalten untergetaucht war.

Nach dem Essen brachte Leonie das Zimmer wieder in Ordnung. Sie lüftete und nahm selbst das Staubtuch zur Hand, was nur in ganz außergewöhnlichen Fällen geschah.

Aber den Tisch breitete sie ein Damasttuch, das, wenn auch vergilbt vom Liegen, doch wenigstens ganz war und nur einige kleine gestopfte Stellen aufwies; sie hatte den ganzen Wäscheschrank durchwühlt, um einigermaßen anständige Wäsche zu finden.

Nachdem sie einen gestickten Läufer, Tassen und Teller sowie eine altertümliche Vase mit leuchtfarbigen Herbstblumen aufgestellt und das Gebäck in einem silbernen Kuchenkorb geordnet, sah es ganz einladend aus. Leonie besaß unleugbar Geschmac und eine geschickte Hand. Ihr Ordnungssinn war aber nur sehr mäßig entwickelt; das hatte sie von der Mutter. Die Damen am Vormittag unvermutet zu besuchen, hätte beide in peinlichste Verlegenheit bringen können.

Jetzt klingelte es. Leonie eilte selbst, die Tür zu

öffnen und empfing die Eintretende mit Umarmung und Kuß.

„Das ist lieb, daß Sie Wort gehalten haben und uns ein wenig Gesellschaft leisten wollen, Fräulein Jolantha!“ rief sie lebhaft. „Sie sind doch sicher heut' mittag noch rechtzeitig gekommen, oder war Tante Cölestine schon ärgerlich, daß Sie mit mir die Zeit verplaudert haben? Nun kommen Sie! Mama freut sich auf Sie.“

Mit herablassender Freundlichkeit sprach die Baronin zu dem jungen Mädchen, das ihr die Hand küßte, einige Worte und vertiefte sich dann wieder in ihren Roman.

Leonie zündete die Flamme unter dem kleinen Spirituskocher an. „Es ist möglich, daß mein Bruder uns im Vorbeigehen begrüßen wird, wie fast jeden Sonntag. Er ist so besorgt um Mama, der gute Junge.“

Angeregt plauderte Leonie, lauschte aber immer, ob es noch nicht klingelte. Benno mußte doch nun bald kommen!

Endlich ertönte die Vorfaalglode. Sofort hörte Leonie, daß es zwei Personen waren, die da eintraten. Ihr Herz schlug vor Freude; am liebsten wäre sie hinausgeeilt, den Geliebten zu begrüßen.

Die Baronin horchte auf. „Es scheint, Benno kommt nicht allein.“

Das Mädchen öffnete die Tür und ließ die Herren eintreten, Benno und Altorf.

Sofort, als Leonie die beiden Herren mit Jolantha bekannt gemacht hatte, sprach Benno eifrig auf das junge Mädchen ein, das etwas verwundert über seinen Redeschwall war.

Leonie goß Tee in die Tassen und bot Zucker,

Sahne und Gebäck an. Sie war heiter und froh gestimmt wie lange nicht.

Altorf fühlte sich der Baronin gegenüber etwas unfrei, denn er konnte eine gewisse Abneigung gegen die stark gepuderte, viel zu jugendlich gekleidete Frau nie überwinden. Sie erschien ihm so unecht wie eine Theaterbaronin in ihrer Redeweise und in ihrem Benehmen, und er konnte dieses Gefühl auch Leonie zuliebe nicht unterdrücken. In seinem geraden, offenen Sinn widerstrebte es ihm, da Gastfreundschaft anzunehmen und Freundlichkeit zu heucheln, wo er sie nicht empfand.

Aber doch beglückte es ihn, mit der Geliebten in einer solchen Weise zusammen zu sein. Die heimlichen Zusammentünfte, zu denen stets sie die Veranlassung gab, waren gar nicht nach seinem Sinn.

Er liebte Leonie, dieses eigenartige, fesselnde Wesen, wenn sie auch voller Fehler und Widersprüche war. Gegen ihren Reiz konnte auf die Dauer kein Mann unempfindlich bleiben. Trotzdem flog sein Blick öfters vergleichend zu Jolantha Teschendorf hinüber.

Was ihm am meisten an ihr auffiel, waren die großen, schönen, dunkelgrauen Augen mit den langen Wimpern, die das schmale Gesicht ungemein belebten. Ihre Gesichtszüge waren von einer wunderbaren Feinheit und Regelmäßigkeit, ähnlich denen einer antiken Statue, die Nase so fein und gerade, der blaßrote Mund mit den tadellosen weißen Zähnen sehr schön geschnitten und das Kinn von einer lieblichen Rundung. Ihre Gestalt war, wenn auch gut gewachsen, doch wenig reizvoll, da ihre Formen jeglicher Fülle entbehrten. Einen herben, unfertigen, fast kindlichen Eindruck machte das junge Mädchen. Das schwere, aschblonde Haar trug sie schlicht geschheitelt und zu

beiden Seiten über den Ohren in Biedermeierknoten aufgesteckt.

Benno war bald fertig mit seinem Urteil über sie: „Blond, fad, nichtsagend, langweilig!“ Vielleicht würde sie eine ganz bequeme Frau werden, mit der er aber sonst keinen Staat machen konnte. Er hatte ja keinen Blick für die feinen, aparten Reize dieses zarten Gesichts, die sich nur einem liebevollen Beobachter offenbarten und neben Leonies üppiger, lebensvoller Schönheit verblaßten.

Trotzdem Benno wenig Gefallen an Jolantha Teschendorf fand, machte er ihr doch in einer beflissenen Weise den Hof, so auffallend, daß Altorf unmutig die Stirn runzelte, da es ihm den Eindruck machte, als wolle der jüngere Kamerad sich über sie lustig machen.

Sie verhielt sich ablehnend. Ein hochmütiger Zug glitt über ihr Gesicht, während sie ihn schlagfertig zurechtwies; mehr als einmal mußte er ihr eine Entgegnung schuldig bleiben.

„Hoffentlich habe ich das Vergnügen, das gnädige Fräulein recht bald einmal in Gesellschaft zu sehen,“ bemerkte er.

„Wohl schwerlich, Herr Baron! Großpapa und Tante sind zu alt, als daß ich ihnen zumuten könnte, um meinetwillen einen Teil ihrer Nachtruhe zu opfern oder ihre Bequemlichkeit aufzugeben.“

„So entsetzungsvoll dürfen Sie aber nicht sein, Gnädigste, und zugleich so grausam gegen die Gesellschaft. Sie sind jung —“

„O, das ist ein Fehler, den ich mit jedem Tage mehr ablege.“

„Ich meine, Sie haben doch auch ein Recht auf —“

„Aber ich sehne mich ja gar nicht danach. Mir genügt mein Leben, wie ich es führe, vollständig.“

„Dann sind Sie sehr bescheiden,“ bemerkte Benno sarkastisch.

Leonie griff über den Tisch nach Jolanthas Hand. „Mein Bruder hat nicht unrecht, Liebste! Schließen Sie sich mir an,“ sagte sie, „ich gehe ja auch in Begleitung von Jarraachs, da Mama zu leidend ist.“

„Und trotzdem gönne ich meiner Tochter jede nur erdenkliche Freude in der Erinnerung an meine eigene Jugendzeit, die allerdings selten schön war, wie ich sie — leider — meinen Kindern nicht bieten kann!“ nahm die Baronin das Wort. „Sie, mein liebes Kind, sitzen da zwischen den beiden alten Leutchen — wie ein eingefangenes Vögelchen kommen Sie mir manchmal vor. Der Herr Oberstleutnant ist in seiner Jugend sicher auch kein Kopfhänger gewesen. Machen Sie Leonie also das Vergnügen, daß sie Sie einführen darf. Ihre Verwandten werden sicher nichts dagegen haben, und Frau v. Jarraach würde sich sehr freuen, Sie mit unter ihre Fittiche zu nehmen. Das Patronisieren und Bemuttern ist ja ihre Passion.“

„Sie sind sehr liebenswürdig, Frau Baronin, und ich danke Ihnen dafür. Doch möchte ich mit Rücksicht auf Tante Cölestine vorläufig keine Änderung in meiner Lebensweise treffen. Ich kenne ihre Ansichten und möchte sie nicht kränken. Was bedeutet da der Verzicht auf ein Vergnügen für mich, wenn ich sie zufriedenstelle!“

Altorf warf ihr einen warmen Blick zu. Mit welcher Selbstverständlichkeit sie sich und ihre Wünsche anderen unterordnete, und mit welcher heiteren Ruhe sie davon sprach! Wie hätte Leonie sich dagegen gestemmt!

„Aber was tun Sie denn da den ganzen Tag? Sie haben doch eine Köchin, ein geschultes Stubenmädchen — Sie müssen sich ja langweilen!“

„O nein, Frau Baronin. Langweile ist mir überhaupt ein fremder Begriff. Ich habe genug zu tun, und der Tag geht mir nur zu schnell hin. Ich helfe Großpapa bei der Pflege seiner Blumen, mache mich in der Küche nützlich, gehe zum Schwimmen, ich musiziere, male ein wenig, und Tante hat so viel zu nähen für arme Leute, worin ich sie unterstützen muß, daß —“

„Das sind allerdings wichtige und interessante Beschäftigungen!“ bemerkte Benno spöttisch. „Da begreife ich, wie Sie in Anspruch genommen sind, meine Gnädigste.“

Jolantha heftete ihre großen klaren Augen voll auf ihn. „Sehr gut verstehe ich, Herr Baron, daß ich Ihnen ein wenig lächerlich und altmodisch vorkomme, aber —“

Die Baronin und Leonie protestierten und warfen dem jungen Offizier vorwurfsvolle Blicke zu.

„Offen gesagt,“ rief Frau v. Reinach, „bei Ihrem Vermögen, liebes Kind, wo Sie so ganz unabhängig sind, sollten Sie —“

„Ach, das hat damit gar nichts zu tun!“

„O doch, Sie können sich jeden Luxus gönnen. Ihre Reisen allein —“

„Die haben mir allerdings viele Freude gemacht. Jetzt hat das auch ein Ende, da Großpapa seine Ruhe haben soll. Er war rührend lieb, mir so viel Schönes zu zeigen, und die Erinnerung an unsere letzte Reise — wir waren in Holland und Belgien —“

„Ah, Ostende!“ warf Leonie mit blinkenden Augen ein. „Mein sehnlicher Wunsch ist's, dahin zu kommen. Erzählen Sie, bitte!“

Jolantha verstand gut und anschaulich zu schildern. Weich und warm schmiegte sich ihre dunkle, schöne Stimme dem Ohre ein. Altorf war überrascht, wie

fließend sie sprach, welche poetischen Bilder sie fand. Anfangs hatte er sie für schüchtern und befangen gehalten, doch das leise überlegene Lächeln, das um ihre Lippen spielte bei dem Wortgefechte mit Benno, ihr klarer, kluger Blick bekehrten ihn bald zu anderer Ansicht. Er bekam das Gefühl, daß sie Leonie sowohl als auch ihrem Bruder geistig weit überlegen war, dies aber unter ihrer Bescheidenheit verbarg.

Die Herren hatten ihren Aufenthalt länger als beabsichtigt ausgedehnt. Altorf stand jetzt auf, und Benno folgte seinem Beispiel.

Als der sich von Jolantha verabschiedete, hielt er ihre Hand fest in der seinen und ließ heftete er seine hübschen Augen auf ihr Gesicht. Er kannte ja die Macht seines Blickes, und dieses schlante, naive Goldfischlein zu erringen, dünkte ihn ein kleines.

„Liebster!“ flüsterte Leonie und sah Heinrich voll Demut und Hingebung an. Heiß strömte ihm das Blut zu Herzen, als sie sich neben ihn stellte und ihre Schultern sich berührten.

Sie erschien ihm so hausfrauulich in der weißen Tändelschürze und der schlichten, weißwollenen Bluse, worin sie ihm ungleich besser gefiel, als in ihrer sonstigen Eleganz. Und wenn sie erst sein war, dann würde er sie sich auch nach seinen Wünschen erziehen. Das, was ihm an ihr mißfiel, war wohl nur das Ergebnis ihrer Umgebung. Das ängstliche Bemühen, den Schein zu wahren, das Glänzen nach außen hin, das mit häuslichem Entbehren und Entsagen verknüpft war — alles das schaffte die Halbheiten und Unwahrheiten, die ihm so verhaßt waren.

Gleich unten an der Tür trennten sich die beiden Offiziere, da Altorf nach Hause gehen wollte, während Benno noch eine Verabredung mit Lezius hatte.

Hauptsächlich war es wohl beider Wunsch, nicht länger als nötig zusammen zu sein, denn sie standen sich nicht besonders. Benno war sehr leichtsinnig und auch kein tüchtiger Offizier; Altorf dagegen war mit Leib und Seele Soldat. Es hatte schon manchmal kleine Reibereien zwischen ihnen gegeben.

Viertes Kapitel.

„Na, Jolantha, Vögelchen, bist wieder da? Siehst so erregt aus, hast so heiße rote Wädden! Der Tee war wohl zu stark bei der da unten, bei der Reinach?“ knurrte der alte Oberstleutnant, nickte aber doch der Enkelin wohlwollend zu.

Tante Eölestine sah mit dem unvermeidlichen Stridstrumpf bei ihrem Vater. Sie blickte mißbilligend über die runden Brillengläser zu der Nichte, die eben ins Zimmer getreten war. „Kommst spät, Jolantha —“

„Raum sechs vorbei, Tantchen! Bis dahin hast du mir ja Urlaub gegeben.“

„Nun ja, du weißt aber, Großpapa kann nicht so spät zu Abend essen, und gar heute, wo wir die gedünsteten Ganslebern haben! — Amalie kann dann anrichten.“

Sie strickte schnell noch einige Nadeln ab und wickelte den Wollknäuel sorgfältig auf, ehe sie die Arbeit aus der Hand legte. Beim Aufstehen war sie dem Vater behilflich, der im rechten Bein, das dick umwickelt war, von argen Schmerzen gequält wurde.

Beim Essen legte sie reichlich vor.

„Iß dich satt, Jolantha! Du wirfst unten nicht so viel bekommen haben.“

Das junge Mädchen lachte auf. „Aber Tantchen, zum Tee ist man sich doch überhaupt nicht satt!“

„Ob sich die Reinachs wohl jemals satt essen?“ fragte Tante Cölestine. „So sieht's mir da unten wirklich nicht aus. Offen gesagt, Jolantha, ich liebe den Verkehr mit der Baronesse gar nicht. Was Gutes lernst du von der nicht.“

„Aber Tantchen, wie kannst du nur so lieblos sprechen! Leonie ist so freundlich, so —“

„Von einer Freundlichkeit, die ich gar nicht liebe. Ich halte sie für falsch und berechnend. Traue meiner Menschenkenntnis! — Und was ist das für eine Art, einen Haushalt zu führen! Alles dem Mädchen überlassen, weil beide nichts tun wollen und auch nichts verstehen! Und die Wäsche! Kein ganzes Hemd und dabei voller Spitzen und Einsätze, die halb zerrissen sind. Und die Bett- und Tischwäsche!“ In heiliger Entrüstung schlug sie die Hände zusammen. „Die Strümpfe, dünn wie Spinnweb, keine Ferse mehr drin — und dabei den ganzen Tag herumlaufen —“

„Woher weißt du denn das so genau, Tine?“ forschte der Oberstleutnant.

„Auf dem Boden hab' ich's gesehen. Daß sich die Leute nicht schämen, so was aufzuhängen!“

„Was geht dich denn anderer Leute Wäsche an!“ knurrte der Alte. „Du brauchst sie ja nicht anzuziehen und zu stopfen — also kann es dir ganz egal sein!“

Cölestine errötete über den Vorwurf des Vaters. „Ich meinte auch nur, daß solche Leute kein Verkehr für unsere Jolantha sind.“

„Na, 'n bißchen Ansprache wollen wir dem Vögelchen doch gönnen! Wir zwei Alten sind doch nichts den ganzen Tag für sie.“

Er strich zärtlich über ihre Hand.

„Ich habe bisher noch nichts vermißt, Großpapa!“ sagte sie weich, „und Leonie ist auch nicht so, wie Tante

denkt. Sie möchte es wohl anders haben, hat aber keine Zeit, alles zu tun. Sie arbeitet für ein Geschäft, um sich ein Taschengeld zu verdienen, und geniert sich nicht, mir das einzugestehen.“

„Wenn sie es nicht so haben, dann braucht sie sich auch nicht so aufzudonnern — immer gleich nach der neuesten Mode! — Wie bescheiden bist du dagegen.“

„Ach, Tantchen — ich! Mir steht ja doch nichts, während Leonie anziehen kann, was sie will — sie ist immer schön!“

Bestätigend nickte der Oberstleutnant. „Sauberes, appetitliches Frauenzimmer ist sie. Das muß ihr der Neid schon lassen! Diese Figur, diese Augen —“

Seine Lobpreisungen waren nicht ganz nach Cölestines Geschmack. Sie verzog den Mund und dachte, die Männer sind doch alle gleich, ob alt, ob jung — auf ein hübsches Gesicht fällt jeder 'rein!

„War außer dir noch jemand unten, Jolantha?“ fragte sie dann.

„Ja, Tantchen, der Leutnant mit einem Kameraden.“

Tante Cölestine schlug mit der Hand auf den Tisch — so heftig, daß die Teller und Gläser klapperten. „Dacht' ich's doch!“

Verwundert blickten die beiden anderen auf die Erregte.

„Was hast du denn, Tine?“ fragte der Vater.

„Na, das ist doch klar! Die wollen sich für den verschuldeten Leutnant unsere Jolantha kapern!“

„Verschuldet — der Leutnant? Weißt du denn das so genau, Tine?“

„Na, alle Leutnants sind verschuldet.“

„Stimmt, Tine! Kenne ich aus eigener Erfahrung,“ schmunzelte der Oberstleutnant.

„Und der Reinach ist's, so sicher wie das Amen in der Kirche. Die ganze Familie steckt ja bis über die Ohren in Schulden beim Metzger, Bäcker und so weiter. Und daß unser Vögelchen Geld hat, das haben die da unten bald herausgetriegt! Als wir eingezogen waren, haben sie uns über die Achsel angeschaut und nicht mal auf unseren höflichen Gruß gedankt — und nachher auf einmal diese übertriebene Liebenswürdigkeit! Sie hatten gewiß gedacht, ich sei 'ne Wirtschafterin oder Köchin —“ ordentlich in Eifer redete sich Cölestine, daß ihre Wangen heiß wurden von der Erregung — „und jetzt meinen sie, sie können uns unser Vögelchen wegfangen!“

„Es fragt sich nur, Tantchen, ob das Vögelchen sich auch wegfangen läßt! Dazu gehören zwei! Und ich habe noch immer gewußt, was ich will!“

„Aber der Benno — so heißt er ja wohl — ist ein hübscher Junge! Ich hab' ihn einige Male gesehen — da kommt er, die Mütze so recht schief und unternehmend auf dem Ohr, die Augen funkelnd vor Übermut und Leichtsinne — und ihr jungen Mädels —“

Jolantha lachte herzlich auf. „Wenn das deine Sorge ist! — Ich bin doch keine sechzehn Jahre mehr, daß ich mich in den ersten besten Leutnant vergaffe, bloß weil er ein hübsches Gesicht und blanke Augen hat! Nein — so bin ich nicht — und wenn es dich beruhigt, will ich dir die heilige Versicherung geben, daß mir der hübsche Benno gar nicht imponiert, so sehr er sich auch aufspielt! Da ist mir sein Freund, der Oberleutnant und Adjutant Altorf, viel lieber.“

Der Obersileutnant horchte auf. „Wie sagtest du — Altorf?“

„Ja, Großpapa.“

„Ob der wohl ein Sohn von Peter Heinrich

Altorf von Großlabau ist? Weißt du zufällig, wo er her ist?"

Zolantha verneinte lächelnd. „Ich weiß es nicht, Großpapa. Ich weiß überhaupt nichts von ihm — nur eben, daß er existiert. Er hat wenig gesprochen, macht aber einen gediegenen Eindruck.“

„Im — wenn hier ein Sohn von meinem alten Kriegskameraden lebt, so —“

„Ich kann ja Leonie Reinach fragen, Großpapa.“

„Das wirst du hübsch bleiben lassen, Kind! Selbst ist der Mann. Wenn du gegessen hast, schreibst du an ihn.“

„Ich, Großpapa?“ Ein helles Rot huschte über ihr Gesicht.

„Ja, du — und ich diktire.“

„Aber, Papa, das geht doch nicht! Bedenke, einem wildfremden Menschen!“ warf Cölestine ärgerlich ein.

„Das wird sich ja zeigen! Wenn's wirklich der Sohn von meinem alten Kriegskameraden ist, mit dem zusammen ich so oft dem Tod ins Auge gesehen, so ist er mir nicht wildfremd.“

„Altorfs gibt's mehr, und so auf den bloßen Namen hin —“

„Deshalb eben schreibt das Kind. — Seid ihr jetzt fertig? — Also Mahlzeit! — Eine, deine Ganslebern waren großartig, doch fürchte ich —“ er rieb sich die Magengegend und stand dann schwerfällig auf — „gib mir lieber doch noch 'nen Rognat.“

„Aber Papachen!“

„Ja, ja, bloß einen! — Also, Vögelchen, mach' dich bereit zum Schreiben.“

Zolantha setzte sich an den Schreibtisch, nahm einen Briefbogen und wartete, was der Großvater sagen würde. Es war ihr peinlich, ja fast aufdringlich erschien

es ihr, an den fremden Offizier zu schreiben. Aber der Großvater handelte oft so impulsiv.

Der alte Herr sann einen Augenblick, paffte dann aus seiner Pfeife einige mächtige Züge, die ihn in eine dicke Rauchwolke hüllten, und diktierte: „Sehr geehrter Herr v. Altorf! Wenn Sie etwa ein Sohn von Peter Heinrich Altorf von Großlabau sind, wäre es mir sehr erwünscht, Ihre Bekanntschaft zu machen, und ich bitte Sie gelegentlich um Ihren Besuch, um den Sohn meines alten Kriegskameraden kennen zu lernen. — So, Vögelchen, bist du fertig? Nun noch die Unterschrift. Amalie kann den Brief gleich noch in den Kasten stecken. Bin wirklich neugierig, ob er es ist.“

Der alte Soldat erging sich nun in Kriegserinnerungen, denen Jolantha immer gern zuhörte. Sie war ein echtes Soldatenkind, und nie verloren die oft gehörten Geschichten an Interesse. Ihr Vater war der einzige Sohn des Oberstleutnants gewesen. Als Hauptmann in einem Artillerieregiment war er vor einigen Jahren im Manöver verunglückt. Die Aufregung und der Schmerz über den Verlust des geliebten Gatten hatten die zarte Gesundheit von Jolanthas Mutter so erschüttert, daß sie ihm bald folgte — innerhalb eines Jahres stand das damals fünfzehnjährige Mädchen an zwei Gräbern.

Der Großvater nahm nun seine Enkeltochter zu sich, und er sowohl, als auch seine einzige Tochter, die unverheiratet gebliebene Cölestine, wettciferten, das vor Schmerz ganz aufgelöste Kind zu trösten — sie, die selbst von dem Schicksalschlag ganz gebrochen waren. Und in kindlicher Liebe und Dankbarkeit hing Jolantha an ihnen und fügte sich ihnen in allem, obwohl sie im Grunde einen starken Charakter hatte.

Fünftes Kapitel.

Wenige Tage später saß Heinrich v. Altorf im Empfangsraum der Familie Teschendorf, der ganz im Biedermeierstil gehalten war. Echte alte Möbel aus gelbem Birnbaumholz standen darin. Besonders fiel ihm die Glaservante auf mit allerlei Tassen, Kannen, Schalen aus echtem Porzellan, die wohl ein kleines Vermögen darstellten, so wertvolle Stücke waren es. Über dem mit buntblumigem Stoff bezogenen Sofa hingen Silhouetten und einige seltene alte Stiche. Ein zierlicher Schreibtisch befand sich an dem breiten großen Fenster, das mit schneeweißen Mullgardinen verhangen war.

Alles in dem Zimmer wirkte hell, licht und freundlich und echt; viele blühende Topfgewächse verstärkten den traulichen Eindruck. Unwillkürlich mußte er an die Wohnung der Baronin Reinach denken. Welcher Unterschied!

Er fuhr auf. Der Oberstleutnant war eingetreten.

„Sie brauchen nicht erst zu sagen, wer Sie sind. Sie sehen Ihrem Vater so sprechend ähnlich, daß jede Vorstellung überflüssig ist. Ich freue mich sehr, Sie kennen zu lernen. — Sie waren wohl überrascht durch meinen Brief?“

„In der That, Herr Oberstleutnant.“

„Meine Enkelin erzählte mir, daß sie einen Herrn v. Altorf bei der Baronesse Reinach kennen gelernt hatte, und da dachte ich, ob das nicht ein Sohn von meinem alten Kriegskameraden ist. Und es ist mir eine herzliche Freude, daß ich richtig geraten habe. Ihr Vater und ich, wir haben als blutjunge Dackse zusammen vor Metz gelegen, haben vor Orleans gefroren! Solche Zeiten, solche Kameradschaft vergißt

man nicht, wenn uns auch nachher das Geschick auseinander geführt hat. Ihr Vater war der Tapfersten einer —“

„Und doch hat ihn das Leben bezwungen, und ich habe wenig von meinem Vater gehabt — viel weniger als andere. Ein schweres Nervenleiden quälte ihn, wohl eine Folge der Feldzugsstrapazen. Ich war erst zwölf Jahre alt, als ich ihn verlor. Von früher Jugend an war ich in der Kadettenanstalt.“

„Und der Bruder Ihres Vaters?“

„Onkel Peter Christoph nahm meine Erziehung in die Hand. Von ihm wurde ich abhängig und —“

„Ich kannte ihn sehr gut. Er ist ein Jahr älter als ich. Er war ein seltsamer Kauz, hatte immer seine Absonderlichkeiten, war ganz das Gegentheil seines flotten Bruders! Wie sind Sie mit ihm ausgekommen?“

„Wenn ich mich in alles füge, wie er will, dann darf ich nicht klagen.“

„Er ist nicht verheiratet?“

„Nein, Herr Oberstleutnant.“

„Dann fällt Ihnen doch einmal Großlabau zu?“

„Voraussichtlich. Doch daran will ich nicht denken. Ich bin gern Soldat und sehne mich nicht nach Berufsänderung.“

„Großlabau ist ein herrlicher Besitz!“

Sie sprachen noch dies und das, und als sie sich trennten, war es mit einem starken Gefühl gegenseitiger Sympathie.

Altorf ging die Treppe sehr langsam hinunter. Als er das erste Stockwerk erreichte, ruhte sein Blick durchdringend auf der Tür, die auf einem runden, gesprungenen Porzellanschilde den Namen „Baronin Reinach“ trug. Ihm war, als höre er die Stimme der Geliebten.

Und während er eben im Begriff war, die Haus-

tür zu schließen, hörte er oben eine Tür klappen und einen leichten Schritt die Treppe heruntereilen — es war Leonie, die ihn nach kaum einer Minute eingeholt hatte.

„Ah, Herr v. Altorf,“ rief sie überrascht, und dann schnell und leise: „ich hatte dich kommen sehen und fortgehen hören — genau fünfundzwanzig Minuten warst du oben!“

„Dann hab' ich dich auch auf eurem Vorsaal stehen sehen.“

„Hast du?“ fragte sie erstaunt. „Die Tür war doch geschlossen.“

„Ja, die Liebe sieht auch durch geschlossene Türen!“ neckte er.

„Was wollte der Alte von dir?“

„Das weißt du doch aus seinem Briefe! Er ist übrigens ein sehr sympathischer Herr.“

„König Renés Tochter hast du natürlich auch gesehen?“

„Nein, Lonny, beruhige dich — keine der Damen ist zum Vorschein gekommen.“

„Man hat dich aber eingeladen?“

„Gewiß, sogar schon für übermorgen abend.“

Jede Einzelheit der Unterhaltung begehrte sie zu wissen. Es war fast, als ob eine gewisse Eifersucht oder Furcht oder Neid sie plage.

„Heini, hast du nun endlich an Onkel Christoph geschrieben?“ fragte sie dann.

„Noch nicht, Liebste. Ich fürchte, es ist vergebens.“

„Versuche es doch noch mal — bitte! Er muß doch ein Einsehen haben! Oh, was für Worte würde ich finden! Er könnte gar nicht anders, als uns die Ration geben! Dann könnten wir doch sofort unsere Verlobung veröffentlichen und bald heiraten! Ich werde sonst alt

und häßlich über dem Warten — und du wirst mich dann nicht mehr lieben und —“

„Ich werde dich immer lieben, Lonny — habe doch Geduld! Es wäre jetzt wirklich alles auf eine Karte gesetzt, wenn ich nach seinem letzten Bescheid von neuem drängen wollte! Du kennst eben Onkel Christoph nicht.“

Sie beschwor ihn in den süßesten Tönen. Sie ließ nicht nach, bis er ihr beim Abschied seufzend das Versprechen gab, nochmals zu schreiben.

Sie atmete auf. Es mußte ein Ende gemacht werden. Diesen Zustand des Wartens ertrug sie nicht länger. Mochte es kommen, wie es wollte — ein Jahr war es nun schon her, daß sie sich heimlich verlobt hatten, und noch immer keine Aussicht auf Änderung! Sie wollte ihre schönsten Jahre nicht als die heimliche Braut eines mittellosen Offiziers vertrauern, wenn sie auch Heinrich leidenschaftlich liebte. Sie sehnte sich nach Reichtum, nach Genießen, mit jedem Tage mehr — und dabei floß ihr Leben hin in dem ewigen, entnervenden Kampf um den Schein!

In Jolantha Teschendorf sah sie jetzt ihre einzige Rettung. Wenn es Benno gelingen würde, dieses scheue Mädchen zu erringen, dann begannen auch für sie bessere Zeiten! Mehr als je bemühte sie sich um Jolanthas Freundschaft. Raam ein Tag verging, daß sie sie nicht besuchte oder zum Mitgehen aufforderte. Oft lief ihnen dann Benno in den Weg, schloß sich ihnen ohne weiteres an und begleitete sie bis nach Hause.

Das war Jolantha unangenehm, da ihr der Leutnant in seiner beflissenen Liebenswürdigkeit wenig sympathisch war, so viel Mühe er sich auch um sie gab. Das entging ihr nicht, und sie lächelte manchmal darüber ein mitleidiges Lächeln.

Ihr Sehnen galt einem anderen — fast ihr selbst noch unbewußt. Das war so zart, so fein! Seit Jolantha Heinrich v. Altdorf gesehen, seit er bei ihnen am Tische gegessen, war sie eine andere geworden. Das schöne Gleichmaß ihres Wesens war geschwunden; sie wußte oft nicht, was sie wollte; sie saß da in tiefem Sinnen, und die gleichgültigste Anrede schreckte sie auf.

Und er hatte doch gar nichts dazu getan. Freundlich, fast kameradschaftlich war er zu ihr gewesen. Sie hatten miteinander geschertzt und gelacht; sogar Tante Celestine war aufgetaut, und der Großvater war lange nicht so angeregt gewesen!

Auch Altdorf dachte gern an den Abend zurück, den er beim Oberstleutnant Teschendorf verbracht hatte. Es war so gemütlich gewesen, frei von jedem Zwang, trotzdem er der Familie fast ganz fremd war. Der alte Herr tat alles mögliche, ihm seine Freude zu zeigen, daß er den Sohn seines alten Freundes bei sich sah.

Und Jolantha erschien ihm weit vorteilhafter aussehend, als damals neben Leonie, die sie ganz in den Schatten gestellt hatte. Wohlthuend schmeichelte sich ihre warme, schöne Stimme seinem Ohre ein. Wie ein klarer, herber Vorfrühlingstag mutete ihn das Mädchen an, so rein und licht.

Und wie gut es sich mit ihr plaudern ließ, nachdem sie ihre anfängliche Schüchternheit abgelegt hatte — nein, der Abend war für ihn kein verlorener, und gern versprach er wiederzukommen, um so mehr, da er in dem alten Oberstleutnant einen großen Schachliebhaber gefunden hatte, der darüber geklagt, daß er niemand habe, mit dem er spielen könne. Heinrich war in der gleichen Lage. Auch er liebte das Schachspiel, hatte

aber unter den Rameraden bisher keinen Gleichgesinnten getroffen.

Leonie plagte ihn dafür mit ihrer Eifersucht. „Ich gönne dich den Teschendorfs nicht! Was will der Alte von dir? Mir gehörst du — komm also zu uns!“

„Hoffentlich kann es bald sein, Lonny! Keiner ersehnt es mehr als ich!“

Aber die erwartete Antwort von Onkel Christoph blieb aus. Die Tage vergingen, die Wochen — keine Nachricht!

Leonie verging fast vor Ungeduld. Nun war bald Weihnachten vor der Tür. Was sollte das für ein Fest werden? Schulden, Mahnungen von allen Seiten — niemand wollte mehr borgen! Es gab Tage, an denen sie kaum ein Stück Brot im Hause hatten, keinen Tropfen Milch, keine Butter, kein Fleisch. Die Miete mußte bezahlt werden — und dazu Benno mit seinen ewigen Ansprüchen!

In ihrer Lässigkeit ließ die Baronin alles über sich ergehen, wälzte alles auf die Tochter, die jetzt umsonst ihr lebenswürdigstes Lächeln, ihre freundlichsten Blicke an die Lieferanten verschwendete. Man war mißtrauisch geworden. Das Mädchen bekam nichts mehr geliefert, wenn sie nicht sofort bezahlte. Leonie war manchmal der Verzweiflung nahe. Der Schuhmacher hatte sogar schon den Gerichtsvollzieher geschickt. Wie geheßt war sie. Sie hatte einen Teil des Silbers verkauft, um Geld ins Haus zu bekommen.

Jolantha ahnte diese Schwierigkeiten. Von Herzen gern hätte sie geholfen, aber es war eine zu schwierige Sache, Hilfe anzubieten in einem solchen Falle, denn Leonie ließ sich gar nichts merken von ihren Sorgen — im Gegenteil, sie tat heiterer als je!

Und am Christabend, als der Tannenbaum brannte,

sandte sie der Freundin eine Decke in mühsamer Seidenstickerei, und in einem Galléglase einen Strauß köstlicher Veilchen.

Das rührte Jolantha tief und beschämte sie beinahe. Es dünkte sie fast das Schönste unter dem, was Liebe ihr so reich aufgebaut hatte. Sie selbst hatte nichts für Leonie besorgt, weil sie diese nicht herausfordern wollte zu einem Gegengeschenk. Ihr Herz trieb sie nun, noch am gleichen Abend zu der Freundin zu eilen. Sie nahm ein Fläschchen Parfüm sowie eine große, mit dem feinsten Konfekt angefüllte Bonbonniere von ihrem Cabentisch, huschte die Treppe hinunter und klingelte.

„Störe ich?“ fragte sie das Mädchen, das ihr öffnete.

„Nein, gnädiges Fräulein. Nur der Herr Leutnant ist da.“

Daran hatte sie nicht gedacht. Sie wollte schon umkehren, doch da öffnete sich die Tür des Eßzimmers, und Leonie kam mit ausgestreckten Händen auf sie zu.

„Jolantha, wie lieb, daß Sie kommen!“

„Ich komme, Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit zu danken, Leonie. Sie haben mich beschämt. Bei Ihrer knappen Zeit die schöne Decke zu arbeiten —“

Ein flüchtiges Lächeln flog über Leonies Gesicht. „Reden Sie nicht davon. Ein kleines Zeichen meiner Liebe. Wenn ich alles so gern gearbeitet hätte!“ Ihr Lächeln verstärkte sich. Sie dachte daran, daß sie diese Decke vor zwei Jahren auf einem Basar gewonnen hatte — ebenso wie das Galléglas. In Untkosten hatte sie sich also nicht gestürzt! Aber Jolanthas Freude tat ihr wohl. Sie zog die Widerstrebende mit sich ins Zimmer. „Sie werden doch Mama guten Abend sagen! Und da ist noch jemand.“

In wohlstudierter Pose saß Benno da, mit wehmütig gerührtem Ausdruck nach dem kleinen brennenden Christbaum blickend, der mit wertlosem Tand, einigen Äpfeln und vergoldeten Nüssen behängt war.

„Und wenn es noch so einfach ist — auf unser Bäumchen wollen wir doch nicht verzichten! Lachen Sie nicht über uns, Jolantha,“ sagte Leonie mit bebender Stimme.

Statt aller Antwort schlang diese ihren Arm um Leonies Hals und küßte sie auf die Wange. „Liebste!“ flüsterte sie. Ihr kamen beinahe die Tränen. Der schlichte, kleine Baum mit seinen acht Lichtchen und seinem Flittergold rührte sie.

Nur nützliche Sachen, Handschuhe, Strümpfe, Wäsche, lagen unter dem Baum. Und der Platz des Dienstmädchens war am reichsten bedacht. Mit einem einzigen Blick erfaßte Jolantha das. Unbemerkt schob sie die Bonbonniere dazwischen.

Der Leutnant war aufgesprungen und küßte ihr die Hand. „Jetzt kommt das Christkind — unser Weihnachtsengel!“ sagte er.

Heute überhörte sie diese läppische Schmeichelei. Sie folgte der Aufforderung der Baronin, Platz zu nehmen.

Leonie goß ihr ein Glas Punsch ein. „Trinken Sie mit uns, und nehmen Sie —“ sie bot ihr Lebkuchen und Makronen an, „wenn es auch nur einfach ist! Ich freue mich ja so sehr, daß Sie da sind! Ich wagte es gar nicht zu hoffen.“

Das Zimmer war erfüllt von dem Duft der Tanne. Ein Zweig knisterte über einer erlöschenden Kerze.

Neugierig fragte die Baronin das junge Mädchen nach ihren Geschenken.

Jolantha widerstrebte es, hier mit ihrer reichen

Bescherung zu prunken. „Tante Cölestine ist sehr für das Praktische. Dementsprechend wählt sie ihre Geschenke,“ wick sie aus.

Aber die Baronin wurde dringlicher, und so konnte Jolantha nicht anders, sie mußte erzählen. Leonies Augen funkelten.

„Und einen Pelzmantel haben Sie auch? In welchem Fell?“

„Bobel,“ entgegnete Jolantha leise, fast schüchtern.

„Bobel? Bei Menders gekauft — ja? Oh, dann hab' ich ihn im Fenster gesehen. Mit einem Hermelintragen — nicht wahr?“

Sicher war es der gleiche, den sie sich von Heinrich gewünscht, als beide einmal zusammen die Auslage des bekannten Pelzgeschäftes bewundert hatten und sie sich ausmalte, was sie alles kaufen wollte, wenn Onkel Christoph zusagte! Nur mühsam unterdrückte sie einen Seufzer. „Da haben Sie freilich Grund, sich zu freuen!“

An dem kleinen Finger von Jolanthas linker Hand blickte ein wunderbarer Brillant. Den Ring kannte sie noch nicht, also war es auch ein Geschenk. Der Großvater wußte offenbar nicht, was er ihr alles anhängen sollte!

Benno hielt ihr sein dampfendes Punschglas entgegen. „Auf Ihr Wohl! Und daß alle Ihre Wünsche in Erfüllung gehen!“ Mit tiefem Blick sah er in ihre Augen, mit jenem Blick, von dem die Damen behaupteten, er sei unwiderstehlich.

Leonie legte den Arm um sie. „Ja, Liebste! Alles Beste für Sie! Und mir gönnen Sie weiter Ihre Freundschaft, die mich so unendlich beglückt,“ sagte sie weich. Sie sah es feucht in des Mädchens Augen schimmern. „Schenken Sie mir als köstlichste Weihnachtsgabe das schwesterliche Du!“ bat sie leise. „Jolantha — du — bleibe mir gut!“

„Immer, Lonny!“ Mit festem Druck faßte Jolantha die Hand der anderen und sah voll in Leonies Augen. Dann berührten ihre Lippen deren Wangen.

Angelegentlich starrte der Leutnant in den Christbaum, ein spöttisches Lächeln verzog seinen Mund.

Jolantha stand auf. „Großpapa und Tante werden warten.“

„Was habt ihr vor an den Feiertagen?“

„Wir gehen alle drei zur Kirche. Und am zweiten Festtag haben wir einen Tischgast — Herrn v. Altorf.“

Überrascht hob Benno den Kopf. Das war ihm neu.

„Ach ja,“ lächelte Leonie. „Sie — du sprachest ja davon, daß er zuweilen bei euch ist. Er ist ja wohl ein Sohn von einem Kriegskameraden deines Großvaters?“

„Großpapa schätzt ihn sehr. Er spielt so gut Schach; beide verstehen sich außerordentlich.“

„Und du, kleine Jolantha, magst du ihn auch leiden?“

Es sollte scherzhaft klingen, aber es war eine fast atemlose Spannung in dieser Frage.

Leise röteten sich Jolanthas Wangen. „Herr v. Altorf ist mir nicht unsympathisch. Lonny, mach mir die Freude, und komm morgen nachmittag hinauf zu mir! Wenn du nichts besseres vorhast, würd' ich mich sehr freuen.“

Leonie sagte zu, und Jolantha empfahl sich.

Benno ging auf seine Schwester zu, verneigte sich und küßte ihr die Hand. „Mein Kompliment, teure Leonie!“ sagte er feierlich.

„Was sollen die Possen!“ Voller Ärger wehrte sie ihm.

„Alle Achtung, Lone, du verstehst, uns in Szene zu setzen. Der Weihnachtszauber mit dem brennenden Christbaum“ — er warf einen spöttischen Blick auf die

armselige Fichte — „dann der Gabentisch, auf dem ich jetzt etwas finde, was vorher noch nicht dazulegen hat.“

Mit raschem Griff nahm Leonie dem Bruder die Bonbonniere aus der Hand. „Glaubst du, ich hab' das nicht gesehen? So blind bin ich nicht!“ Sie ließ eine Praline im Munde verschwinden, bot Mutter und Bruder an und stellte dann das Kästchen wieder weg. „Das glaub' ich, das kann der ärmste Mann essen! Der Alte hat mindestens seine zehn Mark dafür bezahlt! — Und das Parfüm — es ist Houbigant —“

Wohlgefällig beliebäugelte sie das Kristallfläschchen mit dem französischen Etikett. Sie hatte eine große Vorliebe für feine Parfüme.

„König René's Tochter will sich in guten Geruch bei uns setzen!“ wickelte Benno. „Und zuletzt eure Verbrüderungszene! Erst ein Kuß, dann ein du —“ summte er. „Lone, du bist wirklich großartig in deinem Ingenieur-talent! Weshalb aber, in drei Teufels Namen, der ganze Schwindel?“

„Alles deinetwegen! Ich wußte, daß Jolantha sofort kommen würde, nachdem ich ihr das Geschenk geschickt. Ich weiß, was auf das kleine, sentimentale Schaf Eindruck macht. Auf so was fällt sie allemal 'rein. Die Gorisch oder Jarrasch hätte ich, weiß Gott, nicht zu unserer Weihnachtsbescherung geholt! — Nun ist's an dir! Halte dich dazu! Soll Altorf sie dir weg-schnappen?“

„Oder sie ihn dir?“ Mit einem boshaften Lächeln musterte er die wider Willen erglühende Schwester. Doch ehe Leonie antworten konnte, fuhr er fort: „Nun ja, ich möchte schon! Aber das Vögelchen macht mir verwünscht wenig Mut, steckt eine Miene auf, daß —“

„Daran trägst du selbst die Schuld! Mehr als einmal hab' ich dir gesagt, Jolantha will anders genommen werden als die Damen deiner Bekanntschaft. Bei ihr hast du mit deinen Redensarten und deinem Augenverdrehen kein Glück! Auf eine solche Weise wirst du ihr nicht imponieren! — Versichere dich ihrer, ehe es zu spät wird. Für Mama und mich wäre es auch gut, wenn es endlich anders wird. Wir sind fertig! Wäre heut' nicht Weihnachten, könnt' ich dir eine erbauliche Schilderung geben.“

Sie atmete tief und schwer, während er verdrießlich im Zimmer auf und ab ging.

„Lösch die Lichter am Baum aus, Benno. Ich mag sie nicht mehr sehen.“

Leonie warf sich auf den Diwan und wandte das Gesicht zur Seite, damit niemand die Tränen sah, die ihr aus den Augen rannen.

Sechstes Kapitel.

Durch die klare, stille Luft hallte feierlich der Klang der Glocken, die am letzten Abend des Jahres zur Kirche riefen.

Mit dem Gesangbuch unter dem Arm eilte Leonie v. Reinach in den Schloßgarten, aufmerksam um sich blickend. Sie sah niemand. Doch der frische, weiche Schnee zeigte die Eindrücke eines schmalen Männerfußes. Sie folgte ihnen bis zu dem kleinen See — — und da stand auch schon Heinrich v. Altorf ihrer harrend.

Sie hemmte einen Augenblick ihre Schritte.

Wie gut er ausah, wie stattlich! Seine elegante Gestalt trug einen vornehmen Kassetopf, nicht schön im landläufigen Sinne des Wortes, mit strengen Linien, doch sehr interessant wirkend. Der dunkle,

kurzgehaltene Bart über dem schmalen, energischen Mund gab ihm ein sehr jugendliches Aussehen. Heinrich v. Altorf fiel auf, wohin er kam. Er war eine fesselnde Männererscheinung, die ihrer Wirkung auf die Frauen stets sicher sein konnte, wenn auch dem jungen Offizier ein fast schwermütiger Ernst anhaftete und ihm ganz das Leichte, Fröhliche abging, das zum Beispiel Benno v. Reinach zu einem so glänzenden Gesellschaftler machte.

Er stand in Gedanken versunken, hatte ihr Kommen überhört.

Sie rührte ihn leise an den Arm. „Hast du schon lange gewartet?“ fragte sie.

„Lonny! Da bist du ja!“ Er drückte ihr die Hand. „Vielleicht fünf Minuten.“

„Jolantha Teschendorf war bei uns. Ich hab' mich fortgestohlen. Ich sagte, ich wolle zur Kirche.“ Sie deutete auf ihr Gesangbuch. „Wollte dich doch nicht warten lassen!“

Sie schob den Schleier zurück und bot ihm den Mund.

Heiß, fast schmerzhaft küßte er sie.

Sie schauerte zusammen und schmiegte sich an ihn.

Er nahm sie in seine Arme. „Lonny — Lonny!“

„Heinz, was ist dir?“ Sie war verwundert. So leidenschaftlich war er lange nicht gewesen.

„Nichts, Lonny!“ Er fuhr sich mit der Hand über seine Stirn. „Komm — wir wollen weiter gehen!“

Sie sah ihn von der Seite an. Der ernste, bekümmerte Ausdruck seines Gesichtes fiel ihr auf. Und da überkam sie eine Ahnung — jäh, beklemmend.

„Heinrich, du hast Nachricht! So sprich doch — rede doch!“ drängte sie. „Dein Onkel hat geschrieben — ich sehe es dir an!“

Er faßte in seine Manteltasche. „Da, lies —“ sagte er gepreßt.

Mit vor Aufregung zitternden Händen nahm Leonie den ziemlich großen, gelblichen Umschlag entgegen. Ein steifes Blatt zog sie heraus, das in schön gestochener Schrift die Worte zeigte: „Meine am 28. Dezember vollzogene Vermählung mit Frau Kamilla Siegel geb. v. Nonnwerth beehre ich mich hierdurch anzuzeigen. Peter Christoph v. Altorf auf Großlabau.“

Leonie stieß ein höhrendes Lachen aus, das seltsam laut in dem stillen winterlichen Walde hallte. „Der Alte ist verrückt, Heinrich! Er gehört ins Irrenhaus, da er seine Sinne nicht mehr beisammen hat.“

„Lies nur erst seinen Brief.“

„Wer ist denn diese Frau Kamilla Siegel?“ fragte Leonie, während sie den Brief entfaltete, den sie jetzt dem Umschlag entnahm.

„Seine langjährige Hausdame, eine sehr gebildete Frau, Witwe eines Arztes, in der Krankenpflege erfahren.“

Seringschätzend zuckte sie mit den Achseln. „Haushälterin ist demnach noch nicht der schlechteste Beruf, den man wählen kann.“

Dann las sie den Brief.

„Mein lieber Nefte scheint sehr schwerfällig von Begriff zu sein. An meiner Ansicht ändere ich nicht ein Jota. Dies meine kurze Antwort auf Deinen langen Brief. Wenn Du und Deine Erwählte nach drei Jahren noch genau so denkt, sollt ihr das Kapital haben — und noch mehr — das zu einem sorgenlosen Leben nötig ist. Daran wird auch meine Verheiratung nichts ändern, von der ich Dir hiermit Kenntniss gebe.“

Wahrscheinlich wirst Du nun denken, der Alte ist ein Narr, ist nicht mehr zurechnungsfähig. Glaube es immerhin. Mich soll es kalt lassen.

Ich will meine letzten Lebensjahre nicht in Einsamkeit und Verlassenheit verbringen. Was Du mir da schreibst, mein lieber Junge, daß ich in euch stets dankbare Kinder finden werde, die sich freuen, den alten Onkel bei sich zu haben, verweise ich ins Reich der Fabel.

Ich bin ein alter Mann und weiß mehr vom Leben als Du! Verwandte sollten sich am liebsten nur in angemessener Distanz genießen, dann kommen sie am besten miteinander aus!

Meine unabänderliche Meinung kennst Du also. Und wenn Deine Erwählte Dich wirklich liebt, dann wird sie auch diese kurze Zeit der Prüfung hinnehmen, die die beste Gewähr für eine glückliche Ehe ist.

Und wenn Du sonst etwas auf dem Herzen hast — außer diesem einen Punkt — so komm ruhig zu mir, Du wirst stets ein williges Ohr finden bei Deinem alten Oheim

Peter Christoph v. Altorf.“

Leonie schüttelte sich beinahe vor Lachen. „Er muß es ja wissen — hat lange genug gewartet und sich geprüft.“

Unvermittelt brach sie jetzt in ein heftiges Weinen aus.

Er legte den Arm um sie. „Lonny, komm zu dir! Glaubst du, mich hat es nicht getroffen? Seit gestern laufe ich wie in einem bösen Traum umher, zerbreche mir den Kopf um einen Ausweg —“

Sie machte sich los von ihm. „Das ist doch sehr einfach —“

„Dann sag es mir und befreie mich von der Last, die mir —“

„Ganz einfach!“ sagte sie mit unheimlicher Ruhe. „Nun ist eben alles zu Ende!“

„Leonie!“ rief er erschreckt. „Was denkst du.“

„Was ich denke? Soll das Leben noch immer so weiter gehen — noch drei Jahre lang? Das ist doch unmöglich! Wäre der Alte gestorben, statt sich zu verheiraten —“

„Leonie, man darf nie mit dem Tode eines anderen rechnen!“

„Nein, das hab' ich jetzt gemerkt! Erstens kommt es anders, zweitens als man denkt —“

Er zuckte zusammen und sah in ihr Gesicht, das ihm so fremd erschien. Ihm war, als sähe er es jetzt zum ersten Male. In der halben Dämmerung war es fahl und grau, die Züge verzerrt, jede Weichheit der Linien war geschwunden. Fast alt sah sie aus mit dem bösen Flimmern in den dunklen Augen.

Sie tat ihm leid. An dem eigenen Schmerz konnte er den ihrigen messen, und sie war ein Weib, ein temperamentvolles Weib — da durfte er ihre Worte nicht wägen.

„Lonny,“ sagte er weich, „trag's geduldig. Wir wußten es eigentlich ja nicht anders — ich war ja schon so ziemlich auf die ablehnende Antwort gefaßt. Nur um dich —“

„Aber daß er geheiratet hat, das eben macht einen dicken Strich durch unsere Rechnung. Seine Frau wird es schon verstehen, ihn gegen uns einzunehmen, so daß wir auch nachher nichts bekommen! — Nein, ich sehe keinen Ausweg, höchstens den einen —“

„Daß wir eben noch drei Jahre warten.“

„Nein, nein — ich warte nicht! Lieber ein rasches Ende, dann weiß man doch, woran man ist!“ rief sie erregt. „Oh, diese Enttäuschungen, die mir dieses Jahr gebracht hat!“

„Leonie, wir tragen doch gemeinsam!“

„Nein, Heinrich! Du bist ein Mann — mit dir ist das ganz etwas anderes! Ich habe auf dich gewartet — und nur die Gewißheit, daß wir uns bald angehören können, ließ mich die ganze Unklarheit jetzt ertragen, die einer Baronesse Reinach unwürdig ist! Ich bin kein beliebiges kleines Mädel! — Ich sehe jetzt nur das ein, daß wir uns trennen müssen. Ein schönes, kostbares Jahr ist mir unwiederbringlich dahin!“

Sie war so erregt, daß sie ihre Worte nicht überlegte und wägte. Sie war außer sich.

Ein schmerzlich Staunen kam in sein Gesicht. Er war blaß geworden. „Leonie, ich glaubte, du liebtest mich!“ sagte er mit schwerer Betonung.

„Ja, Heinrich. Aber das genügt doch nicht allein! Immer hab' ich entbehren, darben müssen — und diese Aussicht weiter mein ganzes Leben lang haben, ohne einmal aufatmen zu können, ist durchaus nicht liebe-fördernd! Für ein so armseliges, trauriges Dasein einer mittellosen Offiziersfrau danke ich. Tägliche kleinliche Sorgen töten die heißeste Liebe —“

„Wenn du so denkst, Leonie —“ sagte er schwer-fällig. Widerstrebend lösten sich die Worte von seinen Lippen. „Früher hast du doch anders gesprochen —“

Sie fühlte, daß sie sich hatte hinreißen lassen, daß sie zu weit gegangen war. „Heinrich, jetzt sehe ich das Leben mit anderen Augen an — in deinem Interesse spreche ich. Du bist auch nicht zum Darben geboren.“

„Was nennst du darben, Leonie? Wir haben unser sicheres Einkommen! Wie müssen sich andere einrichten —“

„Ich will aber nicht die Veranlassung sein, daß du das nötig hast, ich will dir nicht im Wege sein! Früher oder später kann doch eine Stunde kommen, in der du

fühlen wirst, daß ich dir ein Hemmnis war — und das will ich mir ersparen!“

Er schloß ihr den Mund mit heißen Küßen. „Nicht ein Wort mehr davon, Lonny! Du bist mein, und du bleibst mein — nichts soll uns trennen!“

Sie lehnte an seiner Brust und erwiderte seine Küsse. Ein Wort von ihr, und es blieb, wie es war.

Und das Ende? Sie würde eine früh verblühte, verbitterte Frau werden — er ein kritischer, pedantischer Offizier durch die kleinlichen Anforderungen des Tages. Oh, sie kannte ihn. Ihrer Verbindung würde nach kürzester Zeit alle Poesie fehlen — sie wußte genau, wie es kommen würde!

Und jetzt hatte sie noch Aussicht, eine gute Heirat zu machen. Sie mußte ihn freigeben — in seinem Interesse natürlich. Das Opfer mußte von ihr ausgehen. Er durfte nicht ahnen, daß sie von ihm losstrebte, da die Aussicht auf seine Erbschaft geschwunden war.

Sie liebte ihn ja. Doch Opfer konnte ihre Liebe nicht bringen. Ihre Eitelkeit und Genußsucht waren stärker, und während den Mann Schmerz und Kummer erfüllten, erwog sie ganz kaltblütig, was werden sollte.

Leise machte sie sich los aus seinen Armen. „Heinrich — Heinz, glaube mir, es ist das beste für dich! Du sollst nicht an mich gefesselt sein, deine Nerven, deine Arbeitskraft leiden unter solchem Zwiespalt — nein, nein, rede mir nicht zu! Du sollst später ohne Groll an mich denken, und du wirst ein neues Glück finden. So viele Träume werden im Leben ja nicht erfüllt — warum sollte uns ein besseres Los beschieden sein? Wir sind zum Entsagen geboren —“

Leonie kam sich selbst sehr großartig vor. Sie fand

immer neue Worte, um Heinrichs Einwendungen zu besiegen. Sie hatte ihren Arm unter den seinen geschoben und sprach eifrig auf ihn ein.

„Heinz, was du auch sagst — du kannst mich nicht überzeugen! Ja, wenn du deinen Abschied nähmest und einen anderen Beruf wähltest, mutig würde ich dir morgen folgen und alle Entbehrungen auf mich nehmen, weil wir dann durch keine Rücksichten und Standesvorschriften gebunden wären. Ich weiß aber, wie gern du Offizier bist. Nie würde ich von dir ein solches Opfer annehmen! Ich entsage ja meinem ganzen Erdenglück, wenn ich dich nicht mehr habe! Doch was liegt an mir! Ihr Männer denkt nur, so weit ihr seht und hört. Welcher Opfer wir fähig sind, das könnt ihr nicht fassen — ob man sich auch daran verblutet —“

Sie sprach mit halb gebrochener Stimme. Tränen füllten ihre Augen.

Er war tief erschüttert.

„Ich lasse dich nicht, Leonie! Du verlangst zu viel. Du hast dich mir angelobt, bei mir ist dein Platz. Auf deinen Bruder, verzeih, daß ich das sage — kannst du nicht rechnen.“

„Eben um das alles, Heinz. Ich weiß, du magst ihn nicht leiden. Mach' es mir doch nicht so schwer! Lasse uns scheiden — deinetwegen! Ich will dir keine Fessel, kein Hemmnis sein —“

„Das bist du doch nicht!“

Langsam streifte sie den Handschuh von ihrer Hand. Am kleinen Finger steckte ein schmaler Ring mit einem Saphir. Sie legte ihre Lippen darauf und reichte ihm dann den Ring. „Nimm, Heinz!“

Da riß er sie an seine Brust. „Warum, Conny? Du bleibst mein!“ Er küßte ihre Lippen, ihre Augen.

Er umklammerte sie fest. Sein tiefstes, selten gezeigtes Gefühl überflutete sie wie eine heiße Welle.

Aber sie blieb besonnen, sie gab nicht nach. „Den Ring will ich also behalten, Heinz — zum Andenken an unsere Liebe! Und du — — ach nein, vergessen sollst du mich nicht — darum will ich dich nicht bitten!“ Sie seufzte tief. „Nun ist es doch so gekommen, wie ich immer gehnt habe!“

Sie kehrten um. Es war ganz dunkel geworden.

In trübem Sinnen schritt er neben ihr her. Er grübelte über ihre Worte nach. Dunkel fühlte er, daß hinter ihrer opferfreudigen Entfagung sich noch etwas anderes verbarg. Sein einfacher Sinn begriff aber nicht die Kompliziertheit ihres Wesens. Er kannte sie noch lange nicht. Sie hatte es verstanden, seine Leidenschaft zu wecken, daß er an nichts dachte als an ihre lodende Person. Ihr Innerstes war ihm fremd geblieben — ihre Berechnung, ihre Verstandeskühle, die ihre heißen Sinne regierte. Im Grunde war sie ohne Herz, ohne Gefühl, nur auf sich bedacht. Sie ging über Leichen!

Schweigend legten sie den Rest des Weges zurück. Er sagte nichts mehr. Er hatte wohl schon zuviel gesagt.

Heinrich v. Altorf war nicht der Mann, um eines Weibes Liebe zu betteln.

(Fortsetzung folgt.)





Die Inseln im Golf von Neapel.

Von Max Nentwich.

Mit 7 Bildern nach Photographien von Brogi-Florenz.

□ □

(Nachdruck verboten.)

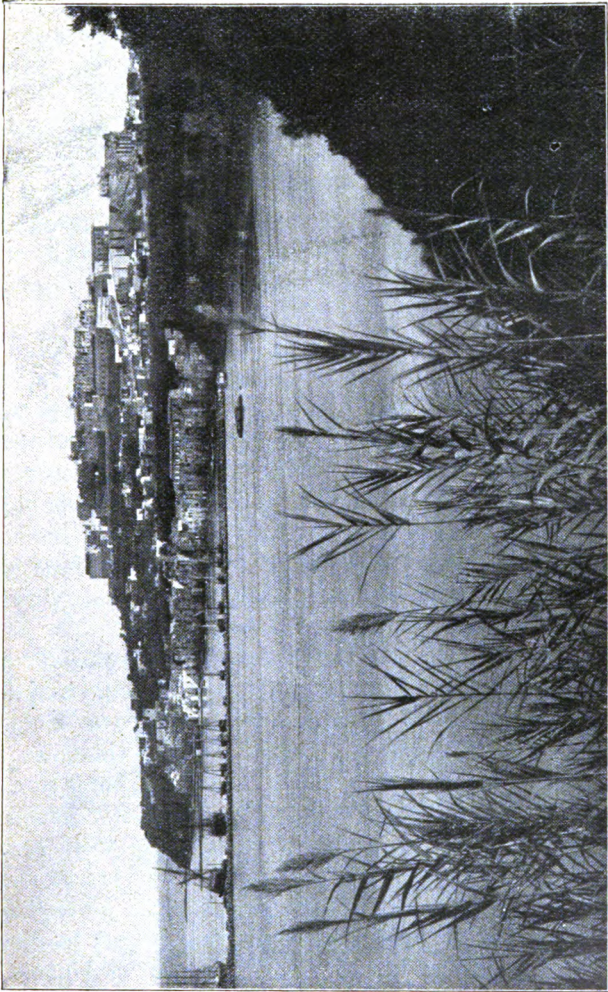
Mit seinem ganz regelmäßig aufgeworfenen, leicht ansteigenden Massiv liegt der Vesuv mitten auf der ziemlich geraden Uferlinie, die sich von Neapel bis Castellammare hinzieht und die den Mittelschenkel eines offenen Rechteckes bildet. Wie zwei Riesenarme greifen die beiden Seitenufer, im Nordwesten die Phlegräischen Felder, im Südosten die Sorrentinische Halbinsel ins Meer hinaus und schließen den vielbewunderten Golf von Neapel ab, der nach Südwesten zu mit der sogenannten Bocca grande ins weite Tyrhenische Meer übergeht. Beiden Landzungen, die mit äußerst malerischen Vorgebirgen ins Meer hinausragen, sind Inseln vorgelagert, die nach ihrer inneren Beschaffenheit wie nach ihrer Lage einstmals zum Festlande gehört haben und durch Naturereignisse von diesem getrennt wurden; an die Phlegräischen Felder mit dem Kap Miseno als letztem Ausläufer schließen sich, nur durch schmale Meerengen getrennt, die Inseln Procida und Ischia, an die Sorrentinische Halbinsel mit der durch besonders schöne Pinienwälder ausgezeichneten Punta Campanella reiht sich Capri an. Nur die kleine Felseninsel Nisida liegt dicht am Lande zwischen Neapel und Pozzuoli wie ein verloren gegangenes Körnchen in der weiten Bucht.

Es ist ein besonderer Vorzug des Golfes von Neapel,

daß der Reisende nicht nur von den zwiefach gesterntem Aussichtspunkten, wie vom Kloster San Martino, Camaldoli und so weiter aus all die Halbinseln, Vorgebirge und Inseln überblicken kann; er hat auch auf seinen Ausflügen fast immer einen vollkommenen Rundblick über den ganzen Golf mit seinen wundervollen Grenzkonturen. Denn die Entfernungen sind nirgends so groß, daß sie das Auge bei der Dünnichtigkeit der Luft, die schon Goethe nicht genug rühmen konnte, behinderten. Es liegt ein seltsamer Reiz darin, daß man fortwährend neue Bilder zu sehen meint und erst bei genauerer Orientierung herausfindet, daß es doch immer wieder dieselben Höhenzüge, Inseln und Uferpartien sind. Die Konturen erscheinen nach jedem Wechsel des Beobachtungspostens neu gezeichnet und die wechselnden Entfernungen geben ein buntes Kolorit dazu.

Über all der eigenartigen Schönheit, die die Natur im Golf von Neapel mit verschwenderischer Hand ausgestreut hat, ragt dominierend der gewaltige Feuerberg und pafft von Zeit zu Zeit sein Rauchwölkchen in den blauen Äther. Dies alles hier ist sein Reich, alles ist aus seinem Element hervorgegangen, das ganze Gebiet ist vulkanischen Ursprungs, und er sieht mit Herrscherwürde über alles hinweg.

Zu den landschaftlichen Vorzügen und der geologischen Eigenart tritt noch ein drittes Moment: die historische Erinnerung. Sie führt uns gerade in dieser klassischen Landschaft bis in jene graue Vorzeit zurück, wo Sage und Geschichte unlöslich zusammenschmolzen, wo noch Götter und Giganten zu den Menschen herniederstiegen und wo der Mythos aus den Besonderheiten des Landes unzählige Legenden schuf. Hier weiß jeder Stein etwas zu erzählen, und bei der



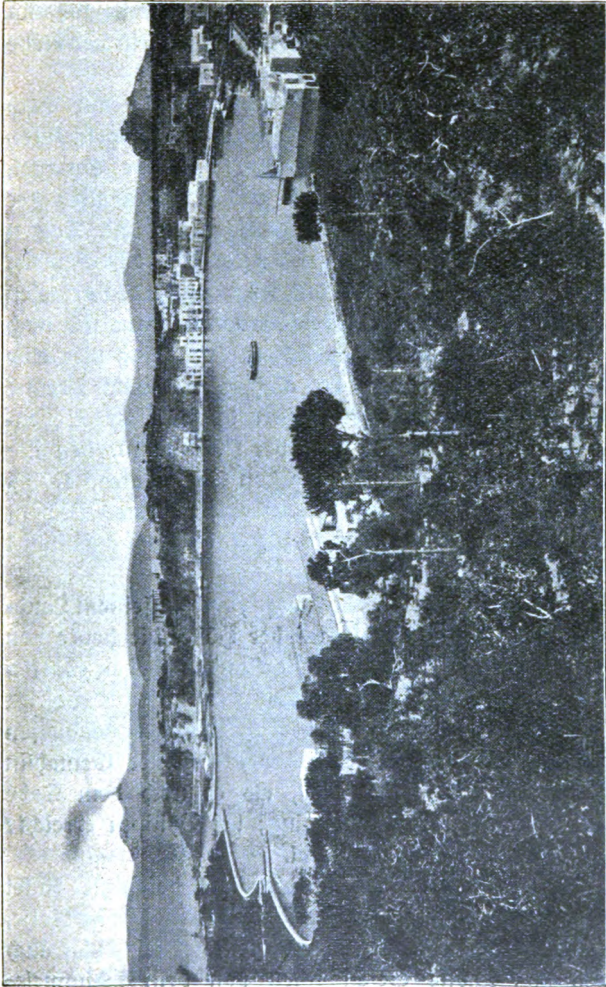
Bot. Bregi, Florenz.

Hafen und Stadt Procida.

Wanderung treten vor unser geistiges Auge viele wohlbekannte Persönlichkeiten vom herrlichen Dulder Odysseus bis zu den Hauptrepräsentanten des alten Roms.

Neapel ist mit allen seinen Inseln durch einen regelmäßigen Dampferverkehr verbunden. Wer aber sonst gut bei Fuß ist und seine Naturgenüsse gern aus dem vollen schöpft, auch wenn es mit einigen Strapazen verbunden sein sollte, der wird den Wanderstab ergreifen und abseits des Massenverkehrs seine eigenen Pfade suchen.

Die Strade nuova führt, vom Stadtteil Santa Lucia ausgehend, an den Abhängen des Monte Posilipo dicht am Strande dahin, an einer Reihe schöner Villen und an dem romantischen, halbzerfallenen Wasserflosse di Donna Anna, das in Tausenden von Bildern in der Welt verbreitet ist, vorüber, zieht sich langsam hinauf zu den Höhen des Berges, überschreitet diesen und fällt, während sich eine herrliche Aussicht über den Golf von Pozzuoli eröffnet, in zahlreichen Serpentinien hinunter ins Tal von Bagnoli. Wie ein Riesenspielzeug ist da, dicht am Ufer, die kleine Felseninsel Nisida mit hübschem Baumbestand und weißen Häusern ins Meer hineingesteckt. Auf hohem Berge ragt das alte Kastell — jetzt leider Gottes Gefängnis — und unten auf der Landseite, mit der Insel durch einen schmalen Steinpfad verbunden, ist auf einem Felsenfloh ein riesiges Lazarett eingerichtet. Von dem weichen, sonnendurchwärmten Sandstrand schiebt wie einst im grauen Altertum ein Schiffer sein gebrechlich Fahrzeug in die „salzige Meerflut“, ladet mich freundlich ein, Platz zu nehmen und dann geht es hinüber, um den auf weit ausragendem Arm stehenden Leuchtturm herum, dann in die seewärts gelegene, kreis-



Phot. Bragi, Florenz.

Der Hafen von Tschida.

runde Bucht, einen ehemaligen Krater, schließlich um das ganze Eiland, und wir landen am Rai in der Nähe des Lazarettes.

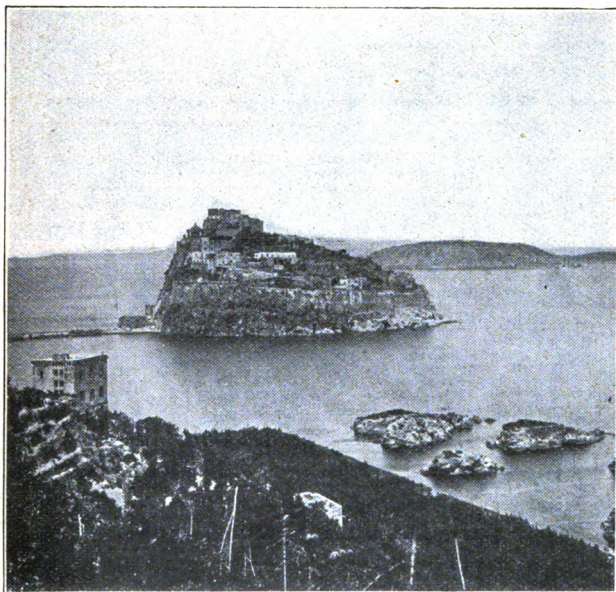
Im Altertum erfreute sich die heute nur noch mäßig bewirtschaftete Insel Nisida einer hochgeschätzten Fruchtbarkeit. Plinius schreibt, daß der Spargel, der „hier aus freien Stücken wächst“, von allen der beste sei; Oliven, Wein, Champignons und Feigen waren von hervorragender Güte und der beste Beweis, daß hier etwas für Keller und Küche zu finden gewesen sein muß, ist, daß der Feinschmecker Lucullus sich nach Nisida ins Privatleben zurückzog. Er besaß hier eine Villa und empfing in ihr auch gern seinen Freund und Biographen Cicero. Von kulinarischer Bedeutung dürfte auch sein, daß der Kirschaum, den Lucullus von seinem Feldzug gegen Mithridates, König von Pontos, als heute noch bestehendes Präsent nach Europa mitbrachte, hier auf Nisida angepflanzt wurde.

Brutus war Besitzer der Insel, und in seinem Landhaus, das wahrscheinlich auf der Höhe, die heute von dem Kastell gekrönt wird, gestanden haben dürfte, hat jene folgenschwere Zusammenkunft mit Cassius stattgefunden, in welcher der Tod Cäsars beschlossen wurde. Hier hat Brutus auch von seiner Gemahlin Porzia Abschied genommen, als er nach dem Tode Cäsars nach Griechenland ging; bei Philippi erreichte ihn bekanntlich sein Schicksal.

Im Mittelalter spielte die stark befestigte Insel besonders zu den Zeiten der Anjous eine große Rolle, und der Kuriosität wegen mag gestattet sein, hier auch noch das schöne Geschichtchen von dem „Himmelfeuer“ zu erwähnen, das man 1550 bei Öffnung eines Marmorfarges gefunden haben will, eine ewig bren-

nende Flamme, die aber, als man sie untersuchen wollte, samt der Glasphiole verschwand.

Da man hier auf der Insel fast nur Soldaten und Sträflinge sieht, wird der wenig freundliche Eindruck, den sie im ganzen macht, kaum besser, und nach einem



Phot. Brogl, Florenz.

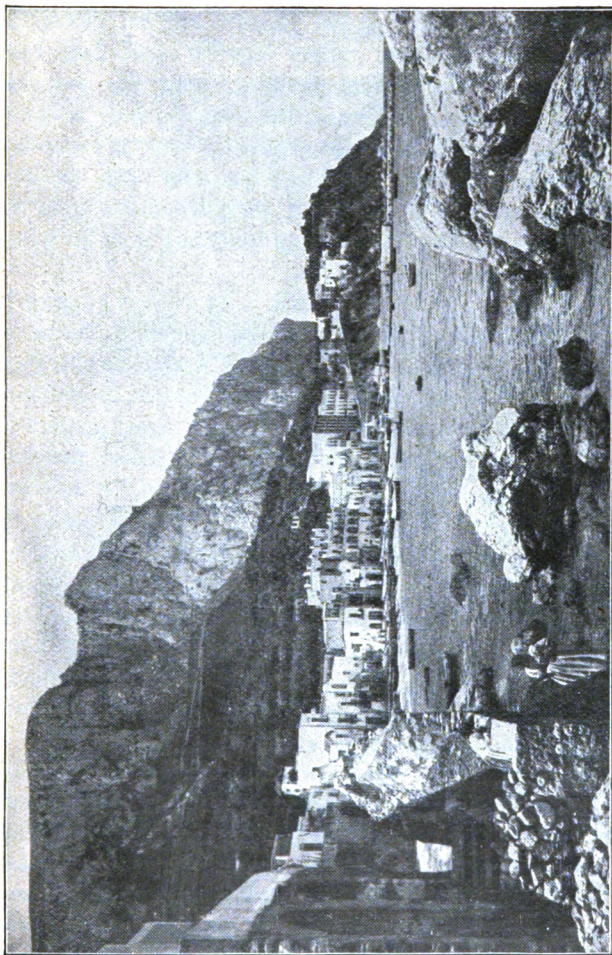
Partie an der Ostküste von Ischia.

nur kurzen Aufenthalt steuert unser Schiffchen wieder zum Strand hinüber.

Rein Neapelbesucher sollte sich einen Spaziergang durch die sagenumwobenen Phlegräischen Felder entgehen lassen, wo einst der Gigantenkampf ausgefochten wurde, wo Herkules die Stiere des Geryon durch den Sumpf trieb, wo Odysseus das Totenopfer brachte

und die Seelen der Abgeschiedenen empfing. Da auch die Bahn dieselbe Strecke durchfährt, kann der Reisende jederzeit seine Fußtour unterbrechen. Der Überblick über die interessante, vulkanische Landschaft, die sich in weitem Bogen um den Meerbusen herumzieht, ist ununterbrochen günstig und der Wanderer verliert auf seiner Tour durch ein wahres Labyrinth von alt-römischen Bauresten, Tempeltrümmern, Bäderanlagen, die den Strand von Bajae, des einst bekanntesten und berühmtesten Badeortes säumen, die Orientierung keineswegs, bis er am Kap Miseno seine Fußwanderung beenden muß. Von der Höhe des Vorgebirges überblickt er wohl noch einmal den zurückgelegten Weg an dem vielgepriesenen Gestade, von dem einst Horaz gefungen: „Gleicht doch nichts in der Welt dem lieblichen Busen von Bajae!“ — dann richtet sich der Blick hinüber nach den Inseln Procida und Ischia, und eines der kleinen Segelschiffchen da unten wird wohl ohne Gefahr die kurze Strecke hinüberschaukeln.

Mit dem winzigen Nebeninselchen Vivara erreicht Procida in seiner höchsten Erhebung nur 109 Meter, und für ihren vulkanischen Charakter spricht außer Bimsstein und Trachyttuff, aus dem die ganze, starkzerrissene Insel besteht, vor allem ihre Form, die vier Krater ganz deutlich erkennen läßt. Einer von ihnen, die jekige Bucht von Chiajolella, ist in seiner ganzen, kreisrunden Gestalt erhalten; die anderen drei sind aber durch Naturereignisse auf der Seeseite zerstört, während die wohlerhaltenen, wie mit dem Zirkel gezeichneten Halbkreise weit ins Land hineinschneiden. Ihre Mauern ragen bis zu 60 Meter zum Theil recht schroff aus dem Meere heraus, und der erste Anblick, der sich dem Reisenden bietet, ist das auf der Nordspitze eines Kraterrandes stehende, die weite Um-



Prof. Brogi, Florenz.

Die Marina grande, der Landungsplatz von Capri.

gebung beherrschende, alte Rastell — bedauerlicherweise jetzt auch Gefängnis.

Das Boot muß den Felsen mit dem Rastell um-

1912. I.

segeln und landet an der Marina auf der Nordseite. Die Stadt Procida, früher Sancio Cattolico, auch Santissima Annunziata genannt, zieht sich von der Südküste über den Bergrücken hinweg bis zum Nordgestade; hier ist die Landungsstelle, und da die ganze Insel nur etwa drei Kilometer lang und an den breitesten Stellen nur knapp zwei Kilometer breit ist, so dehnt sich eine Wanderung kreuz und quer zu keiner allzu großen Strapaze aus.

Drüben auf dem Festlande heißt die uns zugekehrte höchste Erhebung über dem Kap Miseno „Monte di Procida“ — schon der Name schafft eine ideelle Verbindung mit der Insel — und wie jener Bergrücken, so ist auch hier der Tuffboden der Insel ungemein fruchtbar. Feigen, Mandeln und Weintrauben sind von hervorragender Güte, und die weißen Häuser mit den orientalischen flachen Dächern leuchten wie weiße Farbenflecke aus dem ununterbrochenen Grün der üppig prangenden Insel hervor. Außer Fischfang, der hier besonders dem Thunfisch gilt, wird auch die Korallenfischerei mit Erfolg betrieben, und man kann in den sehr bescheidenen Verkaufsläden recht hübsche Exemplare von Korallen, Muscheln und anderes Seegetier zu mäßigem Preise erwerben.

Im Altertum spielte die Insel, obgleich sie in nächster Nähe des bereits erwähnten Luxusbades Bajae liegt, gar keine Rolle. Der moderne Geologe könnte vielleicht ganz interessante Studien machen; dem Laien bietet sie aber nicht viel und schon nach einem Aufenthalt von wenigen Stunden besteige ich in der kleinen, kreisrunden Kraterbucht ein Segelschiff, das mich nach Ischia tragen soll. Bei der Ausfahrt türmt sich der Felsenkloß der Vivara vor uns auf, nach wenigen Minuten ist er umsegelt und in greifbare Nähe tritt

die regelmäßig aufgeschüttete, langhingestreckte Doppelhöhe von Ischia, jener schönen, aber unglückseligen



Phot. Brogi, Florenz.

Die neue Straße und der alte Treppensteig nach Anacapri.

Insel, die fortdauernd von schweren Katastrophen heimgesucht wird. Die Luft ist außerordentlich mild, der Boden ungemein fruchtbar und der Anblick des Felseneilandes von großer Schönheit — dennoch sind

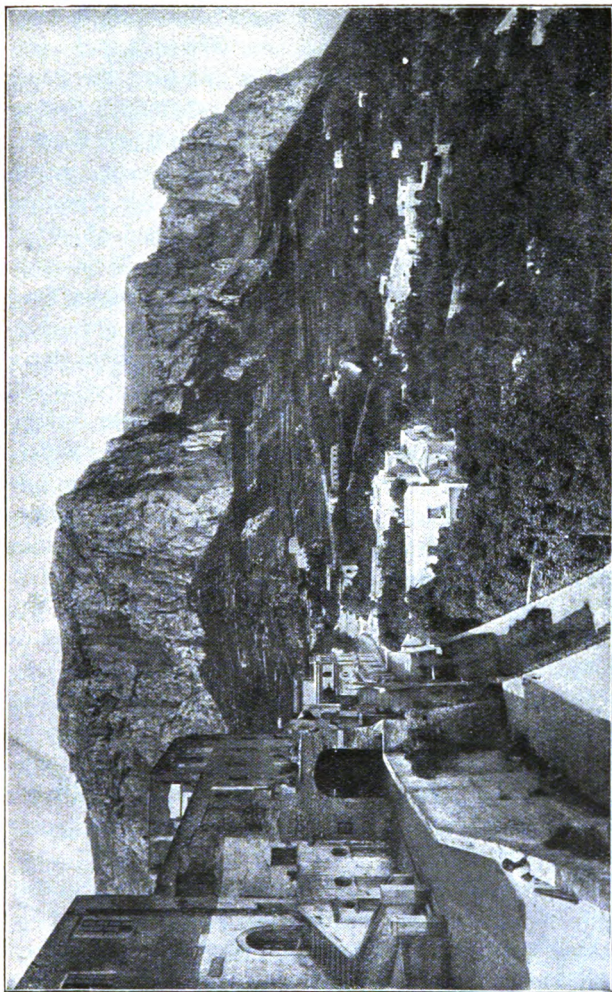
die Bewohner dieser größten der Inseln im Golf von Neapel von jeher immer wiederkehrenden Schrecken ausgefetzt. Die Kolonisierung durch die Griechen erfolgte bereits Anfang des fünften Jahrhunderts vor Christus, aber schon 474 vertrieb ein Ausbruch des Monte Epomeo die Ansiedler, die nur zögernd wieder zurückkehrten, und dann erfolgte so ziemlich jedes Jahrhundert ein großer Ausbruch, der letzte im Jahre 1301; seine Lava hebt sich heute noch oberhalb der jetzigen Stadt Ischia deutlich sichtbar ab. Im folgenden Jahre erlosch der Epomeo völlig; an die Stelle der vulkanischen Ausbrüche traten seither Erdbeben, deren Ursprung aber von vielen Geologen auf tektonische Veränderungen im Erdinnern zurückgeführt wird. Heiße Quellen, die an vielen Stellen hervorbrennen und der Insel den Ruf eines heilbringenden Badesortes eintrugen, geben Kunde von den vulkanischen Kräften, die tief im Innern der Lavafelsen schlummern.

Wenn man nach geographischen Örtlichkeiten für die Irrfahrten des Odysseus sucht, so kommt Ischia als die Insel der Kirke in Betracht:

„Denn ich umschauete dort von der Höhe des zackigen Felsens
Diese Insel, die rings das unendliche Meer umgürtet,
Nahe liegt sie am Land — und in der Mitte der Insel
Sah ich Rauch, der hinter dem dicken Gebüsch hervorstieg.“

In dem kleinen, kreisrunden Hafen, einem ehemaligen Krater, dessen Binnenwasser erst vor fünfzig Jahren durch einen schmalen Kanalfisch mit dem offenen Meere verbunden wurde, landet unser Boot, und da der Abend sich neigt und die Stadt Ischia selbst trotz ihrer siebentausend Einwohner immer noch keinen Gasthof aufweist, muß man schon hier in Porto d'Ischia eines der bescheidenen Nachtquartiere beziehen.

Ein Spaziergang um die Insel, die von guten



Abbt. Bregi, Horenz.

Eine Straße in Capri mit Blick auf den Monte Solaro.

Wegen nach allen Richtungen durchquert wird, ist eine reichliche Tagestour. Nach einem Abstecher, der mich durch melancholische Pinienwälder und über die Lava von 1301 bis zu dem unbedeutenden Städtchen Ischia führt, gilt mein Morgenbesuch der eigentlichen Hauptstadt der Insel, dem Unglücksnest Casamicciola, einem wunderhübsch an den Abhängen des Monte Epomeo ausgebreiteten Örtchen von etwa viertausend Einwohnern. Aus dem frischen Grün der Öl-, Wein- und Obstgärten schimmern die weitverstreuten Häuser hervor, und von allen Straßen und Plätzen, besonders der höher gelegenen Teile genießt man die schönsten Ausichten. Den heißen Quellwassern (der Hauptsprudel „Surgitello“ mit 64 Grad), die hier zu Bädern benützt werden, ist der rege Fremdenbesuch zu danken, dessen sich die Stadt erfreut; sonst hätte man eigentlich Grund, Casamicciola zu meiden, denn es liegt mitten in einem Erdbebenkessel, wurde im vorigen Jahrhundert des öfteren erschüttert, dreimal aber fast völlig zerstört, das letzte Mal am 28. Juli 1883, bei welcher Katastrophe siebzehnhundert Menschen das Leben verloren. In aller Erinnerung ist wohl noch der Schlammregen, der kürzlich niederging und den Ort wieder schwer bedrohte. Das nur zehn Minuten entfernte Dörfchen Lacco Ameno hat nie etwas von den Katastrophen abbekommen, und trotz vieler, wie Wahrzeichen ragender Ruinen wird Casamicciola immer wieder aufgebaut.

An den Abhängen des Berges liegen, nur nach den Höhen hinauf seltener werdend, die Häuser um die ganze Insel herum verstreut. Auf der Wanderung trifft man immer wieder ein Dörfchen oder eine Osteria mit schöner Veranda, mit prächtiger Aussicht, gutem, blassen Wein und einer sonstigen Erfrischung.

Die üppigsten Gärten wechseln mit kahlen Lavablöcken, leicht ansteigende, sattgrüne Matten mit schroffen, bizarren Felspartien — und das Auge sucht weit drüben über dem Golf die bekannten Höhenzüge, die immer wieder neue Formen anzunehmen scheinen.

Den besten Ausblick bietet natürlich der 790 Meter hohe Monte Epomeo selbst, der übrigens ohne große Strapazen zu besteigen ist. Im Kloster San Nicola dort oben wird der Reisende von einem Einsiedler erwartet und durch in den Tuff gehauene Gänge, über Stufen und Löcher zu einem Belvedere hinaufgeleitet, das seinen Namen in der That mit vollster Berechtigung trägt. Es hieße nur, alles von neuem aufzählen, wollte man den Rundblick wiedergeben, der sich hier eröffnet, und doch ist es immer wieder ein Blick in neues Land, und nur mit Mühe sucht der Wanderer aus dem Gewirr von Seen, Landzungen, Meerengen, Vorgebirgen, Inseln, Höhen und Streifen die ihm bekannten Örtlichkeiten heraus.

Wirklich neu ist von hier aus der Blick nördlich in den Meerbusen von Gaeta, dessen Sandgestade von der bekannten altgriechischen Niederlassung Cumae an sichtbar ist bis hinauf nach Terracina, wo die Pontinischen Sümpfe ins Meer treten und das Vorgebirge Monte Circeo nebelhaft im Hintergrund verschwindet. Ganz deutlich tritt auch die südlichste der Ponzainseln, Ventotene, in Erscheinung. Augustus schickte seine lasterhafte Tochter Julia dorthin, Tiberius deren Tochter Agrippina, und Nero ließ nach den Ränken der Poppäa Sabina seine jugendliche Gemahlin Octavia nach Pandataria verbannen und später dort ermorden. Nach Westen zieht sich endlos das Meer, bis es mit dem fernen Horizont in linienlosem Flimmer verschwimmt.

Die Perle der Inseln im Golf von Neapel ist Capri.



Die Felsenfeste



del Nisida.

Phot. Brogi, Firenze.

Das kleine, nur 10 Quadratkilometer große Eiland ist von der allgütigen Mutter Natur mit besonderer Liebe behandelt worden: mildes Klima das ganze Jahr hindurch, der fruchtbarste Boden, den man sich nur wünschen kann, die herrlichsten Steingebilde, gigantische Felsenmauern, Grotten, ein Meer, das in Farben schimmert, die man, von einem Maler naturgetreu wiederholt, für unsinnig erklären würde, ein ewig blauer, leuchtender Himmel und eine Bevölkerung bescheiden, ruhig und ehrlich, deren Umgang man nach den zweifelhaften Erfahrungen in Neapel und anderen italienischen Städten wie eine Wohlthat empfindet. Man mag die Insel sehen, von welcher Seite man will, immer wird sie wie ein Felsenriff von ausgewählt schöner Zeichnung erscheinen, und je mehr wir uns ihr nähern, desto höher wachsen die Klippen aus dem in seltsamen Farben schimmernden Meere heraus.

Mit seinen nahezu 600 Metern fällt der Monte Solaro nach Süden zu fast senkrecht ins Meer hinab, ebenso stürzen an der Ostküste die Felsen aus 200 bis 300 Meter Höhe in vielen romantischen Zerklüftungen direkt ins Wasser hernieder. Die bescheidensten Uferpartien ragen immer noch 60 bis 70 Meter geradlinig aus den Fluten empor. So bildet die Insel ein fast unzugängliches Riff, das nur an zwei kaum erkennbaren Stellen eine Landung gestattet, da, wo niedergefallenes Geröll und Sand sich zu einer Düne vereinigen.

Den Vorzug völliger Unnahbarkeit machte sich bereits der Kaiser Tiberius zunutze, als er 26 nach Christus Rom verließ — gefürchtet und sich selbst vor seinen Feinden fürchtend. Zwölf Villen hat Tiberius auf der Insel errichtet und elf Jahre verweilte der später seiner Grausamkeit wegen verhaftete Kaiser hier bis zu seinem Tode.

Heute noch führt die Hauptstraße seinen Namen und außer vielen anderen Bauresten erhielten sich auf dem Vorgebirge Lo Capo ansehnliche Ruinen, die der schönsten Villa des Kaisers zugeschrieben werden.

Auch Augustus wohnte auf der Insel, auf der einst die seefahrenden Griechen zuerst festen Fuß faßten, ehe sie nach Campanien hinüberkamen. Im Mittelalter machte Capri mannigfache Schicksale durch; politisch bekam es 1806 noch einmal Bedeutung, als die Engländer die Insel genommen und zu einem neuen Gibraltar ausbauen wollten, sie aber schon nach kurzer Zeit wieder an die Franzosen verloren.

Von den beiden Landungsstellen liegt die kleinere im Süden gegen das offene Meer hinaus, daher nicht immer benüßbar; die andere im Norden. An dieser, der Marina grande, werden die von Neapel, Sorrent und Ischia kommenden Reisenden ausgebootet.

Die Einwohnerzahl der Insel beträgt etwa sechstausend; dagegen sind in guten Jahren bis vierzigtausend Fremde zu Besuch, die Hälfte von ihnen Deutsche. Es mutet wie ein Heimatsgruß an, wenn man nach dem sonnenfreundlichen Marsch auf dem völlig schattenlosen Gebirgspfad die 140 Meter hinauf in das Städtchen geklettert ist und auf dem Marktplatz als erster Willkommen uns ein riesiges Schild „Pilsener Bierhaus“ entgegenwinkt. Und welcher deutsche Capribesucher kennt nicht das Restaurant „Zum Rater Sidigeigei“, wo abends die schöne Karolina Tarantella tanzt unter Begleitung eines Gesanges, von dem selbst die Eingeborenen auch nicht ein Wort verstehen? Aber es ist so uralienisch, wie es sich die leichtbeschwingte Phantasie hoch oben im kalten Norden so wunderbar erträumt hatte. Man gibt sich Mühe, holt sein bestes Italienisch zusammen und fragt: „Quanto costa un

bicchiere d' birra?“ und die Wirtin antwortet in vaterländischem Idiom mit leichtem Schweizer Einklang: „Bei uns koscht a Glas Münchner vierzig Eschentefimi!“

Der Parforcereisende jagt die Insel in zwei Tagen durch; es gibt sogar Leute, die mittags ankommen, mit dem Dampfer schnell noch zur „Blauen Grotte“ fahren, hurtig in eines der kleinen Boote steigen, die hineinfahren in das silbern-blauschimmernde Wunder und wieder draußen sind, ehe man sich umgesehen hat, die auf dem Dampfer zur Marina zurückkehren, um zwei Uhr an Land kommen und — da es nach Capri hinaufzugehen nicht lohnt, in einem Gasthof da unten dinieren, damit sie um fünf Uhr wieder nach Neapel zurückdampfen können.

Um Capri nur einigermaßen kennen zu lernen, sollte man schon einige Tage dort zubringen und rüstig Umschau halten, denn die Insel bietet ungemein viel, stellt aber auch selbst an tüchtige Fußgänger ziemliche Anforderungen. Es gibt hier keine fünfhundert Schritte geraden Weges; es geht immer bergauf und bergab, hinunter zum Wasser und wieder hinauf auf die Felsen. Selbst in den beiden Städtchen Capri und Anacapri pflanzen sich die Unebenheiten oft bis in die Häuser hinein fort, die bisweilen zwei Etagen Vorderfront haben und mit der Rückwand am Felsen kleben.

Unzählig sind die Ziele der Fußwanderungen. Da gibt es Felsentore, Höhlen und Löcher, die natürlich alle mit seltsamen Namen bedacht sind; da ist die schön angelegte Serpentinstraße, die Via Krupp, die hinunter zur kleinen Marina führt; dann geht es wieder hinauf zur Villa des Liberius, wo neben alten Mauern und Gewölben mit antiken Mosaiken die kleine Kapelle San Maria del Soccorso hinüber nach Massa Lubrense

leuchtet. In nächster Nähe gähnt eine 300 Meter tiefe Felsenkluft; man sagt, daß der grausame Kaiser seine Opfer hier hinuntergeschleudert haben soll. Den Besuch der von dem deutschen Dichter Kopisch wiedergefundenen, aber wohl schon zur römischen Kaiserzeit bekannt gewesenen „Blauen Grotte“ verbindet man mit einer Kahnfahrt um die ganze Insel, deren Uferfelsgebilde wahre Wunderwerke darstellen und noch vier andere, des Besuches werthe Wasserhöhlen aufweisen. Und wer sich auch sonst nicht zu lange aufhält: die große Partie nach Anacapri und auf den Monte Solaro darf er nicht versäumen.

Früher führte von der Marina grande nur ein 800 Stufen zählender Fußsteg hinauf auf den gewaltigen, 200 Meter hohen Kalkfelsen von Anacapri. Heute ist eine gute, mit den herrlichsten Ausichten gesegnete Straße geschaffen worden, die sich in vielen Röhren unter dem hoch überragenden Felsen hinaufzieht, bis sie die Höhe erreicht hat, auf welcher Anacapri und das kleine Dörfchen Caprile liegen. Der Fußpfad auf den Monte Solaro zweigt links ab; er steigt ziemlich steil hinan, ist auch sonst ein wenig beschwerlich. Und selbst wenn man dem gedruckten Führer glaubte, dort oben eine Erfrischung erwartet, aber nichts vorfindet und die Überzeugung gewinnt, daß man den Rückweg wird hungrig und durstig antreten müssen — die Aussicht von dem schroffen, jäh aus dem Meer aufsteigenden Felsen ist doch das Schönste, was der Golf von Neapel bietet. Von hier aus faßt das Auge alles zusammen, was die anderen Aussichtspunkte nur vereinzelt geben von Terracina, den Ponzaïnseln, der Küste von Neapel mit dem schmauchenden Vesuv, dem Golf von Salerno mit dem winzigen Inselchen, von dem einst die Sirenen dem irrenden Odysseus ihre

betörenden Lieder zuzufangen — bis hinunter nach Pästum, wo in öden Brachen die herrlichen Tempel der Griechenwelt von vergangenem Glanze träumen. Wie oft mögen von hier aus die Signalfener geleuchtet haben hinauf zu den Kolonisten von Ryme und hinunter zum völkerreichen Poseidonia. —

Ob es einen Reisenden gibt, der die Insel wirklich kennen lernte und nun von ihr Abschied nimmt, ohne den ehrlichen Wunsch im Herzen, recht bald wiederzukommen?





Ave Verum.

Novelle von Wilhelm Hille.

(Nachdruck verboten.)

Es war am 25. Mai 1873, morgens gegen zehn Uhr, als ich in Barcelona ankam. Ich habe das Datum behalten wegen des unheimlichen Abenteuers, das mir am Abend desselben Tages zustieß.

Ich begab mich, nachdem ich meine Geschäfte mit der Zollbehörde mit Hilfe eines Dolmetschers erledigt hatte — ich verstand leider keine Silbe Spanisch — nach der französischen Pension des Herrn Duval in der Calle San Martino, die mir empfohlen worden war. Selbstverständlich wurde ich so vorzüglich aufgenommen, wie ein Mann, der Geld in der Tasche hat, zu erwarten das Recht besitzt.

Nachdem ich etwas ausgeruht und die Röllnische Zeitung gelesen hatte, war es so nach und nach vier Uhr geworden. Ich bewaffnete mich mit einem Taschenlexikon und mit einem Plan von Barcelona, womit ich mich für genügend gerüstet hielt, meine erste Forschungsreise in der katalonischen Hauptstadt anzutreten. Herr Duval drückte mir noch den Haus Schlüssel in die Hand. „Für alle Fälle,“ sagte er dazu.

Es waren eigentlich nicht Forschungszwecke, die mich nach Barcelona geführt hatten, oder vielmehr es waren Forschungszwecke einer ganz besonderen Art. Meinem Berufe nach Arzt, trug ich mich schon damals mit dem Plane, den ich später, nach meiner Nieder-

lassung in Berlin, verwirklicht habe, mit dem Plane nämlich, eine Privatanstalt für Gemüthsleidende zu errichten. So hatte ich, nachdem ich die staatliche Genehmigung, Patienten zu kurieren, erhalten hatte, mich bereits länger als ein Jahr in Italien aufgehalten, um die Einrichtung der dortigen Nervenheilanstalten zu studieren.

In Barcelona gedachte ich einige Monate zu bleiben, um die Vorlesungen des Professors Valenzuela zu hören. Dieser Mann hatte eine seltsame Theorie aufgestellt, die damals viel Aufsehen machte. Heute lacht man über die „Nervenknoten“, die sich um eine erkrankte Gehirnzelle bilden und die Ursache der Zwangsvorstellungen abgeben sollen. Die damalige Generation sah in den „Nervenknoten“ eine Art Offenbarung, und alles drängte sich zu seinen Vorlesungen. Er hielt ein besonderes Kolleg für Ausländer in französischer Sprache, und ich glaubte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen zu sollen, meine Spezialkenntnisse zu vervollständigen.

An jenem ersten Abend schlenderte ich planlos in der großen Stadt herum, in der mir alles auf Schritt und Tritt neu war. Ich konnte mich nicht satt sehen an dem Leben und Treiben auf der „Rambla“, dieser wundervollen, rechts und links von hohen Palmen eingefassten Promenade, die sich um den ganzen Hafen herumzieht, und mit der sich, was Eleganz und Vornehmheit betrifft, nur die Boulevards von Paris einigermaßen vergleichen können. Das Gewimmel von Menschen ist da in den Abendstunden ungeheuer, weit ärger, als zum Beispiel in Berlin auf der Friedrichstraße. Es hängt das mit der Gewohnheit der Südländer zusammen, mehr außerhalb als innerhalb der Häuser zu leben. Die drei Millionen Berlins sind

immer zum größten Teil unsichtbar, die fünfhunderttausend Seelen Barcelonas aber findet man bei gutem Wetter fast vollzählig auf den Straßen.

Als ich bis an die Plaza Cristobal Colon gekommen war, auf der sich jetzt das riesige Standbild des berühmten Genuesen erhebt, stürzte ich mich in das Gewirr der engen Querstraßen, um die kleine Welt ebenso, wie die große, an mir vorüberfluten zu lassen. Schrille Töne, die aus einem Eingeltangel hervordrang, lockten mich an. Ich eroberte mit einiger Schwierigkeit eine Eintrittskarte und mischte mich unter die Zuschauer. Das Programm war kein besonders gewähltes, das wüßte Geschrei und Trampeln der leicht erregbaren Katalonier, der dicke Tabaksqualm verursachten mir Kopfschmerzen. Trotzdem hörte ich um einer einzigen Nummer willen alles andere an. Diese einzige Nummer war eine andalusische Tänzerin, ein allerliebstes Kind von kaum fünfzehn Jahren, die mit unbeschreiblicher Grazie die Faruca, den Tango und die Sevillana tanzte. Man muß diese Tänze auf spanischem Boden, dem sie entwachsen sind, sehen, um den Enthusiasmus zu verstehen, den sie erregen. Ich selbst war ganz hingerissen und glaubte nie etwas Liebreizenderes erblickt zu haben.

Als ich das Lokal wieder verließ, fiel mir ein, daß ich eine große Torheit begangen hatte. Es war stockfinster, und ich war sorglos darauflos gegangen, ohne mich um den Rückweg zu kümmern. Jetzt stand ich vor der schwierigen Aufgabe, meine Pension wiederzufinden.

Die Sache war um so bedenklicher, als ich in Hinblick auf die Verständigung mit der Außenwelt auf die internationale Affensprache angewiesen war.

Ich wanderte unschlüssig die Straße hinauf, hin

und wieder stolpernd oder an einen festen Gegenstand anrennend. Man darf nicht vergessen, daß das Zeitalter des elektrischen Lichtes noch nicht angebrochen war und daß selbst in Deutschland die nächtliche Beleuchtung durch Gas noch nicht in allen Städten eingeführt war. In Italien und Spanien gab es dergleichen überhaupt nicht. Wer nach Einbruch der Dunkelheit auf den Straßen noch etwas zu suchen hatte, bewaffnete sich mit einer Handlaterne.

Meinen Leichtsinns verwünschend, ging ich aufs Geratewohl weiter. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich dem Zufall anzuvertrauen. Vielleicht führte er mir jemand in den Weg, mit dem ich mich verständigen konnte. Wenn es mir nur gelang, die Straße San Martino wiederzufinden, so war ich geborgen, denn ich wußte, daß die Duvalsche Pension so ziemlich in der Mitte der Straße lag und ein wenig aus der Front der anderen Häuser hervortrat. Gelang es mir nicht, nun, so blieb mir nichts anderes übrig, als eine der zahlreichen Ruhebänke aufzusuchen und dort das Krähen des Hahns abzuwarten. Das war kein Vergnügen, aber eine gesunde Lehre für mich, ein andermal nicht wieder über einer hübschen Tänzerin den Heimweg zu vergessen.

Wie spät es wohl sein mochte? Ich griff nach Zündhölzern, um das Zifferblatt meiner Uhr zu beleuchten. Neues Pech! Ich konnte die Streichholzschachtel nicht finden. Offenbar hatte ich sie liegen gelassen.

Das Leben und Treiben der großen Hafenstadt war erstorben. Totenstille umgab mich. Hin und wieder kam ein einsamer Nachtschwärmer an mir vorüber. Ich redete mehrere auf französisch an, erzielte aber keine andere Wirkung, als daß sie ihr Tempo beschleunigten, um die Entfernung zwischen sich und mir zu

vergrößern. Im Dunkeln wird der Mensch mißtrauisch.

Endlich sah ich beim Überschreiten einer Querstraße in einiger Entfernung einen Lichtschein. Ich bog in die Richtung ein und erreichte nach einigen Minuten einen größeren Platz, in dessen Mitte auf einem großen marmornen Randelaber drei riesige Petroleumlampen brannten, deren Dochte aus einem gemeinsamen Bassin gespeist wurden. Ich war ganz gerührt über diese Fürsorge der Stadtväter von Barcelona, und meine Rührung steigerte sich noch, als ich neben dieser wahrhaft großstädtischen Beleuchtungsanlage auf einer Steinbank einen Kerl sitzen sah, der mich auf den ersten Blick an unsere waderen Nachtwächter erinnerte. Zu seinen Füßen kauerte ein großer schwarzer Hund, der feindselig knurrte, als ich herankam.

„Könnten Sie mir vielleicht sagen, wo die Calle San Martino ist?“ rebete ich den Mann auf französisch an.

Der Mann schaute mich groß an und schüttelte den Kopf.

„La Calle San Martino, donde está?“ begann ich aufs neue, die paar Brocken, die ich während der Überfahrt aufgefangen hatte, auf gut Glück aneinander knüpfend.

Diesmal war der Erfolg der, daß der Mann auf die Stirn tippte und der Röter mir sein wunderschönes Gebiß zeigte, eine Sprache, die jedenfalls bei allen Nationen verstanden wird.

Endlich fiel mir ein, daß es noch eine besonders verständliche Sprache gibt. Ich zog meine Geldtasche und nahm eine Peseta heraus, die ich dem Nachtwächter unter die Nase hielt.

Der Umschlag der Meinung über mich war wunderbar. Der Mann lächelte mich huldreich an, und der Köter begann mit dem Schwanz zu wedeln.

Ich nahm mein Taschenlexikon vor und stellte mühsam einige Sätze zusammen, mit denen ich den Mann ersuchte, mich nach der Straße San Martino zu führen.

Er murmelte etwas, was ich nicht verstand und schob die Peseta in die Tasche. Dann stand er auf, zündete eine kleine Handlaterne an und winkte mir, ihm zu folgen.

Wir gingen etwa fünf Minuten lang durch schmutzige, enge Gassen.

Plötzlich blieb er an einer Kreuzung stehen. „Aqui!“*) sagte er, auf eine Querstraße zeigend.

Ich dankte ihm für seine Mühe, so gut ich konnte, und er entfernte sich mit seinem Hunde. Ich wunderte mich darüber, daß die von mir gesuchte Straße so in der Nähe gewesen war, denn ich hatte fest geglaubt, mich in einem ganz anderen Stadtteile von Barcelona zu befinden. Nun, um so besser! Ich war rechtschaffen müde und freute mich darauf, ins Bett zu kommen.

Meine Pension zu finden hatte jetzt keine Schwierigkeiten mehr. Ich brauchte nur von einem Endpunkte der Straße bis zum anderen zu gehen, meine Schritte dabei zu zählen und nachher die Hälfte zu nehmen. Hatte ich so die Mitte der Straße bestimmt, so mußte das Haus rechts oder links von mir sein, und der Umstand, daß es etwas vor die Front der anderen Häuser gerückt war, mußte dann jeder Ungewißheit ein Ende machen.

Ich fand auch richtig auf die angegebene Weise

*) Aqui = hier.

das vorspringende Haus und tastete mich in der rabenschwarzen Dunkelheit bis an die Tür. Dann suchte ich das Schlüsselloch auf und schob den Schlüssel hinein. Er drehte sich mühelos.

Es fiel mir ein Stein vom Herzen, als ich so die Gewißheit hatte, mein Haus glücklich erreicht zu haben, und ich gelobte mir, das nächste Mal nicht wieder so unvorsichtig zu sein. Ich öffnete die Tür und betrat den finsternen Flur. Die Duvalsche Pension befand sich im ersten Stock. Die Treppe, die hinaufführte, ging im Hintergrunde des Flurs links ab.

Mühsam tastete ich mich bis zu ihr hin und stieg hinauf.

Aber, obgleich der Schlüssel gepaßt hatte, obgleich auch mit der Lage der Treppe alles in Ordnung war, kam mir doch diese selbst etwas fremdartig vor. Sollte ich in ein falsches Haus geraten sein? Bei dem Gedanken daran bebte ich. War das der Fall, so konnte mein Abenteuer ein böses Ende nehmen. Wenn man mich entdeckte, so hielt man mich sicher für einen Einbrecher, man jagte mir entweder eine Kugel in den Leib, oder man nahm mich fest und überlieferte mich der Polizei. Ohne Legitimationspapiere, unfähig, mich zu verständigen, konnte ich wer weiß wie lange in irgend einem vor Schmutz starrenden Haftlokal schmachten, bis es mir gelang, den Nachweis meiner Unschuld zu führen.

Ich stieg die Treppe vollends hinauf. Ich wußte, daß oben gleich links eine Tür mit einem davor angebrachten Briefkasten war. Das war ein entscheidendes Merkmal.

Ich griff an der Wand entlang — keine Tür war zu finden. Statt dessen berührte meine Hand etwas Weiches, das rechts und links ein krummes Horn hatte,

offenbar einen Stierkopf, wie man ihn in spanischen Häusern häufig trifft. Es war klar, ich war in ein fremdes Haus eingedrungen. Kalter Schweiß stand auf meiner Stirn. Es galt nun, so leise wie möglich sich aus dem Staube zu machen.

Im Begriff, wieder die Treppe hinabzusteigen, hörte ich ein Gemurmel von Stimmen, das aus einem dicht an der Treppe liegenden Gemache herzukommen schien. Es kam mir der Gedanke, einfach anzuklopfen und zu versuchen, mich verständlich zu machen. Die Leute mußten doch für meine fatale Lage Verständnis genug besitzen, um mich nicht für einen Verbrecher zu halten. Vielleicht erbot sich sogar jemand, mich nach Hause zu bringen.

Ich tappte mich eben nach der Tür hin, als ein neues Geräusch an mein Ohr drang.

In einem hinter dem ersten gelegenen Zimmer spielte jemand Geige.

Ich bin selber Geiger. Freilich habe ich es trotz fleißigen Bemühens nicht über einen sehr gewöhnlichen Dilettantismus gebracht, aber ich bin imstande, zu unterscheiden, ob man gut oder schlecht spielt. An den ersten Strichen erkannte ich, daß es Meisterhände waren, die hier den Bogen führten. Feierlich und mächtig entquollen die Töne den Saiten, immer tiefer und ernster, um plötzlich in einem blißschnellen Stakkatolaufe bis in die höchsten Regionen der Skala zu steigen und dort in einem geisterhaften Flageolett von tadelloser Reinheit allmählich zu ersterben. Und dann, nach diesem prachtvollen Vorspiel, setzte der Künstler von neuem an und begann, langsam und getragen, das berühmte „Ave Verum“ von Mozart.

Ich war entzückt, ich war hingerissen. Möchte es nun die seltsame Lage sein, in der ich mich befand,

oder der unerwartete Genuß eines Stückes, das ich für eines der vortrefflichsten der ganzen Musikliteratur halte, genug, ich hatte wohl niemals ein Spiel von gleicher Vollendung gehört. Gespannt darauf, was der Meister aus dem wirkungsvollen Schlußmotiv machen würde, lauschte ich angestrengt, als plötzlich ein markerschütternder Schreckensschrei an mein Ohr gellte. Polternd fiel die Geige zur Erde. Dann war alles totenstill.

Ich stand einen Augenblick wie gelähmt. Dieser schauerliche Übergang von idealster Kunst zur brutalsten Prosa wirkte dermaßen auf meine Nerven, daß ich nahe daran war, die Besinnung zu verlieren. Und dann packte mich ein blindes, feiges Entsetzen und gab mir den einzigen Gedanken ein: Fort aus diesem Hause!

Wie ich wieder die Treppe hinuntergekommen bin, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur noch, daß ich in die Finsternis hinausrannte und daß es mehrere Minuten dauerte, bis ich wieder zu überlegen vermochte. Dann freilich machte ich mir die heftigsten Vorwürfe. Ohne Zweifel war ich durch einen Zufall Zeuge eines Verbrechens geworden, und anstatt, wie es meine Pflicht gewesen wäre, ins Zimmer zu stürzen und dem unglücklichen Opfer selbst mit Gefahr meines Lebens beizustehen, war ich wie eine Memme davongerannt, um meine Haut in Sicherheit zu bringen. Ich fühlte in der Dunkelheit, wie ich vor Scham über mich selbst errötete. Aber was hätte ich ausrichten können — einer gegen viele, ohne Waffen und mit dieser verwünschten Untennis der Sprache? Handelte es sich um ein Verbrechen, so war es klar, daß man mit einem unerwartet auftauchenden Zeugen wenig Umstände gemacht hätte, und ich war doch nicht nach Barcelona gekommen, um in irgend einer dunklen Lasterhöhle

mein Leben zu beenden, sondern um die Nervenknotten des Herrn Valenzuela zu studieren. Ich sagte mir das solange vor, bis ich davon überzeugt war, daß ich gehandelt hatte, wie eben ein vernünftiger Mensch, der im Auslande reist, handeln muß.

Ich irrte lange in der Finsternis umher, bis ich eine Bank fand, auf der ich, erschöpft wie ich war, bald einschliefe. Als ich wieder aufwachte, graute der Morgen, und als die Sonne bereits anfing, ihre Strahlen auf mein Haupt niederzusenden, hatte ich nach mancherlei Irrungen und Wirrungen meine am anderen Ende der Stadt gelegene Calle San Martino wiedergefunden.

Ich begab mich in mein Zimmer und legte mich sofort aufs Ohr.

Nach dem Mittagessen nahm ich Herrn Duval auf die Seite, erzählte ihm mein nächtliches Abenteuer und drückte den Wunsch aus, er möge mir behilflich sein, meine Beobachtungen der Polizei zu melden.

Er lächelte. „Haben Sie eine Cedula?“ fragte er.

„Was ist das?“

„Eine Aufenthaltkarte. Jeder Fremde, der sich im glücklichen Spanien über acht Tage aufhält, muß gefehlich eine Cedula lösen, deren Preis sich nach der Höhe seiner Finanzen richtet. Es ist dasselbe, wie etwa in anderen Ländern die Einkommensteuer, nur mit dem Unterschiede, daß diese wirklich bezahlt wird, während hier in Spanien es niemand einfällt, sich seine Cedula zu kaufen, außer wenn er mit den Gerichten zu tun bekommt. Dann nämlich ist die erste Frage die nach der Cedula. Verstehen Sie nun?“

„Sie meinen, ich muß mir die Cedula kaufen, ehe ich die Anzeige bei Gericht machen kann?“

„Ganz recht!“ erklärte Herr Duval. „Sie wird

Sie mindestens hundert Peseten kosten, denn Ausländer, die sich in der Pension Duval einquartieren, werden von der Polizei nicht für arm gehalten. Also Ihr Bestreben, einen Verbrecher oder mehrere der Justiz zu überliefern, wird Sie zunächst eine hübsche Summe Geldes kosten. Ferner garantiere ich Ihnen dafür, daß Sie mit Ihrem löblichen Vorhaben bei den Herren von der Polizei nur wenig Gegenliebe finden werden. Sie sind eben nicht in Frankreich oder in Deutschland. Hier gilt als oberstes Prinzip: Mensch, störe mich nicht! und man sieht einen Ehrenmann, der die Obrigkeit behelligt, damit Gerechtigkeit geschehe, mit scheeleren Blicken an, als einen Verbrecher, der taktvoll genug ist, seine Spur zu verwischen. Und schließlich, was haben Sie davon, wenn es Ihnen wirklich gelingt, die Polizei für Ihre Beobachtungen zu interessieren? Man würde Sie vielleicht eines Tages mit einem tüchtigen Dolchstich in mein Haus tragen. Wenn Ihnen also daran liegt, hier ungestört Ihrem Studium und Ihrem Vergnügen nachzugehen, so lassen Sie die Finger davon.“

Ich fand, daß er recht hatte. Das Bewußtsein, die Zielscheibe spanischer Banditendolche zu sein, mußte meine Studien entschieden ungünstig beeinflussen. Ich beschloß also, das Abenteuer auf sich beruhen zu lassen und daraus nur die Lehre zu ziehen, daß es nicht wohlgetan ist, bei Nacht und Nebel in einer Stadt herumzustreifen, deren Sprache man nicht kennt.

Drei Jahre später befand ich mich in der angenehmen Lage eines jungen Arztes, der sich in Berlin „niedergelassen“ hat und auf den ersten Patienten wartet.

Ich hatte eine elegante kleine Wohnung in der Nähe des Wedding eingerichtet. Mein Vater war inzwischen gestorben und hatte mir genug hinterlassen, um auch ohne Praxis leben zu können. Insofern war ich besser daran, als unzählige meiner Kollegen, die sich auf Pump installieren und nachher nicht wissen, wie sie sich ihrer Gläubiger entledigen sollen, weil die Patienten durchaus nicht kommen wollen. Trotzdem war ich oft in verdrießlicher Laune. Es kann für einen Menschen, der etwas gelernt hat und weiß, daß er imstande ist, der Mitwelt zu nützen, nichts Ärgerlicheres geben, als brachzuliegen und die Zeit totschlagen zu müssen.

Denn auch zu mir wollten die Patienten nicht kommen. Mein großes Türschild, das mich als Spezialarzt für Nervenkrankheiten empfahl, übte keinerlei Anziehungskraft aus — nicht einmal in einer Zeit, wo „schwache Nerven“ immer mehr zum guten Ton gehörten. Ich hätte mir freilich ärztliche Tätigkeit verschaffen können, wenn ich mich an einem Sanatorium beteiligt hätte, aber dazu hatte ich nicht die geringste Lust. Mein Vermögen zu riskieren, um als Assistent irgendwo die zweite oder dritte Geige spielen zu dürfen, war nicht nach meinem Geschmack. Mein Ideal war, später ein eigenes Sanatorium zu besitzen, wo mir niemand dazwischenreden durfte und wo ich meine ärztlichen Überzeugungen zum Nutzen der leidenden Menschheit frei betätigen konnte. Aber um das ausführen zu können, mußte ich notwendig erst einige Jahre Praxis hinter mir haben.

Nun, endlich erschien auch für mich der Augenblick, wo der Karren in Gang kam, freilich auf etwas sonderbare Weise.

Auf einem Spaziergange im Tiergarten, in der

Gegend des großen Sterns, rief jemand hinter mir meinen Namen. Ich drehte mich um und gewahrte einen lang aufgeschossenen, fein gekleideten Herrn mit rötlichem Vollbarte, der eifrig auf mich zukam, dicht vor mir stehen blieb und mich verschmüht lächelnd ansah.

„Sie wünschen?“ fragte ich kühl.

„Na, da hört doch alles auf, Erich! Kennst du mich wirklich nicht mehr, oder willst du mich nicht mehr kennen?“

„Ist's möglich — Friß Langerheld?“

„Natürlich! Wer denn sonst?“

Wir schüttelten uns die Hände. Friß Langerheld, Paul Krafft und ich waren die drei gewesen, die zusammen das ganze Gymnasium durchgemacht hatten, während die anderen an den verschiedenen Klippen gescheitert waren. Das glücklich bestandene Abiturium hatte dann unseren Bund gesprengt, und wir hatten uns nun seit zehn Jahren nicht wiedergesehen.

Wir betrachteten uns beide neugierig, aber es war nichts von Zurückhaltung, wie man sie so oft bei Leuten findet, die sich lange nicht gesehen haben, in dieser schweigenden Musterung.

„Wahrhaftig, Friß, wenn du mich nicht angesprochen hättest, ich würde dich nicht wiedererkannt haben. Dieser rote Vollbart verändert dich mächtig. Weshalb hast du dir den zugelegt?“

„Politik, mein Lieber! Du weißt, daß man im Leben nur maskiert einhergehen darf, wenn man auf einen grünen Zweig kommen will. Und da ich dazu verurteilt bin, die Rolle eines Rechtsanwalts zu spielen, und da das Publikum zu einem jungen Menschen, der noch nicht einmal einen Bart hat, kein rechtes Vertrauen besitzt —“

„Ah, Rechtsanwalt bist du? Ich dachte, du wolltest Medizin studieren?“

„Hab' umgefattelt. Hatte zu schwache Nerven für den Zauber. Als es an die Sektionen ging, fiel ich um. — Und du, Erich?“

Ich überreichte ihm meine Visitenkarte. Er las sie mit großer Aufmerksamkeit und steckte sie zu sich.

„Bist du verheiratet?“ fragte ich.

Fritz Langerheld stieß einen Seufzer aus. „Komm, wir wollen in den Palmengarten gehen,“ gab er zur Antwort. „Oder bist du so mit Patienten gesegnet, daß du für einen alten Freund kein Stündchen übrig hast?“

Jetzt war es an mir, einen Seufzer auszustößen. Schweigend schritten wir nebeneinander her, bis wir Charlottenburg erreicht hatten. Wir suchten uns in den parkartigen Anlagen des Restaurants „Palmengarten“ ein etwas abseits liegendes Plätzchen, ließen eine Flasche Mosel kommen und zündeten unsere Zigarren an.

„Weißt du was, Erich,“ sagte Fritz Langerheld nach einer Weile, „ich finde, wer so wie wir zueinander gestanden, braucht sich nicht vor dem anderen zu genieren. Auf unsere alte Freundschaft also, Erich!“

„Prosit! Möge sie blühen und gedeihen! Wo ist denn Paul Krafft jetzt?“

„Privatdozent für Archäologie in München. — Also mit deiner Praxis ist's faul?“

„Oberfaul. Ich warte noch immer auf den ersten Patienten. Und du hast also wirklich schon deine Kanthippe gefunden?“

Er starrte wie geistesabwesend in sein Weinglas. Plötzlich sagte er: „Du könntest mir einen Gefallen tun, Erich. Du bist doch Arzt für Nerven und —“

„Gemütskrankheiten. Solltest du zufälligerweise einen Patienten für mich auf Lager haben?“

„Das wohl eigentlich nicht. Aber einen guten Rat könnte ich brauchen. Es handelt sich nämlich um —“

„Um ein Mädchen, das du liebst?“ ergänzte ich lächelnd.

„Um die junge Dame, mit der ich verlobt bin. Weißt du, Erich, es freut mich eigentlich riesig, daß ich dich getroffen habe. Schon mehrere Wochen lang schleppe ich diese fatale Geschichte mit mir herum und konnte mich doch nicht entschließen, einen Arzt zu Rate zu ziehen, eben weil es so peinlich ist — weniger für sie, als für mich. Einem Freunde gegenüber wird mir das leichter.“

„Erzähle!“ sagte ich ernst. „Wenn ich dir raten oder helfen kann, soll es gern geschehen.“

Er sann einige Augenblicke vor sich hin. Dann sagte er: „Wirst du geringer von mir denken, Erich, wenn ich dir bekenne, daß es — mit einem Heiratsgesuch anfang?“

„Ich bin ein moderner Mensch. Der Anfang ist ja vielleicht etwas prosaisch, aber das Leben ist nun einmal kein Roman.“

„Die Sache ging folgendermaßen zu. Mir fiel eines Tages im Berliner Tageblatt ein Inserat auf. Es lautete ungefähr so: ‚Für ein junges Mädchen, bildschön, von untadeligem Ruf, wird Bewerber in guter, gesicherter Position gesucht. Keine Mitgift, aber gute Aussteuer.‘ Ich weiß nicht mehr, was mich bewog, hinzuschreiben. Nach vierzehn Tagen, als ich die Sache schon wieder vergessen hatte, kam ein Brief, der eine Visitenkarte und eine Photographie enthielt. Auf der Visitenkarte, die den Namen Bonifacia Caravaca trug, wurde ich kurzer Hand ersucht, wenn mir das beiliegende

Bild gefalle, mich am folgenden Nachmittage um fünf Uhr an der Siegessäule einzufinden und als Erkennungszeichen ein Veilchensträußchen im Knopfloch zu befestigen. Ich betrachtete das Bild. Es stellte ein junges Mädchen von höchstens siebzehn Jahren vor. Das Inferat hatte von einem ‚bildschönen‘ Mädchen gesprochen; es hatte gelogen, denn noch niemals hat es ein Bild gegeben, das auch nur annähernd eine solche Fülle von Anmut und Liebreiz hätte wiedergeben können, wie sie aus dieser Photographie mir entgegenstrahlte. Ich war entzückt, ich war berauscht. Dies herrlich geschnittene Gesicht mit den unschuldigen dunklen Rinderaugen, diese feingezeichneten Wimpern. Du lachst?“

„Ich finde in dem allen keinen rechten Grund, einen Arzt zu Räte zu ziehen,“ sagte ich, über den Eifer meines Freundes unwillkürlich lächelnd. „Also du gingst hin?“

„Selbstverständlich. Und seit vierzehn Tagen ist Theresia Caravaca meine Braut. Hier ist übrigens das Bild. Überzeuge dich selbst, daß ich nicht zu viel gesagt habe.“

Fritz Langerheld hatte recht. Es war ein entzückendes Gesichtchen, das einem da aus dem steifen Karton entgegenlächelte. Alles an diesem Mädchen war reizend, liebenswürdig, nur der Ausdruck der Augen, die es meinem Freunde besonders angetan hatten, machte mich etwas betroffen. Ich fand, es lag etwas Pathologisches darin.

„Nun — gefällt es dir nicht?“ fragte Langerheld.

„Einfach großartig. Gratuliere von ganzem Herzen!“ gab ich zur Antwort. „Dem Namen nach zu urteilen, ist deine Braut Italienerin?“

„Spanierin. Aber sie spricht ebenso geläufig deutsch,

wie spanisch, da sie schon viel in Deutschland herumgereist ist. Ihr Vater hatte ein Bank- und Wechselgeschäft in Valencia. Frau Caravaca versicherte mir, daß sie früher sehr vermögend gewesen wären. Durch unglückliche Spekulationen sei ihr Reichthum auf einen winzigen Bruchteil zusammengeschmolzen, und ihr Mann habe sich aus Verzweiflung darüber erschossen. Das ist alles, was ich von der Familie weiß.“

„Und weshalb willst du einen Arzt —“

„Erich, wenn sie nun geistesgestört wäre?“

Ich erschrak, als er das so mit dünnen Worten sagte.

„Das wäre furchtbar,“ antwortete ich nach einer Pause.

„Hast du Grund zu der Annahme?“

„Vielleicht. Aber sag mir erst: Ist dir schon der Fall vorgekommen, daß jemand ein geisteskrankes Mädchen heiratete?“

„Nein. Eine solche Ehe wäre eine Niederträchtigkeit, ein Verbrechen. Du als Rechtsanwalt mußt doch das wissen.“

„Weiß ich — und ich weiß auch, daß Geisteskrankheit ein triftiger Ehescheidungsgrund ist. Aber ebenso gut weiß ich, daß ihr Psychiater bis heute noch uneinig darüber seid, was unter Geisteskrankheit zu verstehen ist, daß nach Mantegazza eigentlich alle Verbrecher und alle Genies ins Tollhaus gehören. Soll ein Mädchen, wie meine Theresia, das wie keines von der Natur bestimmt ist, einen Mann glücklich zu machen, das mich liebt und das ich liebe, nicht heiraten, lediglich weil ihr Geistesleben einige, sagen wir, nicht ganz normale Züge aufweist?“

„Das ließe sich nur nach dem besonderen Fall beurteilen,“ versetzte ich. „Was für Störungen im Geistesleben deiner Braut glaubst du denn entdeckt zu haben?“

„Sie richtet oft sehr seltsame Fragen an mich, Fragen, die von einer so trassen Unwissenheit zeugen, daß man denken sollte, man hätte ein kleines Kind vor sich statt einer erwachsenen jungen Dame. Und dabei hat sie eine feine Erziehung genossen, spricht deutsch, französisch, englisch und spanisch, schreibt ausgezeichnet stilisierte Briefe, ist musikalisch und zeichnet. Neulich zum Beispiel meinte sie, Madrid läge in Preußen, und war ganz erstaunt, als ich ihr auseinandersetzte, es wäre die Hauptstadt von Spanien.“

„Nun, das ist nicht schlimm,“ sagte ich lächelnd. „Bei jungen Damen findet man mitunter dergleichen kleine Irrtümer. Sie hat vielleicht einmal in der Geographiestunde zu eifrig an irgend einen jungen Mann gedacht.“

„Du vergißt, daß sie Spanierin ist. — Ein anderes Beispiel. Kannst du dir vorstellen, daß jemand, der bei gesunden Sinnen ist, während der Jahre 1870 und 1871 in Berlin leben kann, ohne von dem Deutsch-französischen Kriege etwas zu erfahren? — Nun, bei Theresia ist das der Fall! Sie hat sich, wie aus Erzählungen ihrer Mutter und aus anderen Tatsachen unzweifelhaft hervorgeht, während dieser großen Zeit in Berlin aufgehalten und war wie aus den Wolken gefallen, als zufällig die Rede auf den Krieg kam. Wie ist das möglich?“

„Das grenzt freilich schon ans Anormale. Immerhin wäre der Schluß auf einen geistigen Defekt voreilig. Die Sache kann Gründe haben, die wir nicht kennen.“

„Möglich! Und doch — ich weiß nicht. Ich kann immer, wenn ich in ihre Augen sehe, den Gedanken nicht loswerden, daß bei ihr nicht alles richtig ist. Und neulich habe ich sogar den Beweis davon erhalten.“

„Daß sie geistig gestört ist?“

„Das wohl nicht, aber daß ihr Geist Seltsamkeiten besitzt, die ein vernünftiger Mensch nicht kennt. Wir machten zusammen einen Ausflug nach dem Müggelsee. Theresia war reizend, wie immer; wir unterhielten uns aufs angenehmste, und einmal, als ihre Mutter uns einen Augenblick verließ, raubte ich ihr einen Kuß. Als es zu dunkeln begann, schlug ich vor, uns bei dem schönen Wetter noch ein Stündlein in eines der zahlreichen Gartenrestaurants zu setzen. Sie gingen darauf ein; ich suchte einen freien Tisch und bestellte Bier. Als wir Platz genommen hatten, begann ganz in unserer Nähe ein Violinkünstler, den wir vorher nicht bemerkt hatten, einen Solovortrag. Bei den ersten Strichen auf der Violine gewahrte ich auf Theresas Gesicht eine merkwürdige Veränderung. Sie erblaßte, stieß einen tiefen Seufzer aus und schloß die Augen. Aufs äußerste erschrocken sprang ich auf und wollte dem Kellner winken, Wasser zu bringen, als ihre Mutter mich durch eine Bewegung daran verhinderte. Ich sah, daß sie mehr erzürnt als erschrocken war. In einem Tone, in dem ich deutlich den verhaltenen Verdruß fühlte, ersuchte sie mich, kein Aufhebens zu machen und jetzt lieber ohne sie nach Hause zu fahren. Sie sagte, ihre Tochter wäre äußerst empfindlich gegen musikalische Mischöne, wie die eben gehörten — es war in Wirklichkeit ein meisterhaftes Spiel — und es sei dann immer das beste, sie einige Stunden sich selbst zu überlassen. Ich griff, ganz betreten über dies deutliche Abwinken, nach meinem Hute, als Theresia die Augen aufschlug und mich mit einem Blicke ansah, der mein Blut zu Eis erstarren machte. Ich rief sie beim Namen; sie hörte mich nicht, und offenbar sah sie mich ebensowenig, obgleich ihre Augenlider weit aufgerissen waren. Als ich noch einen

Augenblick zauderte, stampfte Frau Caravaca zornig mit dem Fuße auf, so daß mir nichts weiter übrig blieb, als schleunigst zu verschwinden.“

Fritz Langerheld trank sein Weinglas aus und schaute schweigend vor sich hin.

„Und seitdem bist du mit den Damen auseinander?“

„Keineswegs. Am anderen Morgen erhielt ich einen sehr liebenswürdigen Brief von Frau Caravaca, worin sie mich bat, Theresa zu besuchen, die nach mir verlange. Ich hatte die ganze Nacht hin und her überlegt, was ich tun sollte, und war zu dem Entschlusse gekommen, das Verhältnis zu lösen, falls die Damen es nicht schon ihrerseits täten. Beim Anblicke dieser Zeilen zerschmolz mein fester Vorsatz wie Butter an der Sonne. Ich eilte, oder vielmehr ich flog nach ihrer Wohnung draußen in Moabit. Theresa war wie sonst, heiter, gesprächig, zärtlich; zu meinem größten Erstaunen schien sie keine Ahnung von dem zu haben, was am Abend zuvor vorgefallen war.“

„Das ist in solchen Fällen immer so,“ erklärte ich. „Aber du hast doch hoffentlich von der Mutter Auskunft verlangt?“

„Sie ersuchte mich um ein Gespräch unter vier Augen und fing selber davon an. Sie setzte mir auseinander, daß ihre Tochter vor Jahren während eines Konzertes einen heftigen Schrecken gehabt habe und seitdem kein Geigenspiel mehr vertragen könne. Alle andere Art von Musik mache ihr nichts aus, aber sowie sie nur leise ein Saiteninstrument höre, falle sie in einen ohnmachtähnlichen Zustand. Selbstverständlich sei das nicht weiter von Bedeutung; dergleichen kleine Eigentümlichkeiten finde man bei Mädchen, die noch in der Nähe der Entwicklungsjahre ständen, häufig, und es verlöre sich mit der Zeit.“

„Hast du sie nach der Ursache des heftigen Schreckens gefragt?“

„Sie ging schnell darüber hinweg. Ich hatte den Eindruck, als wenn sie nicht gern davon spräche. — Und nun, Erich, sag mir offen: Was hältst du von der ganzen Geschichte?“

Ich winkte dem Kellner, bezahlte unsere Beche, und wir traten auf die Straße hinaus. Es war schon fast dunkel geworden; die Gaslaternen wurden eben angezündet.

„Wo wohnst du, Fritz?“

„Nicht weit von hier — am Lühowplatz. Du begleitest mich doch?“

Ich nickte. Schweigend schritten wir nebeneinander her. Fritz unterbrach meinen Gedankengang nicht.

Als wir den Lühowplatz erreicht hatten, legte ich ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Willst du meine Meinung als Arzt oder als Freund hören?“

„Weichen die voneinander ab?“

„Ein wenig.“

„Dann bitte, laß zuerst den Arzt reden.“

„Gut. Also, wenn ein junger Mann zu mir käme, der mir von seiner Braut das erzählte, was du mir erzählt hast, und mich fragte: ‚Darf ich sie heiraten?‘, so würde ich antworten: ‚Wenn Sie Ihre Braut von Herzen lieben, und Ihre Braut Sie, so ist das ein Wink der Natur, daß Sie beide füreinander bestimmt sind, und die Wissenschaft, die gerade in Hinsicht auf Psychologie noch sehr in den Kinderschuhen steckt, hat kein Recht, ein Veto dagegen einzulegen.‘ Ich würde mich schon um des Mädchens willen zu dieser Auskunft für verpflichtet halten, denn erfahrungsgemäß bessern sich solche ‚Idiosynkrasien‘, wie man es nennt, in der Ehe

häufig, während sie im ledigen Zustande leicht in fixe Ideen ausarten.“

„Und dein Rat als Freund?“

„Der würde lauten: ‚Bedenke, was auf dem Spiele steht, was für ein Risiko du läufst, wenn du sie heiratest! Willst du dich zeitlebens an ein Wesen binden, dessen Geist solche Anormalitäten aufweist, Anormalitäten, die vielleicht im Laufe der Jahre verschwinden, aber vielleicht auch immer mehr ausarten? Kannst du es vor deinen Verwandten, ja vor deinen etwaigen Kindern verantworten?‘ — Frik, ich sollte denken —“

„Gibt es keine Heilung solcher Zustände? Du sagtest doch eben, daß Idiosynkrasien sich in der Ehe zu bessern pflegten.“

„Sie tun es häufig, aber nicht immer. Die Gefahr der geistigen Zerrüttung infolge irgendwelcher unberechenbaren Einflüsse ist stets vorhanden. Und ob sich speziell bei deiner Braut irgend eine Kur mit Aussicht auf Erfolg unternehmen ließe, kann ich auf deinen bloßen Bericht hin nicht beurteilen. Ich müßte sie vorher sehen und beobachten können.“

„Gerade das ist es, was ich wünsche. Hast du dir auf morgen nachmittag noch nichts vorgenommen?“

„Wenigstens nichts, was ich um deinetwillen nicht gern preisgebe. Wo wollen wir uns treffen?“

„Im Strandpavillon am Lehnitzsee bei Oranienburg. Wir haben auf morgen nachmittag eine Partie dahin verabredet. Am besten wäre es, du erschieneest rein zufällig. Wir tun so, als hätten wir uns seit unserer Schulzeit nicht wieder gesehen. Ich stelle dich den Damen vor. Daß du Arzt bist, brauchen sie gar nicht zu wissen. Die Mutter könnte sonst Verdacht schöpfen.“

„Ich werde kommen.“

Wir waren bei Langerhelds Wohnung angelangt.

Er dankte mir für meine Bereitwilligkeit, ihm zu helfen und verabschiedete sich.

Ich drückte seine Hand und sah ihm ins Gesicht. „Laß ab von ihr, Frik!“ sagte ich. „Um unserer alten Freundschaft willen, laß von ihr ab!“

Ihm standen die Tränen in den Augen. „Und wenn ich nun nicht von ihr lassen kann, Erich? Was dann?“

„Dann ist's vielleicht für dich ein Unglück und für das Mädchen ein Glück. — Auf morgen also, Frik!“

Im Grunde genommen freute es mich noch mehr als ihn, daß wir uns getroffen hatten. Ich liebe den Verkehr, die Geselligkeit. Die letzten beiden Monate, die ich fast wie ein Einsiedler in der Millionenstadt zugebracht hatte, waren mir schier unerträglich geworden. Das würde von nun an anders sein. Ich hatte jemand, der mit mir fühlte, und brauchte die Verwünschungen über meine Praxis, die nicht in Gang kommen wollte, doch nicht mehr den leeren Wänden meines Wartezimmers zuzuschleudern. Langerheld gehört zu denen, die jeder schätzen muß, der ihre nähere Bekanntschaft macht, ein prächtiger Kamerad, stets bereit, zu helfen, für andere die Kastanien aus dem Feuer zu holen. So war er auf dem „Penal“ stets gewesen, und der ehrliche, treuherzige Blick seiner Augen hatte mir gezeigt, daß er der Alte geblieben war.

Freilich, er war verliebt, und das, wie es schien, rettungslos! Die Liebe krepelt den Menschen um und bringt mitunter Eigenschaften ans Tageslicht, die wir nicht erwartet hatten. Jedenfalls mußte ich mich darauf gefaßt machen, die Rolle des fünften Rades am Wagen spielen zu müssen.

Die Sache mit dem Mädchen gefiel mir ganz und gar nicht. Was er mir von ihr erzählt hatte, war ja, oberflächlich betrachtet, nicht so schlimm. Einige haarträubende Lücken in ihrem Wissen, reizbare Nerven, das Inohnmachtfallen, wenn eine Geige ertönte — das alles ist an sich kein Grund zur Verzweiflung. Julius Cäsar bekam bekanntlich Krämpfe, wenn er einen Hahn krähen hörte. Und doch erhielt das alles einen unheimlichen Anstrich, wenn ich es in Verbindung brachte mit dem seltsamen Ausdruck in den großen dunklen Augen, die ich auf der Photographie gesehen hatte. Konnte ich diesem glücklichen Bräutigam, der sein Mädchen anbetete, ins Gesicht sagen, daß ich während meines Studiums in den Spitälern ganz genau demselben Ausdrucke unzählige Male begegnet war? Und Langerheld selbst hatte es einmal wie Wahnsinn in diesen Augen auflockern sehen! Kein Zweifel, das Lebensschifflein meines treuen, ehrlichen Fritz trieb einem Abgrunde entgegen, und ich, mit dem Kassandrabild des Renner, sah die Katastrophe kommen, ohne helfen zu können.

Denn wie sollte ich helfen? Das Krankheitsbild konstruierte ich mir so: Theresa hatte infolge eines Schreckens, den sie plötzlich erlitt, eine teilweise Lähmung des linken großen Gehirnlappens davongetragen. Sie war höchst wahrscheinlich mehrere Monate lang ohne Bewußtsein gewesen. Als sie wieder zu normaler Geistesfähigkeit erwachte, hatte sie keine Erinnerung mehr an das Vorgefallene, ja vielleicht an die Vergangenheit überhaupt. Daraus erklärten sich die Lücken in ihrer Bildung. Der sonderbare Zustand, der sie befiel, wenn sie eine Geige hörte, rührte dann davon her, daß diese Töne dunkel in ihr etwas aufrührten, das auf die Vergangenheit Bezug hatte.

Ich wußte aus Erfahrung, daß solche Patienten zu heilen waren, wenn es gelang, die beiden Enden des zerrissenen Fadens ihres Gedächtnisses aufzufinden und aufs neue zusammenzuknüpfen.

Hatte ich recht mit meinen Vermutungen über Theresas Geisteszustand, so kam alles darauf an, die Ursache jenes Schreckens, der so furchtbare Folgen gehabt hatte, zu ermitteln. Erst dann konnte eine Kur mit Aussicht auf Erfolg eingeleitet werden. Ich nahm mir vor, wenn meine Wahrnehmungen sich bestätigten, mich der Mutter des Mädchens als Arzt zu entdecken und, mit Berufung auf das Amtsgeheimnis, von ihr unumwundene Auskunft zu fordern. —

Ich verbrachte den folgenden Morgen wie gewöhnlich damit, in meinem Sprechzimmer zu sitzen und einen Roman zu lesen. Mein Grundsatz ist: Es ist unwahrscheinlich, daß das Unwahrscheinliche nie geschieht. Es war ja durchaus nicht ausgeschlossen, daß ein Patient sich meldete.

Aber es kam niemand auf den Einfall, meine beschauliche Lektüre zu unterbrechen. Um zwölf Uhr machte ich Toilette und ging in mein Stammlokal, um dem Körper zu geben, was er nach diesem anstrengenden Nichtstun verdient hatte. Nachdem ich wohl gespeist und meine Zeitung gelesen hatte, fuhr ich zum Stettiner Bahnhofe, löste eine Karte für den Vorortzug und dampfte nach Oranienburg.

Die Komödie gelang tadellos. Sobald ich die Terrasse des „Strandpavillons“ betreten hatte, schoß Friß Langerheld wie ein Raubvogel auf mich los, war eine Minute lang sprachlos vor Erstaunen, mich zu sehen und führte mich dann zu einem dicht an der Brüstung stehenden Tische, an welchem zwei Damen saßen. Friß stellte mich vor, und man war selbst-

verständlich so höflich, mich einzuladen, Platz zu nehmen.

Nun, es war kein Wunder, daß der arme Junge sein Herz verloren hatte. Ich hatte wirklich noch kein schöneres Mädchen gesehen, als Theresa. Zierlich gebaut, besaß sie wundervoll harmonische Formen. Auf ihren Wangen lag der zartrote Hauch der Unschuld; der Ausdruck ihres Gesichts war in höchstem Maße anziehend und liebenswürdig, und die Augen, dieser Spiegel der Seele, strahlten förmlich von kindlicher Frische und Reinheit. Wo war der pathologische Zug, der mir in der Photographie aufgefallen war? Ich schalt mich einen Narren und sagte mir, daß ich noch keinen Menschen getroffen hatte, in welchem sich auf den ersten Blick so deutlich eine zugleich gesunde und edle, unverdorrene Natur kundgab. Sie war geschmackvoll gekleidet und dennoch ließ der Anzug in seiner Einfachheit bei ihr wie bei ihrer Mutter darauf schließen, daß sie in beschränkten Verhältnissen lebten.

„Also Sie haben mit Friß zusammen die Schulbänke gedrückt?“ sagte Frau Caravaca mit ausländischer Betonung der Worte. Sie war eine untersekte, zur Korpulenz neigende Dame mit etwas kränklich blassem Teint und lebhaften schwarzen Augen. Ich stuzte unwillkürlich. Es kam mir vor, als wären mir Gesicht und Stimme der Dame bekannt.

„Friß und ich waren dicke Freunde,“ gab ich zurück. „Wir waren unzertrennlich, und es gibt kaum einen Jungenstreich, den wir nicht zusammen ausgefreffen hätten.“

Frau Caravaca lachte mit einem etwas gezwungen heiteren Ausdruck. Theresa drückte ihrem Friß mit einer zärtlichen Bewegung die Hand. Wie ich ihn beneidete, den Glückspilz!

„Frikens Freunde sind auch unsere Freunde,“ sagte Frau Caravaca. „Ich hoffe, daß Sie uns recht häufig besuchen. Sie sind Rechtsanwalt, wie Frik?“

„Wir haben uns beide den Doktorhut erworben, gnädige Frau — Frik in Göttingen, ich in Berlin,“ antwortete ich ausweichend. Ich rechnete damit, daß Damen in der Regel über den Unterschied der Fakultäten nur verworrene Begriffe haben. Aber ich hatte meine Rechnung ohne den Wirt gemacht, und der Wirt war in diesem Falle die schöne Theresia.

„Den Doktor beider Rechte, den medizinischen oder gar den theologischen?“ fragte sie lächelnd.

Ich war geschlagen und mußte Farbe bekennen. „Leider nur den medizinischen, gnädiges Fräulein.“

„Sie sind also Arzt?“ forschte mich Frau Caravaca aus, und es kam mir vor, als läge etwas wie Mißtrauen oder Zurückhaltung in dem Tone, mit dem sie die Frage stellte.

„Wenn Sie einen Menschen, der die staatliche Genehmigung besitzt, an den Leibern seiner lieben Nächsten herumkurieren zu dürfen, Arzt nennen, so bin ich wohl einer. Wer aber, wie ich, der Ansicht ist, daß das Diplom allein den Arzt nicht macht, sondern daß auch Patienten dazu gehören —“

Ich wurde von dem Oberkellner unterbrochen, der mich mit geschäftiger Eile fragte, was ich zu trinken wünsche. Ich bestellte eine Tasse Kakao und etwas Kuchen.

„Bringen Sie nur den Kakao, und für uns noch eine Portion Kaffee,“ sagte Frau Caravaca. „Das Gebäck wollen wir uns selbst besorgen.“

Sie stand mit ihrer Tochter auf, und beide begaben sich nach dem Büfett im inneren Saale, um dort ihre Auswahl zu treffen.

„Nun?“ fragte Langerheld, der den Damen mit den Augen gefolgt war.

„Einfach großartig! Ich finde keinen Mangel an ihr!“ erklärte ich begeistert. „Wahrhaftig, Mensch, du bist zu beneiden!“

Seine Augen leuchteten vor Zufriedenheit. „Also du meinst, ich kann sie ruhig heiraten?“

„Aber selbstverständlich! Wenn die einen Spleen hat, so gehört die ganze Welt in die Gummizelle. Übrigens, was ich sagen wollte, die Alte kommt mir bekannt vor. Ich möchte darauf wetten, daß es noch keine Woche her ist, seitdem ich sie gesehen habe. — Halt, jetzt fällt mir auch ein, wo! Neulich abends im Wintergarten, wo der italienische Hypnotiseur Vitalis seine Vorstellungen gab, die jetzt polizeilich verboten worden sind. Sie war unter den Personen, die er in ‚Trance‘ versetzte, und er erklärte sie für ein vorzügliches Medium. Ich stehe allerdings solchen Produktionen sehr skeptisch gegenüber und hatte den Eindruck, daß alles bloßer Schwindel sei.“

„Ich halte Frau Caravaca für eine sehr anständige Dame, die sich zu einer schwindelhaften Vorführung nicht hergeben würde. Daß du sie im Wintergarten gesehen hast, ist wohl möglich. Ich weiß, daß sie sich viel mit spiritistischem Kram — der mir, unter uns gesagt, ein Greuel ist — beschäftigt und eine Menge Bücher darüber besitzt. Mag sein, daß das Interesse für den Gegenstand sie verleitet hat, sich als Medium zur Verfügung zu stellen. Aber tu mir den Gefallen und sprich nicht mit ihr darüber, es würde ihr höchst wahrscheinlich peinlich sein.“

Die Rückkehr der Damen überhob mich der Notwendigkeit, hierauf zu antworten. Natürlich hatte Friß von diesem Augenblicke an nur noch Augen und

Ohren für seine angebetete Theresia, und ich begann mich bereits als das fünfte Wagenrad zu fühlen. Aber ich war ja auch nicht gekommen, um mich zu amüsieren, sondern um zu beobachten.

Während das Brautpaar sich mit allen möglichen Späßen vergnügte, ohne von uns Notiz zu nehmen, versuchte ich eine Unterhaltung mit Frau Caravaca anzuspinnen, was nicht gerade leicht war. Die Dame war keine gute Gesellschafterin. Sie beantwortete meine Fragen mit großer Höflichkeit, ohne aber aus sich herauszugehen. Ich hatte das Gefühl, daß sie bestrebt war, sich keine Blöße zu geben und — daß ihr meine Gegenwart gegen den Strich ging.

Da ich von Natur gutmütig bin und meinen Mitmenschen nicht ohne Not Mißbehagen verursache, so beschloß ich, sie von mir zu befreien, und überlegte bereits, nach welchem von meinen zahlreichen Freunden ich notwendig jetzt sehen müsse. Aber vorher wollte ich doch die Kleine noch ein wenig examinieren, um vor Fritz wenigstens meine Schuldigkeit getan zu haben.

„Sie waren schon öfter in Berlin, gnädiges Fräulein?“ wandte ich mich an sie, als sie einen Augenblick mit Plaudern aufhörte.

„Zwei- oder dreimal,“ sagte sie flüchtig.

„Dann haben Sie ohne Zweifel auch den Einzug der Truppen gesehen. Großartig — nicht wahr?“

Sie starrte mich an mit der Miene eines Schülers, der die Frage seines Lehrers nicht begreift.

„Du weißt doch, nach dem Krieg von 1870, Theresia,“ kam mir Fritz zu Hilfe, der meine Absicht erriet.

„Ach richtig, der große Krieg zwischen den Franzosen und Engländern,“ lachte sie. — „Aber sieh doch, Fritz, wie reizend, dies kleine Segelboot da! Wenn der Wind es nur nicht umwirft!“

„Sie waren also damals nicht in Berlin?“ fuhr ich, unbeirrt durch diese Abschweifung, fort. „Dann wohl in Madrid?“

„Madrid?“ wiederholte sie. Das sonnige Lächeln war aus ihrem Gesichte verschwunden, und es kam mir vor, als ob der „pathologische Zug“ in den verwirrt mich anschauenden Augen plötzlich hervorträte.

„Oder in Barcelona? Sie sind doch Spanierin?“

„No me acuerdo, yo no sé nada,“ murmelte sie kopfschüttelnd.

Frau Caravaca kam ihrer Tochter zu Hilfe. „Wir sind viel hin und her gereist — in Spanien, Frankreich und Italien,“ sagte sie mit scharfer Stimme. „Ich könnte es selbst nicht mehr genau angeben, wo wir damals waren. Ubrigens, was wollen wir hier den ganzen Nachmittag sitzen? Wie wär's, wenn wir einen kleinen Spaziergang nach dem dort uns gegenüberliegenden Waldschlößchen machten? Der Weg geht am See entlang, immer durch den Wald.“

Das war ein deutlicher Wink mit dem Zaunpfahle. Aber ich beschloß, ihn nicht zu verstehen. Es war klar, daß ich bei Theresa auf der richtigen Fährte war, und mein Interesse als Arzt nicht weniger als mein Verlangen, Friß durch einen sachkundigen Rat zu helfen, bestimmte mich, die Höflichkeit zu vergessen.

„Da wir gerade von Barcelona sprechen,“ rief ich, „möchte ich Ihnen ein seltsames Abenteuer erzählen, das mir dort zustieß. Ich wohnte damals in der Pension Duval in der Calle San Martino und hatte die Absicht, einige Monate dazubleiben, um —“

„San Marino — San Marino!“ flüsterte Theresa, während ein sonderbares Lächeln über ihre Züge huschte.

Ich war unwillkürlich aufgesprungen. Es war

mir zumute, wie einem in dunkler Nacht Wandelnden, vor dessen Füßen plötzlich ein blendender Blickstrahl niederfährt. War es möglich? Hatte der Mann, der mich damals führte, Martino und Marino verwechselt? Gab es einen Zusammenhang zwischen dem grauenhaften Ereignisse, das ich eben hatte erzählen wollen, und —

Ein tiefer Seufzer, den Theresa ausstieß, verhinderte mich, weiter zu denken. Das Mädchen lag ohnmächtig in den Armen ihrer Mutter.

Ich eilte auf sie zu und wollte ihr den Puls fühlen. Eine Bewegung ihrer Mutter nötigte mich aber auf meinen Stuhl zurück.

„Sie haben sie erschreckt,“ sagte sie, mich mit einem feindseligen Blicke streifend. „Es ist weiter nichts von Bedeutung. Sie wird gleich wieder zu sich kommen. Am besten ist es, Sie lassen mich ein Weilchen mit ihr allein. Machen Sie mit Friß einen Spaziergang und kommen Sie in einer halben Stunde wieder. Dann wird alles vorüber sein.“

„Erich ist Arzt, Mutter,“ wandte Langerheld ein.

„Arzt für Nervenleidende,“ ergänzte ich. „Es möchte vielleicht im Interesse Ihrer Tochter liegen, wenn Sie mir gestatteten, hier zu bleiben. Eine Heilung solcher Zustände ist nicht ausgeschlossen, aber das setzt voraus, daß man dem Arzt gestattet, Beobachtungen anzustellen.“

„Jedenfalls nicht in einem öffentlichen Lokale,“ erwiderte sie hastig, einen ängstlichen Blick nach den anderen Tischen werfend, die zum Glück meistens unbefetzt waren. „Es gibt sich am schnellsten wieder, wenn ich ganz allein mit ihr bin. Bitte gehen Sie also! Und wenn Sie mich morgen mit Friß auffuchen wollen, wird mir Ihr ärztlicher Rat sehr wertvoll — mein Gott, so gehen Sie doch!“

Theresa, die wie in tiefer Ohnmacht das Köpfchen gegen die Brust ihrer Mutter gelehnt hatte, richtete sich plötzlich kerzengerade in die Höhe, riß die Augen weit auf und bewegte auf sonderbare Weise den Kopf bald auf die eine, bald auf die andere Seite, wie jemand, der angestrengt auf irgend ein fernes Geräusch lauscht. Offenbar sah sie uns gar nicht, oder vielmehr — sie schien durch uns hindurch zu sehen. Es war ein schrecklicher Anblick. Frau Caravaca drückte Theresa mit sanfter Gewalt auf den Stuhl zurück, dann setzte sie ihr den Hut auf, der mit einem Schleier versehen war und ließ den Schleier herabfallen.

Frik hatte das Haupt vor sich auf den Tisch gelegt und schluchzte.

„Komm!“ sagte ich und zog ihn empor. Er ließ sich willenlos von mir fortführen. Wir schlugen den Weg nach dem Waldschlößchen ein.

„Nun?“ murmelte er, mich starr ansehend, wie einer, der eine Entscheidung über Tod oder Leben erwartet.

„Katalepsie!“

„Unheilbar?“

„Keineswegs.“

„Also du meinst, daß Aussicht vorhanden ist?“

„Große sogar.“

„Und an wen müßte ich mich wenden?“

„An mich,“ sagte ich lächelnd.

Langerheld blieb stehen und blickte mich verwundert an. „Du sagst das nicht nur, um mich zu beruhigen?“

„Wenn ich über eine so ernste Sache scherzen könnte, so wäre die Berliner medizinische Fakultät berechtigt gewesen, mir wegen „moralischer Unreife“ das Doktordiplom zu verweigern. Übrigens — versteh mich nicht falsch! Ich habe nicht gesagt, daß Katalepsie

mit absoluter Garantie des Erfolges kuriert werden kann, sondern daß sie im allgemeinen heilbar ist. Und ich habe ebenfalls nicht gesagt, daß ich unfehlbar sicher Theresia gesund machen könne, sondern daß der, dem an ihrer Genesung gelegen, gut täte, sich an mich zu wenden, weil er bei mir die meisten Chancen hat.“

„Und weshalb hat er die gerade bei dir?“

„Weil ich den Schlüssel zu Theresias Krankheit gefunden habe. — Friß, du ahnst ja gar nicht, was für ein Glück du heute gehabt hast!“

Der Arme schaute mich mit so verdukteter Miene an, daß ich Mühe hatte, ein lautes Lachen zu unterdrücken. Dann aber, wieder ernst werdend, fuhr ich fort: „Ich kann jetzt noch keine Erklärungen geben. Auch ist ein Irrtum meinerseits nicht ausgeschlossen. Übrigens ist die halbe Stunde, die uns Frau Caravaca los sein wollte, ungefähr verstrichen. Kehre du jetzt zum Strandpavillon zurück, während ich direkt zum Bahnhof gehen werde, um nach Berlin zu fahren. Wozu soll ich die Alte noch mit meiner Gegenwart belästigen? Ich weiß ja doch genug. Natürlich ist die Genehmigung der Mutter erforderlich, wenn mit Theresia eine Kur eingeleitet werden soll. Gehe ihr auseinander, was ich dir gesagt habe, und wenn sie dann dazu bereit ist, mir ihre Tochter anzuvertrauen, so mag sie mich durch ein Briefchen in ihre Wohnung bestellen. Theresia darf aber von nichts wissen. Das gute Kind ahnt ja nicht einmal, daß es krank ist.“

„Und welcher Art würde die Kur sein?“ wollte Langerheld wissen.

„Darüber kann ich noch nichts sagen. Jedenfalls ist die Sache völlig gefahrlos. Genügt dir das?“

Er nickte. Ich sah ihm zwar an, daß es ihm eigentlich nicht genügte und daß er für sein Leben gern Genaueres

von mir vernommen hätte; aber er kannte mich von früher her und wußte, daß ich, wenn ich etwas verbergen wollte, undurchdringlich und unergründlich wie die steinerne Sphinx war. Und wozu ihm jetzt schon Dinge erzählen, die er später immer noch früh genug erfuhr? Es ist nicht meine Art, durch vorzeitiges Geschwätz die Wirkung meiner Handlungen abzuschwächen, zumal dann, wenn diese Wirkung hauptsächlich auf einer Überraschung beruhen soll.

Ich fuhr nach dem Stettiner Bahnhof zurück, tief in Gedanken verloren über die seltsamen Verkettungen der Menschenschicksale. Ist es Zufall, Schicksal oder Vorsehung, daß man das andere Ende eines Fadens, der in Barcelona abriß, in Oranienburg wiederfindet?

Ich überlasse es den Philosophen, darüber zu entscheiden.

Am anderen Morgen, als ich in meinem Sprechzimmer saß, — das den Namen Wartezimmer viel eher verdiente, als der elegante Raum vor ihm, denn ich wartete ja darin schon seit Wochen auf die Patienten, die nicht kommen wollten — griff ich nicht, wie gewöhnlich, zu einem Roman, sondern zu meiner Geige. Es war kein besonders teures Instrument, aber es entsprach den bescheidenen Anforderungen, die ich an meine künstlerischen Leistungen zu stellen pflegte. Ich puzte sie sorgfältig, zog einige neue Saiten auf, und dann übte ich mehrere Stunden lang im Schweiß meines Angesichts Tonleitern und Etüden. Als ich fand, daß ich wieder auf der Höhe meines früheren musikalischen Könnens angelangt war, legte ich die Geige in den Kasten zurück und setzte diesen in einen etwas größeren schwarzen Karton, so daß man den Inhalt nicht aus der Form erraten konnte.

Gegen Mittag kam mein Freund.

„Nun?“ fragte ich neugierig. „Hast du der Alten mitgeteilt, was ich dir sagte?“

Er nickte und zündete sich eine Zigarre an. „Ich habe sie gehörig bearbeiten müssen, ehe sie von der Sache etwas wissen wollte. Offen gestanden, Erich, sie ist wütend auf dich wegen der peinlichen Szene von gestern; sie hat natürlich erraten, daß unser Zusammentreffen ein abgekartetes Spiel war, und auch ich bekam mein gehöriges Teil wegen meiner ‚Sattlosigkeit‘ zu hören. Erst als ich ihr auseinandersetzte, daß ich als Theresas künftiger Ehegatte es unbedingt verlangen müsse, daß ein Heilversuch gemacht werde, gab sie nach. Wenigstens hat sie sich bereit erklärt, mit dir über die Sache zu sprechen. Sie bittet dich also, sie noch heute zu besuchen.“

„Wann?“

„Sobald es dir paßt. Sie gehen heute nicht aus.“

„Dann wollen wir sofort ausbrechen. Ich nehme eine Droschke. Sie wohnen ja wohl in Moabit?“

„Ja — Turmstraße.“

Ich klingelte der Haushälterin und befahl ihr, vom nächsten Droschkenhalteplatz einen Wagen zu holen. Dann umschnürte ich den Karton, der den Geigenkasten enthielt, mit einem Bindfaden und nahm ihn unter den Arm.

„Chirurgische Instrumente?“ sagte Friß, sich leicht verärbend. „Hast du die nötig?“

„Wenn man das Wort chirurgisch in seiner ursprünglichen, griechischen Bedeutung nimmt, so ist allerdings etwas ‚chirurgisches‘ in dem Kasten,“ gab ich lächelnd zurück. „Und jedenfalls habe ich es nötig. — Aber komm! Da ist die Droschke schon.“

Wir legten die ziemlich lange Fahrt schweigend

zurück. Friß sah, daß ich zu Erklärungen nicht geneigt war, und um gleichgültige Gespräche zu führen, war ihm das Herz nicht leicht genug.

Endlich hielt der Wagen. Wir stiegen aus, und ich gab dem Kutscher den Auftrag, auf uns zu warten.

Auf unser Klingeln kam Frau Caravaca selbst, die uns erwartet zu haben schien, und öffnete die Thür. Sie sah noch etwas blässer aus als gestern, und ihre Augen trugen einen leidenden Ausdruck. Sie begrüßte mich mit einer gewissen Verlegenheit, nötigte uns, abzulegen und führte uns in ein großes, aber einfach ausgestattetes Zimmer. An der ganzen Gruppierung der Einrichtung erkannte ich sofort, daß sie die Wohnung möbliert gemietet hatte.

Friß blickte sich fragend um.

„Theresa schläft noch,“ sagte Frau Caravaca, seine Gedanken erratend. „Ich lasse sie immer etwas länger ruhen, wenn sie einen Anfall, wie gestern, gehabt hat.“

Sie lud uns mit einer Handbewegung ein, auf den abgeschabten grünen Plüschsesseln Platz zu nehmen.

„Wenn du mit meinem Freund allein sprechen willst,“ meinte Langerheld, „werde ich einen Spaziergang machen und in einer halben Stunde wiederkommen.“

„O nein,“ erwiderte sie lebhaft. „Es geschieht ja nur, um dir den Willen zu tun, denn ich glaube nicht, daß Theresa damit gedient sein wird. Außerdem habe ich dem Herrn Doktor nichts mitzuteilen, was du nicht auch wissen könntest. — Sie verzeihen,“ wandte sie sich an mich, „wenn ich so offen ausspreche, daß ich von Ihrem Räte nichts erwarte. Ich tue das nicht, weil ich von Ihrem Können eine geringe Meinung habe, sondern weil ich bereits die bedeutendsten Autoritäten ohne Erfolg konsultiert habe. Sie alle gaben

mir den Bescheid, daß diese Zufälle, die das Kind ab und zu bekommt, auf einen angeborenen Konstitutionsfehler zurückzuführen seien, und daß es nur ein einziges Mittel gäbe, um sie allmählich zum Verschwinden zu bringen — eine glückliche Ehe. Ich sage das ganz ruhig vor Frik, damit er nicht denkt, daß ich falsches Spiel mit ihm getrieben habe. Wenn ich mich bemühte, für Theresia einen geeigneten Gatten ausfindig zu machen, selbst mit Zuhilfenahme der Zeitungen — natürlich ohne ihr Vorwissen —, einen Mann, den sie liebt und der imstande ist, sie zu ernähren, so geschah das nicht, um einen Freier zu angeln, sondern um ihr zur völligen Gesundung zu verhelfen. Selbstverständlich setzt das voraus, daß auch der Mann mein Kind lieb genug hat, um über diesen Mangel hinwegsehen zu können. In Frik glaubte ich diesen Mann gefunden zu haben. Sollte ich mich darin getäuscht haben, so steht es Ihrem Freunde jederzeit frei, die Verlobung wieder aufzuheben.“

„Aber, Mutter, wie kannst du nur so reden!“ fiel ihr Frik ins Wort. „An dem Tage, an dem unsere Verlobung aufgehoben würde, könnte ich nicht mehr leben.“

„Erlauben Sie mir,“ sagte ich, „bei dem Thema zu bleiben, das mich als Arzt am meisten interessieren muß. Sie sprachen von einem angeborenen Fehler Ihrer Tochter. Daraus schließe ich, daß Sie selbst an ähnlichen Zufällen leiden oder gelitten haben. Stimmt das?“

„In gewissem Grade allerdings. Als ich so jung war, wie Theresia, galt ich für eine Somnambule, und noch jetzt bin ich hypnotischen Einflüssen sehr zugänglich, wie mir das von verschiedenen Autoritäten bestätigt worden ist.“

„Zum Beispiel von dem Italiener Vitalis im Wintergarten,“ warf ich ein.

Sie zuckte zusammen. Friß warf mir einen zornigen Blick zu.

„Ich bereue es, mich dazu hergegeben zu haben,“ sagte sie. „Meine Neugierde aber war so groß, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, mich zu melden, als Vitalis seine Aufforderung an das Publikum richtete. — Aber ich denke, Sie sind gekommen, um wegen Theresä mit mir zu sprechen. Friß sagte mir, daß Sie erklärt hätten, das arme Mädchen heilen zu können.“

„Ich bin ja kein Wundermann, wie Herr Vitalis, und verstehe mich nicht auf übernatürliche Einflüsse. Aber ich bin allerdings der Überzeugung, daß gerade bei Ihrer Tochter nicht geringe Aussichten auf völlige Genesung bestehen — vorausgesetzt, daß Sie mir dabei behilflich sind.“

„Was soll ich tun?“

„Mir die volle Wahrheit sagen. Um eine Krankheit heilen zu können, muß der Arzt über die Ursache derselben im klaren sein. Ich habe meine Gründe, zu glauben, daß wir es bei Ihrer Tochter nicht mit einem angeborenen Konstitutionsfehler zu tun haben — glücklicherweise nicht, denn der wäre unheilbar. Meine Beobachtungen deuten darauf hin, daß irgend ein unerwartetes Ereignis, ein furchtbarer Schrecken zum Beispiel, die Störung im Gehirn hervorgerufen hat. Sie hat vermutlich eine Gehirnentzündung gehabt, und als sie nach monatelanger Bewußtlosigkeit wieder zu sich kam, waren die Erinnerungen an alles mit diesem Ereignis in Verbindung stehende erloschen. Der merkwürdige Zustand, den wir gestern gesehen, rührt davon her, daß ein Zufall die gelähmten Partikeln ihres

Gehirns mit den normal funktionierenden in Verbindung bringt, sei's durch einen Ton oder ein Wort oder eine Vorstellung, die auf das Vergessene Bezug hat; und gerade dieser Umstand beweist, daß jene Gehirnpartikelchen nur gelähmt, nicht aber völlig erstorben sind, also wieder zum Leben erweckt werden können.“

„Du erzähltest mir doch einmal, daß Theresa während eines Konzerts einen heftigen Schrecken gehabt habe,“ bemerkte Friß.

Frau Caravaca nickte. „Ganz recht. Und so bedeutungslos die Sache war, so rührt doch davon ihre Abneigung gegen das Violinspiel her.“

„Wollen Sie mir gestatten, einige Fragen zu stellen, gnädige Frau?“ sagte ich schnell, da es mir schien, als wenn sie auf ein anderes Gesprächsthema überzugehen beabsichtigte.

„Fragen Sie.“

„Wann ereignete sich dieser Vorfall?“

„Vor etwa fünf Jahren.“

„In Barcelona — nicht wahr?“

„Ich will Ihnen, wenn Sie das interessiert, die Geschichte erzählen. Sie müssen nämlich wissen, daß Theresa früher viel auf der Violine spielte und darin eine solche Fertigkeit erlangt hat, daß sie schon als zehnjähriges Mädchen sich öffentlich hören lassen konnte. Seit jenem Vorfalle freilich hat sie keine Geige wieder angerührt. Fast ebenso große künstlerische Gaben besaß ihre Zwillingschwester Antonie. Die beiden reisten zusammen in Italien, Deutschland und Spanien, gaben in allen größeren Städten Konzerte und wurden als Wunderkinder angestaunt. Ich könnte Ihnen eine Menge Zeitungen geben, in denen sie zusammen abgebildet und besprochen sind. Theresa und Antonie liebten sich zärtlich und waren unzertrenn-

lich. Ich reiste nach dem Tode meines Mannes mit ihnen und veranstaltete die Konzerte, denn mein Mann hatte den größten Teil seines Vermögens bei unvorsichtigen Spekulationen eingebüßt, und wir mußten doch leben. Viel verdienen konnten wir jedoch nicht, obgleich unsere Konzerte gut besucht waren, denn das beständige Reisen verschlang große Summen. Auf einer Reise nach Genua starb Antonie an der Lungenentzündung. Sie liegt auf dem dortigen Friedhof begraben. Theresas Schmerz war grenzenlos; sie rührte tagelang weder Speise noch Trank an und war allen Trostgründen unzugänglich. Dann fiel sie in eine schwere Nervenerschütterung, so daß ich schon fürchtete, sie auch zu verlieren. Nach Monaten erst war sie wieder hergestellt, aber sie weigerte sich standhaft, ohne ihre Schwester öffentlich aufzutreten. Unsere geringen Mittel waren bald aufgezehrt. Wir mußten also Geld verdienen. Ich redete ihr fortwährend zu, Vernunft anzunehmen und wieder ein Konzert zu geben. Hätte ich ahnen können, was es für Folgen haben würde, so würde ich lieber trocknes Brot mit ihr gegessen haben. — Das arme Kind gab endlich nach. Wir mieteten den großen Saal des Orfeons in Barcelona, machten die Sache bekannt und hatten auch das Glück, die meisten Eintrittskarten zu verkaufen. Als Theresa mit der Violine unter dem Arm vor der Rampe erschien, begrüßte sie ein donnernder Beifallssturm. Sie sah aus wie ein kleiner Engel in ihrem weißen Kleide und mit dem bleichen, ernstesten Gesichte. Die beiden ersten Stücke gingen glatt von statten. Erst in der dritten Nummer ereignete sich das Unglück. Ein Geräusch, das im Publikum entstand, veranlaßte sie, schärfer nach den ersten Reihen hinzublicken. Plötzlich ließ sie die Geige fallen und stieß einen durchdringenden

Schrei aus. Ich eilte herbei. Sie zeigte mit einem irren Ausdruck nach einem in der ersten Reihe sitzenden Mädchen, das eine auffallende Ähnlichkeit mit ihrer verstorbenen Schwester hatte. Der Vorhang mußte fallen. An diesem Abend hatte sie zum ersten Male den Anfall, den Sie gestern gesehen haben. Am anderen Morgen wußte sie nichts von dem Vorgefallenen und behauptete, nur einen plötzlichen Schwindel verspürt zu haben.“

„Und seit diesem Augenblick ist sie nicht wieder aufgetreten?“ sagte Frix, als Frau Caravaca innehielt.

„Sie hatte seitdem einen unerklärlichen Abscheu vor ihrer sonst so geliebten Geige. Sie war nicht dazu zu bewegen, sie wieder in die Hand zu nehmen, ja, sie weigerte sich, das Zimmer zu betreten, in dem sie lag. Ich mußte das Instrument verschließen, um sie nur zu beruhigen. Noch mehr! Ich merkte bald, daß die Anfälle wiederkehrten, sowie sie durch Zufall eine Geige spielen hörte. Natürlich war es mit ihrer Virtuosenlaufbahn nun nichts mehr. Ich zog eine ganze Reihe von Spezialisten zu Rate, aber alle erklärten, daß man es hier mit einer angeborenen Seltsamkeit zu tun habe, die eben aus Anlaß jenes Vorfalls zum ersten Male zum Durchbruch gekommen sei, daß diese Seltsamkeit zwar unheilbar, aber auch ungefährlich sei, und daß man nichts weiter tun könne als der Natur ihren Lauf zu lassen. Wahrscheinlich gäbe sich dann das Übel mit der Zeit von selbst, namentlich wenn Theresa heiratete.“

Frau Caravaca hatte, während sie diese Geschichte vortrug, wiederholt ihre Augen getrocknet. Ich empfand wirkliches Mitleid mit dieser in ihren Kindern so schwer heimgesuchten Mutter. Ohne Zweifel war das, was sie erzählt hatte — zum größten Teile wenigstens —

wahr, aber ich wußte, daß sie uns nicht alles gesagt hatte, und daß das, was sie verschwieg, das wichtigste war.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Offenheit, gnädige Frau,“ sagte ich. „Ich kann es Ihnen nicht verdienen, daß es Sie große Überwindung kosten mußte, die Erinnerung an so schmerzliche Erlebnisse zu erneuern. Indes, ich vermissе noch etwas.“

„Ich meine doch, ich hätte Ihnen alles gesagt, was für Sie irgend von Interesse sein kann.“

„Ich vermissе noch,“ sagte ich langsam, „eine genaue Darstellung dessen, was sich am 25. Mai 1873, zwischen elf und zwölf Uhr nachts, im ersten Stockwerk eines Hauses in der Calle San Marino zugetragen hat. Soll ich Ihnen das Haus näher beschreiben? Es liegt ziemlich genau in der Mitte der Straße; es ist etwas vor die Front der übrigen Häuser gerückt; die Treppe geht im Hintergrunde des Flurs links ab; oben, gleich zur Linken, befindet sich ein Stierkopf. Erinnern Sie sich?“

Frau Caravaça war totenbleich geworden. Ihr Rinn sank auf die Brust herab, während sie mich mit einem hilflosen Ausdrucke anstarrte.

Frik Langerheld betrachtete mich kopfschüttelnd, als wenn er Zweifel an meiner gesunden Geistesverfassung hegte.

„Ich wiederhole meine Frage, gnädige Frau! Wollen Sie mich hierüber aufklären, oder ziehen Sie vor, zu schweigen?“

„Ich weiß nicht, was Sie meinen,“ murmelte sie fast unhörbar.

In diesem Augenblick schaute Theresa mit neckischer Miene zur Tür herein. Frik sprang auf und eilte seiner Braut entgegen.

„Ich darf doch kommen, Mama?“ rief sie fröhlich. „Denk dir nur, es ist schon ein Uhr. Ich muß wirklich bis nach zwölf geschlafen haben. — Ah, du hast Besuch! Guten Tag, Herr Doktor! Sie werden sich schön über meine Faulenzerei gewundert haben!“

Ich schaute das Mädchen prüfend an. Der gestrige Anfall hatte keine Spuren hinterlassen. Wie sie so vor mir stand in ihrer strahlenden Jugendfrische und mit den klaren sonnigen Augen, die nichts verbargen und nichts verbergen wollten, glich sie einem jener sagenhaften Geschöpfe, mit denen die Phantasie der Griechen die Natur bevölkerte, deren Leben in ungetrübter Heiterkeit und Unschuld dahinfließt. Und doch hatte ich eben so unsagbar Trauriges gehört, und doch hatte ich alles das erlebt, was ich gestern gesehen hatte!

„Es freut mich sehr, daß Sie gekommen sind, gnädiges Fräulein,“ sagte ich und schob ihr einen Stuhl hin. „Ich möchte nämlich, wenn Sie nichts dagegen haben, eine Frage an Sie richten, an deren Beantwortung mir viel gelegen ist.“

Sie sah mich verwundert an. Ihre Mutter warf mir einen flehenden Blick zu, dem ich aber auswich.

„Mir wurde nämlich neulich erzählt, daß Sie eine große Geigenkünstlerin seien und sogar Konzerte gegeben hätten. Fritz, der Sie noch niemals auf der Geige hat spielen hören, bestreitet das aufs entschiedenste, und gestern haben wir eine Flasche Champagner darum gewettet, wer recht hätte — Fritz oder ich. Sie sollen die Wette entscheiden. Also sprechen Sie: wer hat gewonnen?“

Die Veränderung in ihrem ganzen Wesen war auffallend. Sie verlor mit einem Schlage ihre blühende Farbe, eine seltsame Traurigkeit verbreitete sich über ihre lieblichen Züge.

„Ich weiß nicht,“ murmelte sie ganz verwirrt, „ich kann es nicht sagen.“

„Oh, das ist schade,“ sagte ich bedauernd. „Ich verstehe schon, Ihre Bescheidenheit verbietet Ihnen, ein Geständnis zu machen. Aber eine andere Frage, die ich noch auf dem Herzen habe, werden Sie mir doch gewiß beantworten?“

„Welche?“ stammelte Theresa.

„Sie müssen nämlich wissen, daß ich selbst Geiger bin, natürlich nur ein jämmerlicher Dilettant. Da wurde mir gestern ein Instrument angeboten, das, wie der Besitzer versichert, von Cesasini, einem Schüler Amatis, herrühren soll. Er verlangt vierhundertfünfzig Mark dafür. Ich wäre nicht abgeneigt, es zu kaufen, möchte aber vorher von einem Kenner den Ton feststellen lassen. Hier ist die Violine. Wollen Sie sie einmal probieren?“

Ich hatte die Geige aus dem neben mir stehenden Kasten genommen und streckte sie ihr mit einer einladenden Gebärde hin.

Sie machte eine Bewegung, als wenn sie die Flucht ergreifen wollte, aber sei's nun, daß sie dazu nicht mehr die Kraft besaß, oder daß der Anblick des Instruments eine lähmende Wirkung auf sie ausübte, sie blieb regungslos auf ihrem Stuhle sitzen und betrachtete mit weit aufgerissenen Augen, aus denen Grauen und Entsetzen sprach, meine Violine.

Ich legte die Geige an die linke Schulter, und während ich sie scharf beobachtete, begann ich langsam das Ave Verum von Mozart zu spielen.

Da geschah etwas Überraschendes. Wie von einer unerklärlichen Macht getrieben, instinktiv und ohne zu wissen, was sie tat, erhob sich Theresa und ging auf mich zu. Sie zitterte am ganzen Leibe; in ihren

dunklen Augen brannte ein unheimliches Feuer. Sie streckte mir mit einer befehlenden Gebärde ihre Hand entgegen. Schweigend reichte ich ihr Violine und Bogen. Sie setzte an, und ein brillanter, leidenschaftliche Erregung atmender Lauf, der in einem märchenhaft zarten Triller endigte, entquoll den Saiten.

Fritz war aufgesprungen und wollte auf seine Braut zustürzen. Ich drückte ihn mit Gewalt auf seinen Sessel zurück.

„Still!“ flüsterte ich ihm zu. „Rühr' dich nicht, aber halte dich bereit.“

Ich wußte, was kommen würde. Theresa spielte jetzt das Ave Verum, wie ich es vorhin gespielt hatte — oder vielmehr, wie ich es nicht gespielt hatte. Was für ein elender Stümper bin ich doch auf der Geige, und was vermag ein gottbegnadeter Künstler sogar aus einem schlechten Instrumente, wie das meine war, herauszuholen! Feierlich und majestätisch rauschte der weihevollen Chor dahin. Und dann, genau an der Stelle, wie damals, als ich in dem finstern Hause in San Marino als unfreiwilliger Lauscher hinter der Tür stand, stieß sie plötzlich einen Mark und Bein erschütternden Schrei aus und ließ die Geige fallen.

Fritz und ich stürzten auf sie zu, fingen sie in unseren Armen auf und trugen sie nach dem Sofa, wo wir sie sanft niederließen.

Ich warf einen Blick auf Frau Caravaca. Sie hatte die Hände vor das Gesicht gedrückt und stöhnte leise. Ihr Anblick war erbarmungswürdig. Aber in diesem Augenblicke flößte sie mir nur Widerwillen ein. Wenn mir auch der Zusammenhang der Ereignisse, die sich damals zugetragen hatten, noch unbekannt war: daß ein schweres Verschulden von ihrer Seite vorlag, daran bestand in mir kein Zweifel mehr, und eine Mutter,

die ein offenes Bekenntnis dem Arzte verweigert, wenn dies die unerläßliche Vorbedingung zum Erfolge der Kur ihres einzigen Kindes ist, kann ich nicht achten.

Wir standen neben Theresa, sie atmete jetzt sanft und ruhig, wie in tiefem Schlummer.

„Sag mir um Gottes willen, was bedeutet dies alles?“ murmelte Frik, mit verstörten Blicken bald mich, bald seine Verlobte betrachtend.

„Das bedeutet zweierlei,“ entgegnete ich. „Erstens bedeutet es, daß alles vorüber ist, und daß Theresa von morgen an vollständig gesund sein wird, wenn man nur ihren ruhigen Schlaf jetzt nicht unterbricht. Zweitens bedeutet es, daß ich deine Schwiegermutter daran habe erinnern wollen, bei welcher Gelegenheit ihre Tochter den Schrecken gehabt hat, der so verderblich für sie geworden ist.“

„Und woher weißt du das alles?“

„Darüber wollen wir jetzt nicht sprechen, Frik! Vielleicht später einmal. Bleibe jetzt bei deiner Braut und berichte mir morgen, wie es mit ihr steht.“

Ich warf noch einen Blick auf die schöne Schläferin und verließ das Zimmer. Draußen im Flur zog ich meinen Überrock an und ging die Treppe hinab. Eben im Begriff, in den Wagen zu steigen, hörte ich mit halberstimmter Stimme meinen Namen rufen.

Frau Caravaca stand hinter mir und streckte mir die Hände entgegen. „Sagen Sie ihm nichts davon! Versprechen Sie es mir!“ rang es sich mühsam von ihren Lippen.

„Was dem Arzte anvertraut wird,“ antwortete ich kalt, „ist sein Berufsgeheimnis. Sie aber haben mir nichts anvertraut. Was ich weiß, habe ich aus anderer Quelle erfahren.“

„Von Vitalis?“

Ich konnte eine Gebärde der Überraschung nicht unterdrücken. Meine Ahnung, daß dieser Scharlatan seine Hand im Spiele haben könnte, hatte mich also nicht betrogen. Aber ich hielt es für gut, Frau Caravaca nicht merken zu lassen, wie viel oder wie wenig ich wußte. „Das ist wohl möglich!“ sagte ich achselzuckend.

„Versprechen Sie mir, Friß nichts zu verraten, und ich will Ihnen alles mitteilen, was Sie wollen,“ wiederholte sie in dringenderem Tone. „Sie werden mich dann vielleicht verachten, aber Theresa wird glücklich werden.“

„Ich bin heute abend zu Hause und stehe Ihnen zur Verfügung.“

Mit diesen Worten stieg ich in die Droschke und warf die Tür hinter mir zu.

Wir haben beide Wort gehalten.

Sie hat mir alles erzählt, und ich habe Friß alles verschwiegen, obgleich er mir nicht wenig zusetzte. Ich glaube, ich würde ihm auch nichts enthüllt haben, wenn die ärztliche Schweigepflicht mir nicht den Mund versiegelt hätte. Wozu ihm die schmäbliche Geschichte mitteilen? Er würde ohne Zweifel einen tiefen Abscheu vor der Mutter seiner Braut bekommen haben, und das hätte auf sein junges Glück einen sehr dunklen Schatten geworfen.

Ob sie selbst oder dieser schurkische Vitalis der schuldigere Teil ist, will ich dahingestellt sein lassen. Sie hat mir beteuert, daß er vieles getan habe, was sie nicht gewußt, und daß sein mächtiger Wille einen Einfluß auf sie ausgeübt habe, dem sie sich nicht habe widersetzen können. Immerhin — sie war die Mutter!

Eine Mutter muß den systematischen Mord ihrer Kinder zu verhüten wissen. Denn um Mord handelte es sich, wenn man die scheußlichen Mißhandlungen eines zu den herrlichsten Hoffnungen berechtigenden Kindes, das absichtliche Bertreten einer im Aufblühen begriffenen Menschenknospe Mord zu nennen be-rechtigt ist.

Antonie und Theresa zeigten schon, als sie kaum fünf Jahre alt waren, ein phänomenales musikalisches Talent. Ihr Vater, Don Cecilio Caravaca, selbst ein tüchtiger Künstler auf der Geige, brachte ihnen die Anfangsgründe spielend bei und schickte sie im Alter von acht Jahren mit ihrer Mutter nach Leipzig und später nach Berlin, um sie auf den dortigen Konser-vatorien zu Künstlerinnen ausbilden zu lassen. Es lag ihm daran, daß die Kinder bei ausgezeichneten Lehrern eine vorzügliche Grundlage erhielten. Der Gedanke, sie als Wunderkinder vor der Welt auszu-stellen, lag ihm fern, wie er ja auch damals bei seinen guten Vermögensverhältnissen auf dergleichen nicht angewiesen war. Als das anmutige Zwillingspaar etwa drei Jahre studiert hatte, endigte Don Cecilio durch Selbstmord, zu dem ihn finanzielle Mißerfolge getrieben hatten. Die Firma, ein Geldwechselgeschäft in Valencia, mußte Konkurs anmelden, doch gelang es einem mit der Familie befreundeten Rechtsanwalt, für die Witwe so viel zu retten, daß sie bei einigen Einschränkungen mit ihren Kindern noch leben konnte. Allerdings war sie nicht imstande, den teuern Violin-unterricht für die Mädchen weiter zu bezahlen. Sie gab ihren Aufenthalt in Deutschland auf und zog nach Madrid, wo eine ältere Schwester von ihr an einen Beamten in der deutschen Botschaft verheiratet war.

In Madrid machte sie Bekanntschaft mit dem

„Professor für experimentelle Geheimwissenschaften“ Francesco Vitalis, einem jener dunklen Individuen, die, halb Künstler, halb Scharlatan, unter hochtönenden Titeln die Welt durchreisen und auf die Dummheit derer spekulieren, die nicht alle werden. Sie war die eifrigste Besucherin seiner Soireen, sie ließ sich von dem einnehmenden Wesen des interessanten Mannes bestechen, und als er sich in der Zeitung erbot, Unterricht in den „Geheimwissenschaften“ zu erteilen, wurde sie seine ergebene Schülerin. Ob Vitalis wirklich über hypnotische Kräfte verfügte und diese dazu benützte, die törichte Frau zu seinem willenlosen Werkzeuge zu machen, weiß ich nicht; jedenfalls war sie wie Wachs in seinen Händen und ließ mit sich machen, was er wollte. Vitalis war beständig in Geldverlegenheit. Frau Caravaca war schwach genug, ihm alles, was sie noch hatte, zu opfern. Er hatte sie vollständig umgarnt, und selbst, als sie die Schwindelhaftigkeit seiner öffentlichen Produktionen längst erkannt hatte, tat ihm das in ihren Augen keinen Abbruch mehr. Sie liebte und — fürchtete ihn; sie leistete ihm hilfreiche Hand beim Arrangieren seiner Soireen und schämte sich nicht, als sein Medium öffentlich aufzutreten. Auf seinen Befehl reiste sie ihm nach, wenn er in anderen Städten Vorstellungen gab, mischte sich unter das Publikum und meldete sich, wenn der Hypnotiseur Freiwillige aufforderte, sich in „Trance“ versetzen zu lassen. Die Komödie gelang stets. Niemand ahnte, daß das Objekt mit dem Meister in Einverständnis war, und Vitalis machte gute Geschäfte.

Doch ihm genügte das noch nicht. Er hatte Theresa und Antonie, die beiden kleinen Violinistinnen, gesehen und mit dem geübten Auge des „Unternehmers“ sofort erkannt, daß mit ihnen etwas zu machen sei.

Die reizende Erscheinung der unschuldigen Kinder, die hohe Vollendung ihres Spiels hatten ihm gewaltig imponiert, und er ruhte nun nicht mehr, bis er Frau Caravaca überredet hatte, sie als Wunderkinder aufzutreten zu lassen.

Nun begann für die zarten Geschöpfe ein wahres Martyrium. Vitalis selbst, der auch die Geige spielte, übernahm es, ihnen die nötigen Anweisungen zu geben. Als Antonie die erste Unterrichtsstunde bei ihrem neuen Lehrer hatte, und dieser die Geige ansetzte, lachte sie laut auf. Aber das Lachen sollte ihr bald vergehen. Vitalis ließ nicht mit sich spaßen. Er verlangte unbedingte Unterwerfung unter seinen Willen, und als er, besonders bei der energischeren Antonie, auf Widerstand stieß, begann er sie aufs schändlichste zu mißhandeln. Die widerlichsten Szenen spielten sich ab. Er scheute sich nicht, die armen Mädchen mit den Füßen zu treten, sie auf die schimpflichste Weise zu behandeln — und das alles mit Wissen, ja, in Gegenwart der Mutter. Diese leistete sogar Henkertnechtsdienste. Auf Vitalis' Befehl entzog sie ihnen, wenn sie ihr Pensum nicht zur Zufriedenheit ihres Meisters erledigt hatten, die Nahrung, sperrte sie tagelang in einen finstern Raum, oder riß sie bei Nacht aus den Betten, um sie üben, immer wieder üben zu lassen. Der Widerstand der Kinder war bald gebrochen; sie ergaben sich mit dumpfer Ergebung in ihr Schicksal als „Wunderkinder“, ließen sich den Tag über mißhandeln, am Abend, wenn sie austraten, bewundern, und weinten zusammen, wenn sie des Nachts in ihrem gemeinsamen Bett lagen.

Einmal, in Genua, warf Antonie ihrem abscheulichen Lehrer die Geige ins Gesicht. Ihre Mutter züchtigte sie dafür streng und schloß sie in eine dunkle, feuchte Kammer, die sie nicht eher verlassen sollte,

als bis sie Vitalis um Verzeihung gebeten. Das Kind weigerte sich hartnäckig. Als man zwei Tage lang nichts mehr von ihr gehört hatte, öffnete Frau Caravaca die Zelle. Antonie lag besinnungslos auf den kalten glatten Steinfliesen. Der herbeigezogene Arzt konstatierte eine hochgradige Lungenentzündung. Das Kind war nicht mehr zu retten. Theresa, die tränenüberströmt neben ihrem Bett saß, mußte ihr auf ihr in den letzten lichten Augenblicken geäußertes Verlangen hin das Ave Verum vorspielen.

Dieser traurige Vorfall schien Frau Caravaca doch einigermaßen die Augen geöffnet zu haben. Sie machte Vitalis heftige Vorwürfe, und es trat eine Entfremdung zwischen beiden ein, die aber nur wenige Wochen dauerte. Er konnte sie zu gut für seine Zwecke gebrauchen, und sie, mittellos wie sie war, sah sich auf die Gelder angewiesen, die er ihr für ihre Mitwirkung bei seinen Vorstellungen zahlte. Bald hatten sie sich wiedergefunden, und Vitalis bestand darauf, daß der ursprüngliche Plan, den Antonies plötzlicher Tod durchkreuzt hatte, mit Theresa allein fortgesetzt werde.

Jetzt stießen sie aber auf unerwarteten Widerstand bei Theresa. Am Sterbelager ihrer geliebten Schwester hatte das Kind begriffen, daß es einen Weg für sie aus ihrem Elende gab, und daß dieser Weg weniger furchtbar war, als die Menschen zu glauben pflegen. Sie weigerte sich standhaft, allein aufzutreten, und als man ihr mit Nahrungsentziehung und Einsperrung drohte, erklärte sie, das sei gerade das, was sie wünsche. Sie wolle sterben, um so schnell als möglich wieder mit Antonie vereint zu sein. Vergeblich stellte ihre Mutter ihr vor, daß sie Geld verdienen müsse, vergeblich suchte Vitalis ihr einzureden, daß ihre Schwester selber, wenn sie noch lebte, es wünschen würde, daß sie ihr

schönes Talent nutzbringend verwerte. Sie war taub gegen alles.

Aber Vitalis gab das Spiel nicht verloren. Er wußte noch ein Mittel, Theresa von ihrem Vorsatz abzubringen, ein niederträchtiges, ruchloses Mittel freilich, auf das nur ein so gewissenloser Schuft, wie er es war, verfallen konnte.

Sie waren von Genua nach Barcelona gereist. Vitalis hatte in der Calle San Marino im ersten Stock eine Wohnung gemietet und hielt dort jeden Abend vor einem kleinen Kreise geladener Gläubigen spiritistische Sitzungen ab, wobei Frau Caravaca als Medium fungierte. Theresa wußte von diesen Veranstaltungen nichts. Der Vorschlag des Schurken ging nun dahin, Theresa einer solchen Sitzung beiwohnen zu lassen. Dann sollte der Geist der verstorbenen Antonie erscheinen, auf sie zugehen und ihr befehlen, Vitalis in allen Dingen zu gehorchen und wieder öffentlich aufzutreten. Frau Caravaca war so erbärmlich, ihre Einwilligung zu geben. Das saubere Paar rechnete mit Bestimmtheit darauf, daß Theresa, das unerfahrene Kind, noch weit leichter zu täuschen sein werde als das übrige Publikum, und daß eine solche direkt aus dem Jenseits kommende Aufforderung von seiten der geliebten Schwester für sie ein Befehl sein würde, gegen den es keine Weigerung gab.

Am folgenden Abend wurde die Sache ausgeführt. Frau Caravaca ersuchte ihre Tochter, sie zu einer Gesellschaft zu begleiten, in der Vitalis einen Vortrag halten würde. Theresa mußte ihre Violine mitnehmen. Sie verstand sich nach einigen Widerreden dazu, nachdem ihre Mutter ihr versichert hatte, es werde nicht von ihr verlangt werden, daß sie sich vor der Gesellschaft zeige. Sie solle nur von einem Nebentraume

aus zur Einleitung in den Vortrag etwas Musik machen und könne spielen, was sie wolle.

Man kam an. Theresia wurde in ein dunkles Zimmer geführt, das durch eine offene Thür mit einem ebenfalls völlig finsternen Raume in Verbindung stand. In diesem Raume mußten, nach dem Flüstern der Stimmen zu urteilen, das an ihr Ohr drang, viele Menschen sein, die gespannt auf etwas warteten. Was das war, wußte sie nicht, es war ihr auch gleichgültig. Ihre Mutter drückte ihr die Geige in die Hand, befahl ihr, wenn ein Glockenzeichen ertöne, etwas zu spielen, und verließ sie. Sie mußte etwa eine Viertelstunde in dem verdunkelten Zimmer ausharren, aber die Zeit wurde ihr nicht lang. Seit dem Tode ihrer Schwester brütete sie am liebsten still vor sich hin. So schweiften denn auch jetzt die Gedanken des armen Kindes zu der ehemaligen Gefährtin ihres Unglücks, zu der einzigen Vertrauten in allen ihren Kümmernissen hinüber, und als das Signal gegeben wurde, begann sie, nach einigen einleitenden Passagen, das Stück zu spielen, das ihrem Gemütszustande den ergreifendsten Ausdruck gab, das *Ave Verum*. Sie spielte es, wie es nur jemand spielen kann, der die bittere Schule der Leiden durchgemacht hat, der das unendliche Weh der Menschheit in der eigenen Brust trägt.

Und ich stand draußen im Flur und lauschte der göttlichen Musik und ahnte nicht, daß es ein zwölfjähriges Mädchen war, das solche Töne hervorzuzaubern vermochte!

Und dann sah Theresia im Hintergrunde des anderen Zimmers etwas wie einen wallenden weißen Nebel aufsteigen, das heller und heller wurde und auf sie zukam. Plötzlich stieß sie einen furchtbaren Schrei aus,

jenen Schrei, der mein Blut zu Eis erstarren machte, und fiel in eine tiefe Ohnmacht.

Man trug sie in ein anderes Zimmer und legte sie auf ein Sofa. Vitalis beruhigte die erschrockenen Gäste und — charakteristisch für die Gefühlsroheit des Paares — ohne sich um das Kind zunächst weiter zu bekümmern, wurde die Sitzung zu Ende geführt. Man durfte sich doch den goldenen Ertrag nicht entgehen lassen. Erst als die letzten Gäste das Haus verlassen hatten, sah man wieder nach ihr.

Theresa lag noch immer ohne Bewußtsein und führte wirre Reden. Man schaffte sie nach Hause und ließ einen Arzt kommen. Dieser konstatierte eine im Anzuge begriffene Gehirnentzündung und verordnete sofort Blutegel an beide Schläfen, sowie heiße Fußbäder.

Mehrere Monate schwebte Theresa zwischen Leben und Tod. Als sie sich endlich wieder erhob, konnte man bald bemerken, daß nicht alles richtig mit ihr war. Sie war heiter und vergnügt wie ein harmloses Kind, allein die Erinnerung an die letzten Jahre der Leiden, an Antonie und an ihre Virtuosenlaufbahn hatte sie völlig verloren. Als Vitalis sie begrüßte, schauderte sie unwillkürlich zurück. Sie erkannte ihn aber nicht. Als er ihr die Geige zeigte und sie einlud, etwas zu spielen, trat zum ersten Male der seltsame Zustand ein, in den sie von nun an immer geriet, wenn sie den Ton einer Geige hörte. Nach einigen vergeblichen Versuchen sah Vitalis ein, daß mit dem Mädchen nichts mehr zu machen war. Da Theresa, abgesehen von dieser geistigen Abnormität, die sich leicht eine Weile verbergen ließ, gesund war und sich zu einer hervorragenden Schönheit zu entwickeln begann, so gab er der Mutter den Rat, sie zu einer feinen Dame zu erziehen und möglichst bald gut zu verheiraten.

Frau Caravaca, auch hierin sein gefügiges Werkzeug, erließ also, als Theresa das sechzehnte Jahr vollendet hatte, Inserate in den größeren Zeitungen — wie wir gesehen haben mit Erfolg.

„Und Sie arbeiten nach wie vor mit diesem Schurken zusammen?“ sagte ich, als sie ihre Beichte vollendet hatte. „Sie schämen sich nicht, mit einem Menschen zu verkehren, der eines Ihrer Kinder getötet und das andere an den Rand des Wahnsinns gebracht hat?“

Sie schlug die Augen nieder und schwieg.

Ich winkte ihr, sich zu entfernen. Ich habe sie nicht wieder gesehen.

Pallanza am Lago Maggiore.

Mein lieber alter Junge!

Ich hatte Dir am Volterabend geschworen, daß das erste und einzige Lebenszeichen von unserer Hochzeitsreise Dir gehören solle.

Hier ist es.

Ein Philosoph hat gesagt: „Mancher hat in der Jugend so viel gelitten, daß er später niemals das Recht hat, auszurufen: Ich bin zu glücklich! Auf meine liebe Theresa paßt das. Was mich anbetrifft, so weiß ich nicht, womit ich mein Glück verdient habe, und mir graut vor dem Neide der Götter.“

Alles ist in blendenden Sonnenschein getaucht. Wir sitzen am Ufer. Die smaragdgrünen Fluten des Sees haschen nach Theresas kleinen Füßen. In der Ferne winken die seligen Gestade der Borromäischen Inseln, und der märchenhafte Palast der Borghese schimmert weiß durch die Oliven- und Zypressenhaine.

Theresa hat jetzt keinen Abscheu mehr vor ihrer Geige. Sie hat sie mit auf die Reise genommen und

spielt mir ab und zu etwas vor. Ihre Virtuosität grenzt wirklich ans Fabelhafte. Sie hat aber kein Verlangen, wieder öffentlich aufzutreten — und das ist ein Glück. Ich bin zu sehr verliebt in sie, als daß ich es anhören könnte, wenn ihr fremde Menschen Schmeicheleien sagten.

Du hast mir nichts verraten wollen. Aber ich weiß mehr, als Du denkst. Wir fuhren vorgestern, auf Theresas Wunsch, nach Genua. Dort besuchten wir den Friedhof und legten zwei Kränze auf der Ruhestätte der armen Antonie nieder. Theresa weinte heftig, und auf dem Rückwege erzählte sie mir eine furchtbare Geschichte, so furchtbar, daß ich sie nicht glauben würde, wenn sie mir ein anderer mitgeteilt hätte. Mein Gott, was für entsetzliche Menschen gibt es doch in der Welt! Ich kann mir übrigens nicht denken, daß meine Schwiegermutter von allem gewußt hat. Ihr Fehler war, daß sie diesem Vitalis unbeschränkt traute. Sie hat schwer dafür büßen müssen.

Wir bleiben vierzehn Tage hier und besuchen dann Rom und Neapel. Wann wir wiederkommen, ist noch unbestimmt. Dem Glücklichen schlägt keine Stunde, und das Glück kommt so selten zu den armen Sterblichen, daß man es fest an sich drücken muß, wenn man es erwischt hat.

Mit herzlichem Grüßen

Dein Friß.





Frauentränen.

Von Reinhold Ortmann.

Mit 7 Bildern.



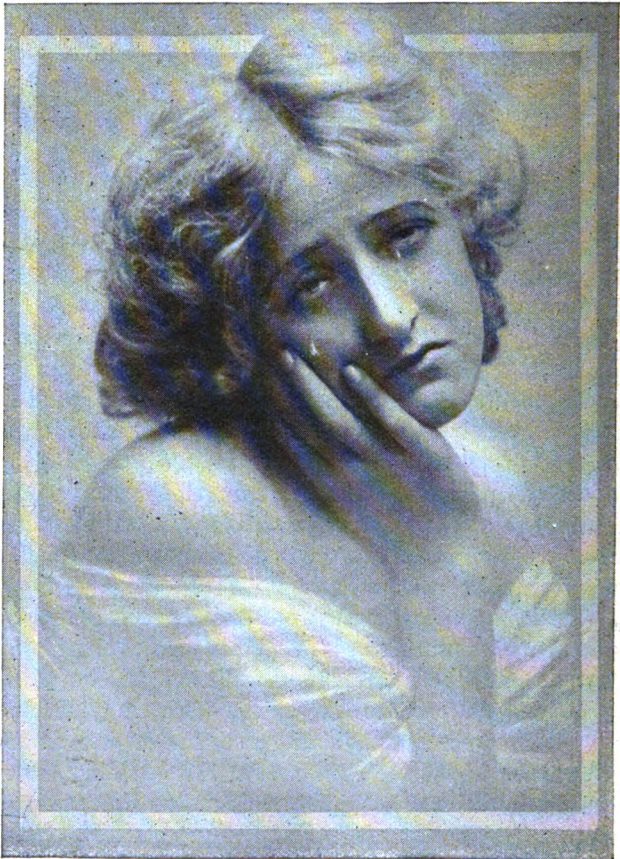
(Nachdruck verboten.)

Wenn es wahr ist, daß das Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander im Grunde nichts anderes ist als ein unaufhörlicher Kampf um die Herrschaft, so hat in diesem Kampfe die Natur ohne allen Zweifel von Anfang an die Partei des zarteren Geschlechtes ergriffen. Sie hat dem Manne keine andere Waffe gegeben als die Überlegenheit seiner körperlichen Kräfte, eine Waffe, auf deren Gebrauch er obendrein freiwillig verzichtet hat, indem er sich selber die Gesetze der Galanterie und der Ritterlichkeit diktierte; die Frau dagegen hat sie mit einem Rüstzeug ausgestattet, das sie bei richtiger Anwendung als Gegnerin einfach unwiderstehlich und unüberwindlich macht.

Seitdem Eva ihren ersten, verhängnisvollen Triumph über den Stammvater des Menschengeschlechts davongetragen hat, ist die Frau zu allen Zeiten und an allen Orten mit Hilfe dieser Waffen die Siegerin gewesen, und sie wird es voraussichtlich auch bis an das Ende aller Tage bleiben. Man müßte Bände füllen, um das ganze Arsenal zu schildern, über das sie gebietet, und die Arbeit wäre um so überflüssiger, als die Poeten von alters her nicht müde geworden sind, die Waffen, durch die sie unterworfen worden waren, als köstliche Wunderwerke der Natur zu preisen.

Nur einer einzigen soll an dieser Stelle gedacht sein,

weil der Verfasser respektlos genug ist, sie für die gefährlichste und grausamste von allen zu halten. Das ist



Abellaunig.

Photo: Edwin Reame.

die Waffe der T r ä n e n. Wenn sie auch im Gebrauch aller anderen natürlichen Kampfmittel eine Stümperin



Foto: Edwin Reame.

Schmolstränen.

wäre, ihrer ergiebigen und immer dienstbereiten Tränendrüsen weiß sich selbst die unerfahrenste Frau mit einer Virtuosität zu bedienen, der gegenüber keines

von den Verteidigungsmitteln des Mannes standhält, das vernünftige Argument so wenig als die erheuchelte Gleichgültigkeit oder der sogenannte eiserne Wille. Auf diesem Gebiete ist jede Frau von Haus



Photo: Edwin Reame.

Von Angst oder Schrecken erpreßte Tränen.

aus eine Künstlerin; aber es gibt natürlich auch hier Abstufungen des Talents, das bei besonders begabten Erbstöchtern zuweilen bis zur genialsten Vollkommenheit entwickelt scheint.

Wer es nicht selbst erlebt und beobachtet hat, der kann sich kaum eine Vorstellung machen von der Fein-



Tränen des Zornes.

Photo: Edwin Krame

heit, mit der ein so begnadetes weibliches Wesen diese, ihrer Beschaffenheit nach eigentlich ganz unpretischen, wässerigen Absonderungen zu regeln, zu ändern und den verschiedensten Zwecken nutzbar zu machen weiß; denn eine kluge Frau hütet sich nirgends so sorgsam vor zweckloser Verschwendung als bei der Verausgabung dieses kostbaren Masses. Sie kennt die mächtige suggestive Wirkung, die unter Umständen schon der vielbesungene feuchte Schimmer auf dem Grunde eines mit stumm beredtem Blick aufgeschlagenen Auges zu üben vermag; sie weiß, welche Wunder ein einziges kristallhelles Tröpflein ausrichten kann, das zitternd an seidenweicher Wimper hängt, und sie verspart sich den alle Widerstände niederreißenden richtigen Tränenstrom darum sicherlich auf jene äußersten Notfälle, wo es für die Behauptung des Schlachtfeldes nach ihrem Ermessen des allerschwersten Geschüzes bedarf.

Je haushälterischer sie mit ihren Tränen umgeht, desto zuversichtlicher kann sie in jedem Einzelfall mit der Erreichung des beabsichtigten Erfolges rechnen, und nur in den Anfängen ihrer Tätigkeit auf der Bühne des Liebes- und Ehelebens wird sie sich ihrer Tränenrüsen hie und da bedienen, um sich selbst schneller und vollständiger in eine gerade gewünschte elegische, gereizte oder verzweifelte Stimmung zu versetzen. Die autosuggestive Wirkung der Tränen ist nämlich als mimisches Hilfsmittel keineswegs zu unterschätzen, und bei impulsiven Frauen soll es gar nicht so sehr selten vorkommen, daß sie vorübergehend allen Ernstes an die Echtheit ihres Kummers glauben, sobald sie die warmen Tropfen über ihre Wangen rinnen fühlen.

Weil ich aber anfangs zu fürchten, daß ich es mit meinen Leserinnen verderben könnte, wenn ich mich noch weiter mit einer Enthüllung ihrer zartesten



Photo: Edwin Reame.

Tiefster Herzenskummer.

taktischen Geheimnisse beschäftige, will ich nicht länger von Frauentränen im allgemeinen, sondern noch von solchen sprechen, die in eingestanden komödiantischer Absicht vergossen werden. Und ich will mich aller un-

galanten Erörterungen über die Größe oder Geringsfügigkeit des Unterschiedes enthalten.

Von der unverweklichen Sara Bernhardt sagt man, daß in den Zeiten ihrer wirklichen Jugend, deren allerdings nur noch wenige Mitlebende sich erinnern dürften, die Leute hauptsächlich deshalb ins Theater gegangen seien, um sie weinen zu sehen. Keines ihrer gewiß nicht unbedeutenden schauspielerischen Ausdrucksmittel soll von gleich packender und hinreißender Wirkung gewesen sein wie ihr Schluchzen und ihre gleich Perlenschnüren über das schmale Antlitz herabrollenden Tränen. Und wem es vergönnt war, die reizendste aller deutschen Naiven, die unvergeßliche Niemann-Nabe, in einer ihrer Glanzrollen zu bewundern, dem ist neben ihrem silbernen Lachen gewiß auch ihr rührendes Weinen unauslöschlich im Gedächtnis geblieben.

Mit dem fleißigen Gebrauch des Taschentuches und dem bekannten „Kloß im Halse“ ist es nämlich auf der Bühne ebensowenig getan wie im Leben. Um an das Herzeleid einer gepeinigten Liebhaberin glauben zu können, müssen wir richtige Tränen sehen, und das wäre eine schlechte Schauspielerin, der sie nicht im entscheidenden Moment auf die richtige Art und in zweckmäßig dosierter Menge zu Gebote ständen.

Freilich genügt dazu nicht immer das restlose Aufgehen in die gespielte Rolle, und eine unserer gefeiertsten Künstlerinnen hat mir einmal gestanden, daß sie sich jedesmal zwingen müsse, an die allertraurigsten Dinge, wie an ihre erste unglückliche Liebe, an die wundervolle Toilette einer Kollegin oder dergleichen, zu denken, um weinen zu können.

Nicht verbürgen kann ich mich dagegen für die Richtigkeit der Überlieferung, nach der eine berühmte Tragödin sich den Ausdruck ihrer Gemütsbewegungen



Photo: Edwin Reame.

Tränen des Mitleids.

durch eine im Taschentuch verborgen gehaltene, frisch geschälte Zwiebel erleichtert habe. Ich glaube auch

nicht daran, denn von allen Frauen, die ich vor und hinter den Kulissen kennen gelernt habe, bedurfte nicht eine einzige der geschälten Zwiebel als Schlüssel für die willkürliche Eröffnung des Tränenpförtchens.

Man betrachte doch nur die schönen Schauspielerinnen, die die aufopfernde Liebenswürdigkeit hatten, ihre heißen Tränen für die Zwecke unserer Skizze fließen zu lassen. Ihnen kam im nüchternen photographischen Atelier keinerlei Bühnenillusion zu Hilfe. Es wurde ihnen durch die Umstände sogar sehr schwer gemacht, im Moment der Aufnahme an ausgesucht traurige Dinge zu denken. Und doch stehe ich dafür ein, daß die Tränen nicht nachträglich in die Bilder hineinretuschiert, sondern von der unbestechlichen Platte getreu nach den wirklich vorhandenen Originalen wiedergegeben sind. Die verschiedenen seelischen Erregungszustände, die unsere reizenden Modelle darzustellen trachteten, spiegeln sich ja allerdings nicht so sehr in diesen Tränen als im Ausdruck der Gesichter, den eine tüchtige Künstlerin in jedem beliebigen Augenblick mit souveräner Sicherheit zu beherrschen weiß; aber es ist von hohem Interesse, zu sehen, wie gewaltig der auf den Beschauer hervorgebrachte Eindruck durch die über die Augenlider quellenden oder an den Wangen hängenden Tropfen gesteigert wird. Die Maler kennen diese Wirkung sehr wohl, und manche weltberühmte Mater dolorosa, manche reuige Magdalene würde viel von ihrem rührenden Reiz einbüßen, wenn man die wasserhellen Perlen übermalte, die der Künstler als Andeutung unaufhaltsam fließender Tränen auf ihrem Antlitz angebracht.

Ich weiß nicht, wie Frauen über die Tränen ihrer Mitschwestern denken und wie leicht oder schwer sie sich von ihnen ergreifen und erschüttern lassen; ihre



Photo: Elwin Reame.

Hoffnungslose Verzweiflung.

1912. I.

12

unwiderstehliche Wirkung auf den Mann aber werden sie immer behalten. Denn welche Erfahrungen auch immer dem Herrn der Schöpfung seine Beziehungen zum schönen Geschlecht eingetragen haben mögen, so tiefen Mißtrauens wird er doch nur selten fähig sein, daß er sogar in rein physiologischen Funktionen einen Ausfluß weiblicher Unwahrhaftigkeit argwöhnen könnte.

Und für beide beteiligte Parteien ist es sehr gut, daß es sich so verhält.





Ihr letzter Triumph.

Auch eine Liebesgeschichte von Ella Behle.

(Nachdruck verboten.)

Die meisten Damen aus unserem Kreise empfanden nur sehr wenig Sympathie für die überelegante, ewigjungbleibenwollende Frau Alda; mir dagegen tat sie manchmal leid, wenn ich ihren verzweifelten Kampf um die entschwindende Jugend und Schönheit sah.

Es mochte wirklich bitter für die früher so verwöhnte, gefeierte Frau sein, nun in das bescheidene Fach der Mütter übergehen zu müssen. Ich verstand ganz gut, daß sie mit ihren achtunddreißig Jahren sich verzweifelt wehrte, den Töchtern den Vorrang auf der Lebensbühne zu lassen.

Aber, wie gesagt, ich stand mit meiner milden Denckungsweise fast allein und mußte mir von den anderen Damen so allerlei nette Dinge darüber sagen lassen. Das sanfteste war noch: „Sie sind noch sehr jung, liebes Kind, und Ihnen fehlt noch jedes Urteil, liebes Kind! — Es befremdet mich, daß Sie bei Ihrer sonstigen guten Erziehung diese Frau entschuldigen wollen, die sich schnürt, schminkt und puht, nur um noch immer den Männern den Kopf zu verdrehen. — Wenn Sie das auch noch verteidigen wollen, liebes Kind, so sehe ich's kommen, daß Sie mal dereinst Ihre Töchter auch künstlich jünger machen und in die Kinderstube verweisen, nur um noch ein paar Jahre länger die junge Frau spielen zu können, was eben so un-

moralisch, wie lächerlich und herzlos ist, mein liebes Kind!“

Diese Reden waren sehr wohlthätig für meine innere Entwicklung, denn ich erlernte daraus, daß man mit Menschenliebe und Verteidigungsreden äußerst vorsichtig sein soll. Wenigstens solange man noch nicht die Gattin eines höheren Chefs ist.

Das gehört nun freilich nicht eigentlich zu meiner Geschichte, doch es mag stehen bleiben zum Nutzen aller jungen Frauen und weil mir diese Erzählung vielleicht zeilenweise honoriert wird.

Und nun kehre ich zurück zu meiner Frau Ida.

Diese war also keineswegs dumm und verstand deshalb recht gut die liebenswürdigen, teilnehmenden Fragen, warum sie denn die erwachsenen, hübschen Töchter immer noch nicht in die Welt einführen wolle? Sie gab drum, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, dem ebenso wohlwollenden wie kräftigen Ansturm endlich nach.

Fast aber wollte sie mir wieder ein wenig leid tun, als ich bei dem ersten Ball, zu dem sie die älteste Tochter führte, ihre gemachte Lustigkeit sah und die riesigen Anstrengungen, ebenso jung und hübsch wie diese zu erscheinen. Obgleich sie für ihr Alter in der Tat noch sehr gut ausah, so wirkte der Anblick doch lächerlich und traurig zugleich.

Da aber erschien der kleine Elbinghaus auf der Bildfläche, und von nun an kam auch mir ein ehrlicher, rechtchaffener Bohn auf die gefallsüchtige Frau.

Der kleine Elbinghaus war ein nettes, frisches, ein wenig linkisches Kerlchen und im übrigen funkel-nagelneu in unseren Kreis versetzt. Es ging das dunkle, unheimliche Gerücht, er stamme aus ziemlich kleinen Verhältnissen, was ganz gut zu seinem etwas schüch-

ternen Wesen und zu seinem sonstigen Pech paßte. Denn es war natürlich nichts weiter als Pech, daß er gerade an diesem Abend erscheinen mußte, wo die schöne, innerlich verzweifelte Frau Uda nach einem Triumph lechzte, der ihr und den anderen beweisen sollte, daß ihre Jugend, trotz der tanzenden Tochter, noch lange nicht Abschied von ihr genommen.

Deshalb kokettierte sie nach Kräften mit dem kleinen, hübschen Elbingshaus, der übrigens gar nicht klein, sondern nur sehr jung und unerfahren war. Und er, der Sohn von einfachen Eltern, wurde von der Liebenswürdigkeit der eleganten Dame mit dem schwarzen, glitzernden Jettkleid und den weißen Schultern ganz benommen. Einfach hingerissen! Lieber Gott, er hatte ja schon des öfteren Glück bei kleinen, netten Mädels gehabt, aber daß eine ausgereifte, elegante, schöne Weltbabe sich eins — zwei — drei so sichtbar in ihn verliebte, das hätte er selbst nicht für möglich gehalten. Wie schade, daß seine Mutter nicht sehen konnte, wie man ihrem Sohn entgegenkam — und die Elli, die meinte, er müsse Gott auf den Knien danken, wenn sie ihn nähme! Bloß weil ihr Vater einmal Regierungsrat gewesen war! Das war aber schon lange her, und seine Witwe hatte deshalb doch Zimmer vermieten müssen, um die Tochter gut erziehen zu können. Die Elli war ja ein ganz nettes Mädel, aber noch schrecklich unreif und durchaus grünes Gemüse. Die Liebe einer erfahrenen Frau berauschte doch ganz anders!

Und der junge, dumme Elbingshaus schoß seit dem Ball trunken von geschmeichelter Eitelkeit ohne Kurs und Steuer mit offenen Segeln in das gefährliche Fahrwasser von Frau Uda. Die Nixe aber, die ihn

in ihr kühles Reich lockte, war glücklich und brauchte alle Künste, um ihn darin festzuhalten.

Nicht, weil sie den kleinen Referendar geliebt oder sonst irgendwie hervorragend gefunden hätte. Bewahre! Aber sie wußte ganz gut — und ich lehre nun mit meinen Beispielen wieder auf das Festland zurück — daß dieses Grautierchen, das sie da mit fester Hand an ihren schäbig gewordenen Triumphwagen spannte, vielleicht das letzte Exemplar war, das sich gutwillig dafür einfangen ließ.

Und so begann denn bald, als sie es genügend durch Zuckerbrot gefügig und zutraulich gemacht hatte, die Dressur. Das arme Grautierchen lernte in allen Gangarten laufen und mußte vor dem erstaunten Publikum die seltsamsten Kunststücke machen. Und nach jeder schwierigen Leistung sah sich Frau Uda lächelnd im Kreise um, und ihre Miene sagte: „Seht, das vermag ich! Ich gehöre noch lange, lange nicht zu den Alten!“

Der Erfolg gab ihr eine strahlende Fröhlichkeit, die sie in der Tat verjüngte, so daß sie fast wie die Schwester ihrer großen hübschen Tochter ausah.

Aber der gute Elbinghaus empfand trotz seines Liebes- und Eitelkeitsrausches durchaus kein ganzes Glück. Dafür wurde seine kleine arme Seele zu empfindlich von mancherlei gestört. Da war zunächst einmal der angebeteten Frau Herr und Gemahl, vor dem sich der kleine Elbinghaus entsetzlich schämte. Daß er diesen netten, lebenswürdigen Herrn berauben wollte, stempelte ihn vor sich selber zum größten Lumpen der Erde — ein kleines bißchen nebenbei natürlich auch zum riesig schneidigen Kerl. Aber immerhin — die Gewissensbisse überwogen!

Der brave Elbinghaus wußte nicht, daß der recht-

mäßige Gatte der schönen Frau für deren jugendlichen Anbeter nichts weiter als ein Gefühl des tiefsten Mitleids und der größten Dankbarkeit empfand. Denn er kannte seine Frau am besten und wußte, daß sie viel zu kühl und klug war, um sich im Ernste zu verlieben. Ihre Temperamentlosigkeit, die er in früheren Jahren beklagte, war ihm die beste Gewähr für ihre Treue. So lächelte er nur über die verzweifelten Anstrengungen des kleinen Elbinghaus und war ihm dankbar, weil seine knabenhafte Torheit die Gattin in rosiger Laune erhielt. Denn, wenn Frau Uda nicht ihre rosige Laune hatte, so konnte sie — na, sagen wir mal — recht wenig nett sein.

Aber, wie gesagt, der gute Elbinghaus wußte das nicht und litt schmerzlich unter seiner Verderbtheit. Es war doch auch schließlich keine Kleinigkeit, eine verheiratete Frau anzubeten.

Und dann vor allem die Geschichte mit der Elli! Das Herz krampfte sich dem braven Elbinghaus jedesmal zusammen, wenn er an Elli dachte, mit der er sich doch sozusagen heimlich verlobt hatte. Und die er nun so nichtswürdig verriet!

Das waren so die Hauptpunkte, die ihn zu keinem reinen Glück bei seiner schlimmen Liebesgeschichte kommen ließen. Denn er war wirklich ein guter Junge und nahm sich seine Schlechtigkeit sehr zu Herzen. So sehr, daß aus dem frischen, netten Kerlchen ein schweigsamer, reizbarer Geselle wurde.

Das letztere besonders, wenn man ihm die Augen über seine Angebetete öffnen wollte und ihm zart andeutete, daß er für die herzlose Frau nichts weiter als eine neue Nummer auf ihrer Eroberungsliste wäre.

So gewissermaßen ein Stalp, der an ihrem Gürtel baumelte.

Nun, das war gewiß nur Neid von den anderen, weil die elegante Frau nicht ihnen selbst entgegenkam. Er hatte doch auch Augen, um zu sehen, und war alt genug, um sich selbst ein Urtheil zu bilden. Er mußte doch schließlich besser wissen als die anderen, ob und wie diese Frau ihn liebte.

Der brave Elbinghaus hatte natürlich von seinem Standpunkt aus ganz recht, daß er sich krampfhaft die Binde vor den Augen festhielt, die ihm die anderen wegreißen wollten. Er hatte sich, seiner Meinung nach, das unschuldige weiße Kleidchen seiner Seele hoffnungslos befleckt und wollte nun auch wissen wofür.

Aber es bekam ihm wirklich nicht gut, und wenn ich sein blaßes Gesicht mit den unruhigen, flackernden Augen sah, faßte mich der helle Zorn auf die gefallsüchtige Frau. Als ich sie aber deshalb einmal zur Rede stellte — ich bin wirklich ein unglaubliches Menschenkind — sah sie mich spöttisch an und antwortete nur die drei Worte: „Eifersüchtig, kleine Frau?“

Und diese infame Person hatte ich einmal bemitleidet! Na, warte, mein Täubchen!

Ich kaufte mir also den kleinen Elbinghaus und redete vorsichtig, doch mit Engelszungen. Vor allem von seiner Elli, von der er mir einmal in einer schwachen Stunde berichtet hatte. Er preßte die Lippen zusammen, um die aufsteigenden Tränen zurückzudämmen, im übrigen aber starrte er finster und schweigsam vor sich hin. Fast hätte ich erboßt gesagt: „So laufe hin, du störrisches Langohr, und renne dir noch ganz deinen Schädel ein!“ Trotzdem tat er mir leid, denn er kam mir wie ein unglückliches Schäfchen vor, das sich hoffnungslos verstriegen hat und nun beim besten Willen den Rückweg nicht mehr finden kann.

Wir schieden also kühl voneinander, doch ich war

der Überzeugung, daß er mir innerlich recht gab und Frau Adas Liebesjoch bereits selbst als drückend empfand. Und ich hoffte zuversichtlich auf seine bessere Einsicht, zumal Frau Ada so unklug war, ihn mehr und mehr die vorzügliche Dressur und seine Schau- stellung vor einem p. p. Publikum fühlen zu lassen.

Da aber nahm die Sache eine unverhoffte Wendung, indem der Gemahl Frau Adas eines Tages die un- liebenswürdige Rücksichtslosigkeit beging, in der Ro- mödie nicht mehr mitzuspielen, sondern an einer hef- tigen Lungenentzündung zu versterben. Da Frau Ada im großen und ganzen mit ihrem Mann nicht schlechter gelebt hatte, als viele Frauen es tun, so war die Seelenstärke und edle Fassung bewunderns- wert, mit der sie den schweren Schicksalschlag ertrug.

Blonde Frauen mit weißer Haut, denen Schwarz gut steht und die ein eigenes, hübsches kleines Ver- mögen besitzen, zeigen oft in solchen Fällen eine edle Fassung. Hinter diese Weisheit kam ich aber erst später, und damals bei dem raschen Tod des lebens- frischen Mannes war ich, alle Feindschaft vergessend, ganz Mitleid für die Witwe.

Die Frau konnte sein, wie sie wollte, aber dieses plötzliche Getrenntwerden mußte auch sie hart und schwer empfinden. So machte ich mich denn so bald als tunlich auf, um Trost und Hilfe zu bieten, soweit dies in meinen schwachen Kräften stand.

Mein Mann begleitete mich noch ein Stück Weges und sagte besorgt: „Löse dich nicht in deine Bestand- teile auf vor Mitleid, liebes Kind! Wir haben sonst, da der gute Elbinghaus daselbe zu tun beabsichtigt, den Verlust von zwei Menschenleben zu beklagen. Der Unglückswurm nämlich hält es nun für seine Pflicht, sein junges, blühendes Leben dieser alten Pflanze zu

weihen. Auf deutsch: er will, wie er mir im Vertrauen gestanden hat, nach Ablauf des üblichen Trauerjahres die Witwe mitsamt den erwachsenen Kindern heiraten. Ich habe ihm natürlich dringend abgeraten und ihm angedeutet, er sei ein Esel. Aber er machte ein Gesicht wie ein verzückter Märtyrer und quasselte allerlei Gemeinplätze. Er empfindet das, wie es scheint, selber als Buße. Mir kommt sie für den dummen kleinen Kerl zu groß vor. — Na, leb wohl, Kleines!“

Ich ging nachdenklich weiter, um dann auf der Treppe des Trauerhauses richtig mit Elbinghaus zusammenzutreffen.

Wir stiegen, uns schweigend grüßend, gemeinsam empor, und das Mädchen mochte unser Kommen gehört haben, denn es öffnete bereits, ohne unser Klingeln abzuwarten, die Flurtüre und führte uns in das Empfangszimmer.

Uns beiden stand nicht nach gleichgültigen Reden der Sinn, und wir ließen uns wortlos nieder, das Erscheinen der Witwe abwartend.

Aber das Mädchen mochte uns aus wer weiß welchen Gründen nicht gemeldet haben. Denn wir hörten mit einem Male im Nebenzimmer, das nur durch einen schmalen Vorhang von unserem getrennt war, die klangvolle Stimme von Frau Uda sagen: „Mein Himmel, Luzie, wie steht dir doch Schwarz abscheulich!“

Darauf Luzie prompt: „Weil ich mich nicht schminte wie du, Mama!“

„Du magst es ruhig tun, Kind, ich wehre es dir nicht. Dein Aussehen wird entschieden gewinnen, wenn du etwas Rot auflegst. Trotzdem ist es gut für dich, wenn du bald wieder helle Toiletten tragen kannst.“

„Sag mal, Mama, werden wir uns nun eigentlich bedeutend mehr einschränken müssen?“

„Etwas immerhin, Kinder, und ich empfehle euch daher sehr, die sündhaft teuren Traueroiletten recht zu schonen.“

„Hör mal, Mama, wie wäre es eigentlich, wenn du den kleinen Elbinghaus heiraten würdest? Ich habe einmal läuten hören, seine Eltern wären zwar einfache Leute, sie besäßen aber ein sehr hübsches Vermögen. Man müßte sich natürlich zuvor erkundigen.“

Elbinghaus sprang unwillkürlich auf, und ich hielt einen Augenblick den Atem an, so neugierig war ich auf Frau Adas Antwort.

Die aber sagte zunächst gar nichts, sondern sie lachte. Riesig melodisch lachte sie. So in Skalen — immer einen Ton höher ansetzend und dann die Tonleiter abwärts — wirklich hübsch!

Dem guten Elbinghaus aber klang es durchaus nicht hübsch, denn er stand wie erstarrt, als hätte ihn das Lachen verzaubert.

Und dann fand endlich Frau Ada die Sprache wieder: „Liebe Luzie, du bist doch, trotz deiner acht-zehn Jahre, noch ein richtiges Bähschaf. Merke dir also für später: Ein jugendlicher Anbeter ist für eine Frau über die dreißig unbedingt notwendig, denn das gibt ihr das nötige Relief. Es vervollständigt sozusagen ihre Erscheinung und steht ihr so gut wie ein tadellos sitzendes, elegantes Kleid. Wenn sie aber einen um zwölf Jahre jüngeren, grünen Jungen heiratet, so macht sie sich lächerlich. — Doch es wäre der Plan zu überlegen, ob nicht du vielleicht den kleinen Elbinghaus nimmst, natürlich nur, wenn wir sehen, daß wir durchaus nicht mit den Zinsen reichen. Er frißt mir ja aus der Hand, und wenn ich's ihm be-

fehle, verliebt er sich auch in dich. Aber den kleinbürgerlichen Schwiegervater müßtest du freilich hinwegsehen.“

Und nun muß ich zu meiner Schande gestehen, daß ich der Situation nicht gewachsen war; denn, anstatt zu sagen: „Wir haben eigentlich recht gutes Wetter für die Jahreszeit, finden Sie nicht auch, Herr Elbingshaus?“ — oder sonst etwas Interessantes dieser Art zu reden, schaute ich nur voll herzlicher Teilnahme auf den jungen Menschen.

Und dann wurde mir angst, als ich sein blaßes, verstörtes Gesicht sah, aus dem mich die Augen ganz hinterfönnig anblickten.

Plötzlich stürzte er nach der Tür, ohne sich auch nur nach mir, sowie nach seinem Hute umzusehen. Und ich mit diesem voller Aufregung hinter ihm drein. Weniger freilich, weil ich eine Erkältung für sein unbedecktes Haupt fürchtete, als weil ich an eine alte Frau dachte, die in Gefahr war, ihren einzigen Sohn zu verlieren.

So lief ich an dem erstaunten Dienstmädchen und dann auf der Straße an noch erstaunteren Menschen vorbei, bis ich meinen Flüchtling endlich eingeholt hatte.

Der empfand jedoch keine Spur von Dankbarkeit, und anstatt zu sagen: „Ich bin unglücklich, gnädige Frau, daß Sie meinerwegen gänzlich außer Atem sind,“ murmelte er nur: „Ich muß allein sein, ich muß jetzt unbedingt allein sein!“

Das rührte mich aber gar nicht, sondern ich faßte ihn nur um so fester am Armel.

So leitete ich ihn endlich zu einer Bank in einer einsamen Allee, und nun konnte es losgehen.

Es war denn auch ganz so, wie ich's mir gedacht

hatte, obgleich ich mir anfangs die größte Mühe geben mußte, ihn überhaupt zum Reden zu bringen. Dann aber kam's endlich.

Er hatte also „seine Selbstachtung und den Glauben an die Menschheit“ völlig verloren. Und er war sich schon längst „mit seiner Schuld und Schlechtigkeit zum Ekel“, und er hätte schon lange „ein Ende machen sollen“. Und diese grausame Demütigung heute war nur „der letzte überfließende Tropfen in dem schalen, vergifteten Trank“, den er sein Leben nannte.

Na, und was denn solch ein kleiner dummer Junge mit einem überempfindlichen Gefühl noch sonst alles redet. Ich war heilfroh, daß er sich überhaupt aus-
tobte, und ließ ihn zunächst einmal sprechen, obgleich er mit den unglaublichsten Redensarten gegen sich wütete.

Als endlich von seinem inneren Menschen nur noch die Felsen und zersplitterten Knochen übrig waren, begann ich das ganze Gemengsel zu besichtigen und das Brauchbare sorgfältig zusammenzulesen. Und zuletzt stand er vor seinen erstaunten Blicken wieder leidlich heil und ganz da — nicht schlechter und nicht besser als andere in seinem Alter. Nur ein bißchen weicher im Teig — sonst aber, wie gesagt, ganz brauchbar.

Während meiner Verteidigungsrede — ich muß in siebzehn Seelenwanderungen stets auch als sechsundzwanzigjähriger Jüngling auf Erden gewandelt sein, so gut kannte ich mich in solchen Sachen aus — verloren seine Augen immer mehr den unsteten, flackernden Blick. Endlich, als ich ihn bat, doch auch einmal an seine Mutter zu denken, der er um einer toletten Frau willen solches Leid hatte antun wollen, stürzten ihm die Tränen aus den Augen. Da er noch sehr jung war,

so schämte er sich natürlich entsetzlich darüber, ich aber finde seitdem Männertränen durchaus nicht mehr lächerlich. Sie sind nur seltener und wertvoller als die von Frauen.

So hatte ich denn endlich das zerknitterte, zerknüllte Selbstgefühl und damit auch den neuen Lebensmut meines Schütlings wieder einigermaßen aufgefrißt. Doch als Dämpfer für die riesenhafte Hochachtung, die ich ob meines Erfolges vor mir selbst empfand, mußte ich unglücklicherweise von seiner Elli und seiner baldigen Verlobung mit ihr reden.

Das war eine nette Bescherung! Der Unglücksmensch nämlich hatte schon vor ein paar Wochen der Armen seine Verworfenheit und Untreue gestanden und ihr das Wort zurückgegeben. Zwar mit zerrissenem Herzen, wie er sagte, doch der Effekt blieb derselbe. Nun konnte ich mit meinen Trostreden wieder von vorne anfangen, obgleich ich diesmal wirklich ärgerlich war. Denn die Sache mit Elli schien in der That schlimm.

Zimmerhin aber erreichte ich, daß er mir sein Ehrenwort gab, dieses Erdental nicht frei- und böswillig zu verlassen, sondern sein „verpufschtes Leben“ weiterzuschleppen. Vor allem aber mußte er mir schwören, die schöne Frau Alda künftig wie die Hölle zu meiden.

Diese Warnung vor dem Feuer war durchaus nicht so unnötig, wie sie dem gebrannten Rinde zuerst scheinen wollte. Denn Frau Alda setzte Himmel und Erde in Bewegung, um den verlorengegangenen Stalp wieder an den Gürtel hängen zu können. Ich aber war wachsam und steifte dem Delinquenten immer von neuem das Rückgrat.

Schließlich kam ich zu der Überzeugung, daß hier dauernd nur schärfere Mittel helfen würden. Deshalb sagte ich eines Tages so nebenbei zu meinem Gatten:

„Du, lieber Mann, es ist dir doch recht, wenn ich mir zur Auffrischung meiner angegriffenen Nerven einmal ein junges Mädchen einlade?“

Mein Mann ist wirklich bedeutend schlauer als die meisten Männer. Er hob mir das Kinn in die Höhe, blickte mir eine Weile in die Augen und sagte dann nur: „Kleines, laß die Finger davon, du könntest sie dir verbrennen!“

Zum Schluß aber gab er doch nach, und so schrieb ich denn einen langen, ausführlichen Brief an Fräulein Elli Wagner und lud sie zu uns ein.

Erleichtert klebte ich den Brief zu — ich hatte nun in dieser Sache das Meine getan. Wenn diese Elli trotz meiner ergreifenden Darstellung nicht kommen und dem kleinen Elbinghaus verzeihen wollte, so war sie ein Schaf, und er verlor nicht viel an ihr.

Aber sie kam! Und ich hatte meine helle Freude an dem verständigen, frischen, sonnigen Mädel.

Der geehrte Leser aber muß sich die Szene, als sich der gute Elbinghaus und seine Elli wiedersehen und glücklich in die Arme sanken, selbst ausmalen. Denn rührende Liebeszenen liegen mir nicht, und ich vermeide sie deshalb grundsätzlich.

Zum Lohne übrigens für meine Verdienste bat ich mir von dem glücklichen Bräutigam nichts weiter aus, als daß er seine Verlobung Frau Uda nicht durch eine gedruckte Anzeige, sondern in einem Briefe anzeigte, den ich ihm diktirte. Der Brief aber lautete:

„Sehr verehrte gnädige Frau!

Zugleich mit diesem Briefe geht meine Verlobungsanzeige in die Welt. Es ist mir aber gänzlich unmöglich, Ihnen, gnädige Frau, die Sie mir stets ein so mütterliches Wohlwollen erwiesen, nur die gedruckte Anzeige zu senden, da ich weiß, wie sehr Sie an meinem

Glücke teilnehmen. Mit der herzlichsten Bitte, meine liebe, verehrte mütterliche Freundin, Ihr gütigst erwiesenes Wohlwollen auch auf meine Braut übertragen zu wollen, bin ich mit vorzüglichster Hochachtung

Ihr ergebener

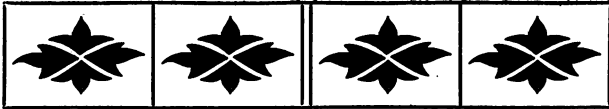
Franz Elbinghaus.“

So! Die „mütterliche Freundin“ war meine Rache für ihr einstiges: „Eifersüchtig, kleine Frau?“ Ich wußte, daran würde sie lange kauen, bis sie es hinuntergewürgt hatte. Damit ihr aber kein Zweifel blieb, wem sie es verdankte, schrieb ich die Adresse des Briefes mit meiner Handschrift.

Seitdem zieht sie, wenn von mir gesprochen wird, die Lippen ganz schmal und sagt: „Ach, Sie reden von dieser Frau Ella Behle! Ich kann Ihnen sagen, das ist eine kleine Schlange!“

Worauf ich ganz stolz bin, denn es liegt Anerkennung in den Worten.





Bergbau auf Spitzbergen.

Von Dipl.-Ing. Hans Wettich.

Mit 12 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

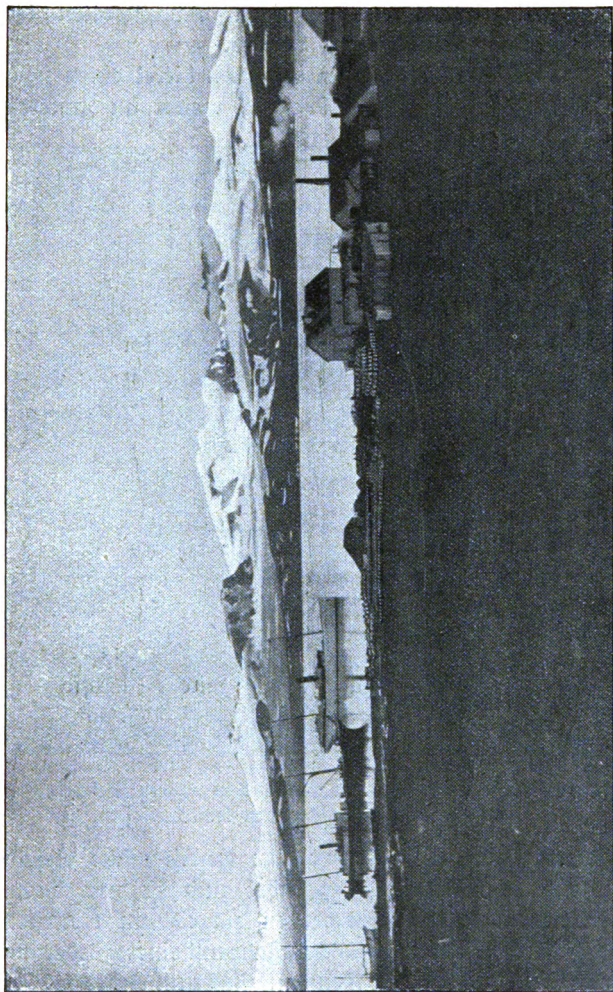
Für den Laien ist Spitzbergen fast unvermittelt in den Gesichtskreis getreten. Zuerst durch die Fahrten deutscher und norwegischer Vergnügungsdampfer und dann durch die Spitzbergenkommission im letzten Sommer, die geschützte Besitzverhältnisse und eine Gerichtsbarkeit für dies Niemandland schaffen sollte. Auf der einen Seite hörte man von der märchenhaften Schönheit seiner stillen Fjorde, seiner aus dunkelgrünen Wogen aufsteigenden, unter der Pracht der Mitternachtsonne karminrot und violett schimmernden, von weißen Gletscherkronen bedeckten Gebirge, und dann erfuhr man von finsternen Bergwerksstollen, deren schwarze Firste und Stöße von weißen Eiskristallen geschmückt sind, hörte, daß Hunderte von Bergleuten die ganze dunkle Polarnacht, von allen Menschen durch eine endlose Eiswüste getrennt, auf der Insel verharrten und aus der Tiefe der Gebirge Rohle jutage förderten.

Und wirklich erscheint Spitzbergen in den Abrechnungen über die Weltkohlenproduktion schon für 1908 mit 2464 Metertonnen bester Steinkohle. Von Jahr zu Jahr hob sich seine Förderung, heute hat die Spitzbergenkohle an der ganzen Nordwestküste Norwegens wegen ihres billigeren Preises die englische Rohle verdrängt, und der Tag ist vielleicht nicht mehr

fern, da in Norwegen wieder Hochöfen in großer Zahl Eisen aus heimischen Erzen erblasen und da das Nordland mit seinen reichen Erzlagern seine frühere Stellung als eisenerzeugendes Land wieder erlangen wird.

Außerordentlich reich sind die bisher nur zum geringsten Teil an der Oberfläche festgestellten Kohlenlager auf Spitzbergen, und jeder, der will, kann sich dort ein Bergwerk gründen, denn alles Land ist frei, es sei denn, daß man es einzäune und jährlich darauf arbeite. Festgestellt sind Kohlen in der Groß- und Ringsbai, im Kohlenhavn, an vielen Stellen des Eisfjords, im Bellfund, auf dem Prinz-Karl-Vorland und anderen Punkten der Inseln. Am zugänglichsten sind sie am Eisfjord. Dort holten sich schon längst die Walfänger am Kap Staratschin ihre Kessellohle. Ganz prächtig sind hier die weißen Schneefelder zu beiden Seiten der Bucht. Aber geht man den Strand entlang, so stößt der Fuß auf rundgeschliffene Kohle in ungezählter Menge und in jeder Größe, die der Frost aus den Hängen der Berge losbricht und die das wandernde Gletschereis herniederführt. Das ist namentlich in der ersten Bucht auf der Südseite des Eisfjordes in Green Harbour der Fall, einem Hafenplatz, der für das Leben unserer Kinder eine gewisse Bedeutung erlangt hat, denn hier hat sich eine Transiederei angesiedelt, für deren große Produktion die auf unserer ersten Abbildung erkennbaren langen Reihen von Fässern einen Beweis liefern. Ihre Kohlen gräbt sich die Walfstation selbst nur wenig höher an der Berghalde.

Wenn die Walfänger neue Beute gebracht haben, dann sind hier alle Hände tätig, dann verpestet die Fabrik auf weit hinaus die Luft und unterbricht



Phot. von Adolf Bleichert & Co., Leipzig.

1. Uferlandschaft von Green Harbour mit der Walfstation im Vordergrund.

eigenartig mit ihren mächtigen Dampfwolken die unberührte Schönheit des Landes.

Für die Kohलगewinnung selbst bietet einen noch günstigeren Punkt die Adventbai weiter im Inneren

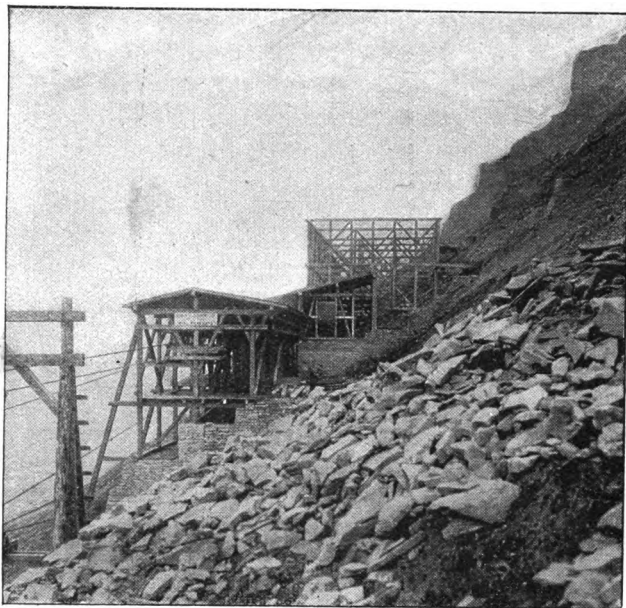


Phot. von Adolf Bleichert & Co., Leipzig.

2. Walfstation in Green Harbour in vollem Betrieb, von der gegenüberliegenden Küste gesehen.

des Eisfjordes. Dort hat eine amerikanische Gesellschaft ein Bergwerk gegründet und ist mit ihrem Unternehmen auf Spitzbergen zurzeit am weitesten gediehen. Sie rechnet für das Jahr mit einer Förderung von 50,000 bis 60,000 Tonnen. Auf dem anderen Ufer der Bai hat eine englische Gesellschaft eine Grube in Betrieb genommen, die Fangengrube.

Nicht die Gewinnung der Kohle bietet in Spitzbergen die Hauptschwierigkeit, denn die Flöze liegen an vielen Stellen offen zutage und der Abbau ist innerhalb der Frostrinde leicht durchzuführen. Die Haupt-



Phot. von Adolf Reichert & Co., Leipzig.

3. Kohlenmagazin vor dem Bergwerk und Beladestation der Drahtseilbahn.

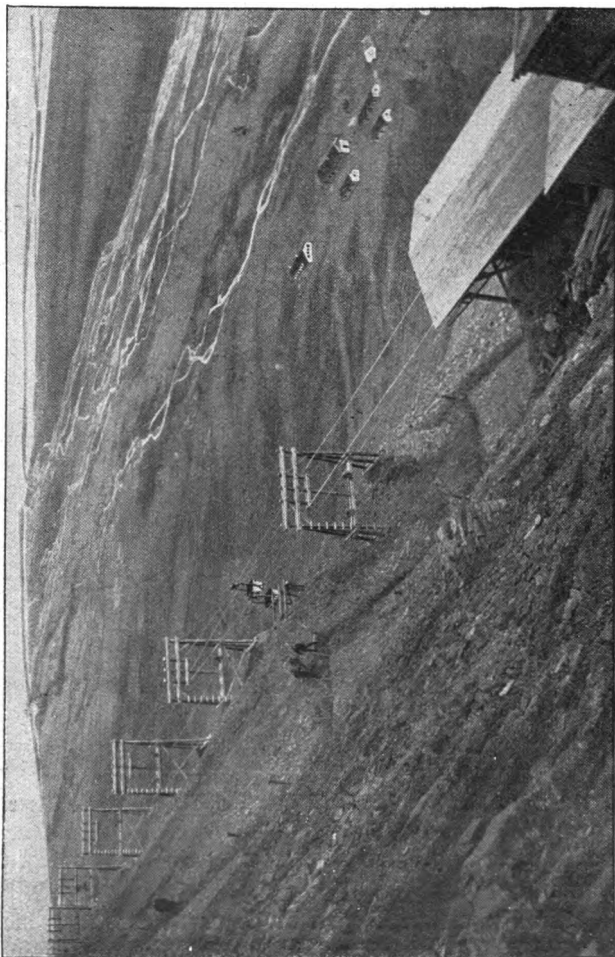
schwierigkeit bildet vielmehr die Verladung der Kohle, denn nur kurze Zeit im Sommer ist das Meer eisfrei, und in dieser knappen Zeit müssen die Dampfer der Gesellschaft die ganze Sommer- und Winterförderung abfahren, sie müssen also ihre Beladezeiten auf das äußerste einschränken. Ein Mittel, wie es die englische Fangengrube anwandte, die ihre Kohle mit einem

Bremsberg aus 200 Meter Höhe vom Stollen zur See herabbrachte, um sie dann auf Leichter zu verladen und von diesen in die Schiffe überzuholen, mußte also versagen, da es bei dieser Methode viele Tage lang dauern kann, bis ein Dampfer beladen ist.

Die amerikanische Gesellschaft hat daher zu einem anderen Mittel gegriffen; sie läßt ihre Kohle vom Bergwerk aus unmittelbar bis ins tiefe Wasser zu den Dampfschiffen durch eine kühne Drahtseilbahn fördern, durch eine Bahn, die von deutschen Ingenieuren von der großen Drahtseilbahnfabrik von Adolf Bleichert & Co. in Leipzig gebaut wurde.

Vor dem Stollen des Bergwerkes ist hier ein großes Sammelmagazin aufgestellt, in das die Kohle vom Stollenmundloch aus hineingeleitet und aus dem die Drahtseilbahnwagen automatisch beladen werden.

Diesen Füllrumpf zeigt Abbildung 3 im Bau. Davor erscheint die Beladestation der Drahtseilbahn, die mit großer Kühnheit an einem steilen Berghang aufgebaut wurde, dessen Flanken metertief mit angefrorenem Geröll bedeckt sind. Zyklopische Mauern türmen sich empor, die fast alle ohne Sand und ohne Mörtel gebaut wurden, und für die der Raum zu den Fundamenten mit Dynamit herausgeschossen werden mußte. Auf diesen massigen Pfeilern steht das Gebäude, in dem einige Arbeiter die Wagen der Bahn aus Klappverschlüssen füllen, ein Vorgang, der dem Abfüllen von Flüssigkeiten mit Hähnen zu vergleichen ist. Dann zieht sich die Linie mit 16 Stützen und mit einer freien Spannweite von 220 Meter hinab zum Meere, entlang an dem steilen Felshang. Abb. 4 gibt einen Teil der Bahn wieder mit einem beladenen und einem leeren Wagen auf der Strecke; tief unten im Tale, wo sich ein Gletscherbach mit zahllosen Win-

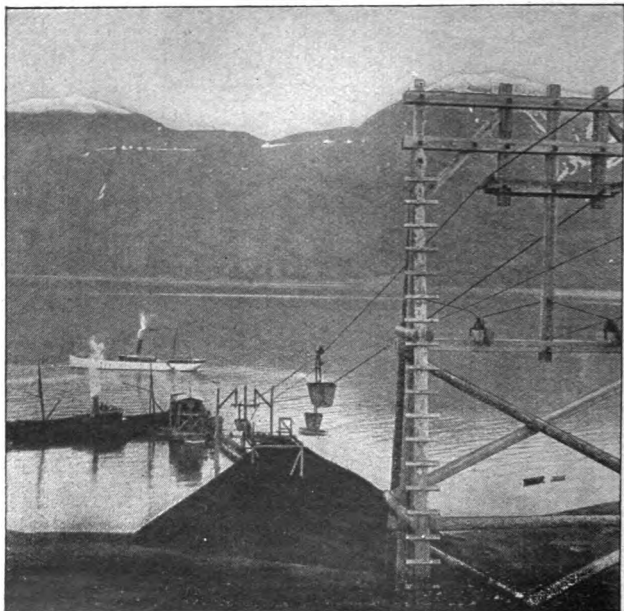


Phot. von Adolf Reichert & Co., Leipzig.

4. Freie Strecke der Drahtseilbahn, im Tale die Häuser von Longyear City.

dungen zum Meere ergießt, sind auf dem Bilde noch einige Arbeiterwohnhäuser und das frühere Hotel in der Adventbai, das jetzige Materialienmagazin des

Bergwerkes, zu erkennen. Vom Ufer aus setzt dann die Drahtseilbahn mit einer freien Spannweite von 250 Meter kühn über zu der Beladestation der Schiffe, die im freien und tiefen Wasser aufgebaut ist und



Phot. von Adolf Bleichert & Co., Leipzig.

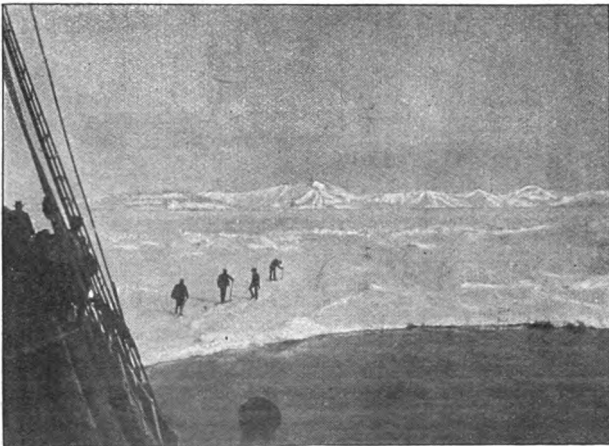
5. Übergang der Drahtseilbahn zur Aufladestation im Meer.

vor der die größten Dampfer gefahrlos anlegen können.

Hier kippen die Wagen in Schurren aus, über die die Rohlen leicht und schnell in den Schiffsraum gleiten, so daß Dampfer von 2000 bis 3000 Tonnen Ladegewicht in längstens zwei Tagen bei ununterbrochener Rohlenförderung beladen werden können. Abb. 5

bietet eine Aufnahme dieser interessanten Partie der Linie und zeigt die Beladung eines großen Kohlendampfers, auf dessen Abfertigung bereits ein schlanker Vergnügungsdampfer wartet. Der große Kohlenhaufen im Vordergrund des Bildes ist ein Teil der Bergwerkswinterförderung, die von der Drahtseilbahn auf freier Strecke an der Küste abgestürzt wird, um dann im Frühjahr und Sommer ebenfalls in die Schiffe verladen zu werden.

Rühn und trotzig steht die Anlage da, ein schönes Zeichen deutscher Ingenieurkunst, und kaum sieht man es den Bauwerken an, welche Mühe die Aufstellung verurfachte. Die angestrengte Arbeit zweier Sommer



Phot. von Adolf Belschert & Co., Leipzig.

6. Am Rande des festen Eises vor dem Bergwerk.

war notwendig, um das Werk zu vollenden. 1908 wurden die ersten Stützenfundamente gebaut und die ersten Stützen aufgestellt. 1909 ging der Dampfer, der die Baumaterialien und die Mannschaft zum

Bergwerk bringen sollte, schon am 1. Mai von Trondhjem aus gen Norden durch Eis und Sturm, und trotz des Abratens der ihm begegnenden Walfischfänger drang er immer weiter vor. Sieben Tage kämpfte er gegen



Phot. von Adolf Bleichert & Co., Leipzig.

7. Schlittentransport über das Packeis.

die mächtigen Treibmassen an, bis er doch wieder zur Umkehr gezwungen wurde. Aber dann schlossen sich die Schollen um ihn, und er saß vier Tage lang in den kristallinen Fesseln gefangen, bis es ihm gelang, in dreitägiger Reise nach Hammerfest zu kommen. Die Freude der Besatzung und der Arbeiter war, wie man leicht nachfühlen kann, groß, und es wurde nach Einholung der polizeilichen Erlaubnis, denn Hammerfest liegt in einem Kulturstaat, ein Ball arrangiert mit den Schönen der Stadt, der einen sehr fröhlichen Verlauf nahm, hatte man doch nach gefahrvoller Reise wieder festen Boden unter den Füßen!

Zwei Tage nur hielt sich der Dampfer hier auf und nahm am 16. Mai wieder den Kurs zu seinem Ziel, aber diesmal auf einem westlichen Umweg, auf

dem nach fünf Tagen Spitzbergen in Sicht kam. Da traf er wieder auf einen Eisgürtel, durch den er sich acht Tage lang auf achtzig Meilen mühsam seinen Weg bahnte, bis er auf offenes Wasser gelangte, auf dem er in den Eisfjord eindringen konnte.

Kurz vor dem Ziel war jedoch das Eis so stark, daß es der Dampfer nicht mehr brechen konnte; da sich aber in der Ferne die Gletscherhöhen mit dem Bergwerk zeigten, beschloß man, den Weg zu Fuß über das Eis zurückzulegen. Die Abb. 6 zeigt, wie vier Pfadfinder vorausgehen und das Wagnis unternehmen, während die Mannschaft des Schiffes und die Kameraden dicht gedrängt an der Reling auf dem Bauholz



Phot. von Adolf Fleischer & Co., Leipzig.

8. Ponyschlitten mit Lebensmitteln.

stehen und wünschen und hoffen, daß die kühnen Pioniere nicht in einer Spalte im gurgelnden grünen Wasser des Eismeeres versinken. Man schätzte den Weg auf gut drei bis vier Stunden. Aber die klare Luft

Spitzbergens machte jede Entfernungsschätzung zuschanden: mehr als sieben Stunden strammen Marsches dauerte die Wanderung bis zur Küste, wo die Winterbelegschaft des Bergwerkes mit unbeschreiblicher Freude auf die erste Runde vom Lande der Menschen harnte.

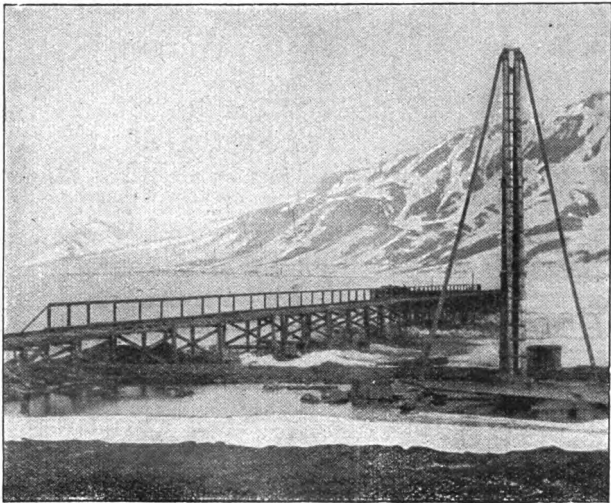


Phot. von Adolf Bleichert & Co., Leipzig.

9. Ponymstall auf dem Padeis.

Weil keine Aussicht war, mit dem Dampfer näher an die Küste heranzukommen, und da das Schiff wieder zurück nach Norwegen mußte, um weitere Lebensmittel und noch mehr Arbeiter als Sommerbelegschaft für das Bergwerk zu holen, so zwangen die Verhältnisse dazu, alle Bahnteile und Vorräte auf das Eis zu bringen, um so auf Schlitten den weiten Transport bis zur Küste durchzuführen. Alle Mann mußten da helfen, um den schwer bepackten Schlitten zu ziehen (s. Abb. 7) und den ersten Weg zu bahnen.

Man hatte jedoch mit der Möglichkeit, daß die Rüste von einem Eisgürtel umschlossen sein würde, gerechnet und deshalb zur Herstellung einer Verbindung zwischen Schiff und Gestade ein Pony mitgebracht, dem dann die Hauptarbeit im Schlittenziehen zufiel (s. Abb. 8). Des Nachts mußte aber dieser treue Mitarbeiter bei der Errichtung der Drahtseilbahn mit einem Stall fürlieb nehmen, wie man solchen wohl kaum jemals für ein Pferd benützt hat: das Pony mußte sich mit einer Riste begnügen, die mit einem



Phot. von Adolf Reichert & Co., Leipzig.

10. Pfahlrost für die Endstation der Drahtseilbahn
in der Adventbai.

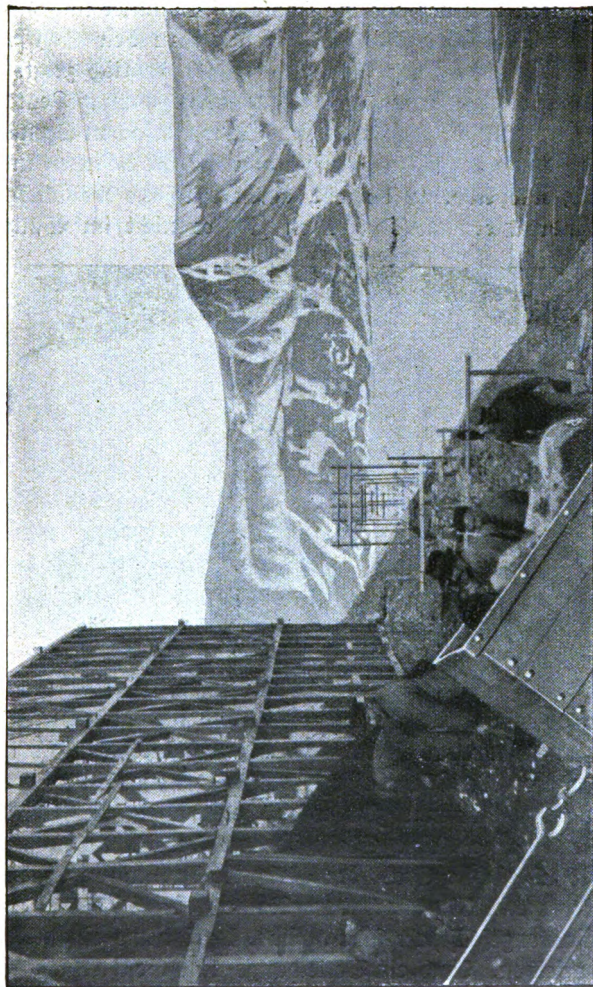
Segel bedeckt wurde. Trotzdem fühlte sich das Tier aber wohl in seinem Heim und fraß mit Behagen sein Heu.

Sobald alles Baumaterial an Land gebracht war,

ging es an die Arbeit, um die kurze Sommerzeit auszunützen. Löcher wurden mit Dynamit in das meterstarke Eis geschossen und der Rammbock darüber gestellt, um die Pfähle für die Gründung der Verladestation in den steinigen Meeresboden zu treiben. Abb. 10 gibt den Stand der Arbeiten nach Vellendung des Pfahlrostes für die Endstation in der Adventbai wieder. Für die Fundamente an Land konnte die Geröllschicht am Gebirgshang etwa 20 Zentimeter tief, so weit der Boden unter der Sonnenbestrahlung auftaute, weggeschafft werden, dann mußte man auch hier die Gruben mit Dynamit ausschließen. Die Beförderung der Teile der Antriebsstation auf den Berg hinauf war sehr schwierig und wurde namentlich durch die herabfallenden Steine gestört, die sich unter den wärmenden Strahlen der Sonne lösten. Aber mit Hilfe eines provisorischen Aufzuges und schlittenartiger Unterlagen aus Holz, die hinter den Teilen weggenommen und vor ihnen wieder aufgebaut wurden, gelang auch diese Aufgabe, wofür Abb. 11 ein anschauliches Bild liefert. Alle Teile, bei denen Mörtel verwandt wurde, mußten durch aufgelegte Tücher vor der Kälte geschützt werden.

Als dann die Stützen und Bauwerke standen, wurden die Seile aufgelegt, wofür man im Meere Flöße herzurichten hatte.

So glückte es bei schwerer Arbeit, das Werk im Jahre 1909 fertigzustellen und dem Bergwerk die Möglichkeit zu geben, den Betrieb auch während des Winters durchzuführen. Denn den Winter über bleibt dort eine Belegschaft von etwa zweihundert Mann zurück. Da nun der Kohlenbehälter vor dem Bergwerk die Föderung dieser Leute nicht aufnehmen kann, wird unter der Drahtseilbahn vor dem Strand eine Halde aufge-



Phot. von Adolf Blenker & Co., Leipzig.

11. Aufbau der Drahtseilbahn: Beladestation vor dem Bergwert.

schüttet, von der aus die Kohle im Sommer mit Hilfe einer Rollbahn über den Pfahlrost zu den Schiffen gebracht wird, was Abb. 5 besonders deutlich zeigt.

Die Arbeiter wohnen zu acht bis zwanzig Leuten zusammen in Häusern, die aus einer vierfachen Spundbohlenwand mit zwischengelegter Pappe bestehen und die, wie Abb. 12 beweist, einen durchaus wohnlichen Eindruck erwecken. Frauen gibt es nicht im Winter



Phot. von Adolf Meichert & Co., Leipzig.

12. Arbeiterwohnhaus auf Spitzbergen.

auf Spitzbergen, daher wählen sich die Hausgenossen einen Barackenchef, der die Wohnung reinigt und heizt und der das Essen besorgt, das aus Konserven besteht; nur im Sommer gibt es wöchentlich einmal Fleisch. Eine ganze kleine Stadt ist dort bereits entstanden, die nördlichste Stadt der Welt, die den stolzen Namen Longyear City nach dem Namen des Direktors der Grubengesellschaft führt. Abb. 4 zeigt uns einen Teil derselben. Auch ein Bekleidungs- und Geschirrmagazin befindet sich dort und die Villa des Betriebsleiters.

Die Löhne der Arbeiter sind entsprechend den

Entbehrungen, denen sie sich unterziehen müssen, verhältnismäßig hoch, sie betragen bei freier Wohnung und Beköstigung $3\frac{1}{2}$ bis $5\frac{1}{2}$ Kronen, und das Leben ist, namentlich im Sommer, nicht bar aller Abwechslung, denn dann kommen die zahlreichen Touristendampfer, die Walfischfänger und die Rohlendampfer. Im Winter ist es freilich still. Da spielt sich das Leben in den Hütten ab und in den Tiefen des Bergwerkes. Dann flammt über allem das magische Nordlicht, während sich in den Holzhäusern die Leute bei elektrischer Beleuchtung mit der Ziehharmonika die Freischicht vertreiben und auf die Wiedertekehr der Sonne und auf die Rückkehr nach der Heimat warten. —

Für Norwegen ist diese erste blühende Unternehmung auf Spitzbergen von großer Bedeutung, ist doch die Spitzbergentohle wesentlich billiger als die englische Rohle und ergibt sich doch dadurch schon jetzt die Möglichkeit, die Holzbestände nicht nur zum Verfeuern, sondern im Verkauf an das Ausland weit nutzbringender zu verwerten.

Daß bei dieser kühnen Unternehmung, die in den unwirtlichsten Gegenden segensreiche Arbeitsgelegenheit geschaffen hat, deutsche Ingenieurkunst wesentlich zum Erfolg beigetragen hat, muß uns mit berechtigtem Stolz erfüllen, und wir müssen es der Firma Adolf Bleichert & Co. in Leipzig danken, daß sie auch auf den eisgekrönten Binnen des hohen Nordens ein glänzendes Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Ingenieurkunst aufgestellt hat.





Mannigfaltiges.



(Nachdruck verboten.)

Eine folgenschwere Hofenrolle. — Kaiser Wilhelm I. war wie alljährlich zur Kur in seinem geliebten Ems eingetroffen und besuchte gleich am ersten Abend die Vorstellung im dortigen Pavillontheater. Auf dem Theaterzettel stand die Komödie „Größenwahn“ von Julius Rosen. Eine junge Wienerin hatte darin die Rolle eines sechzehnjährigen Jungen zu spielen, und es war ihr dazu ein neues elegantes Knabentostüm bestellt worden, mit dem aber unglücklicherweise der Schneider sie im Stiche ließ. Sie wartete in tödlicher Unruhe und mußte schließlich in einer Toppe und einem Beinkleid auftreten, das der Regisseur einem Theaterlaufburschen im letzten Moment eigenhändig vom Körper gerissen hatte, weil kein längerer Aufschub mehr möglich war. „Konrad“, so hieß der darzustellende angehende Jüngling, mußte damit auf den weltbedeutenden Brettern erscheinen, wenn das Stück seinen Fortgang nehmen sollte.

Mit welcher unbehaglichen Empfindungen die junge Schauspielerin in dem ihr aufgezwungenen Kostüm auftrat, in dem sie sich eingezwängt fühlte wie in einen Schraubstock — das kann sich jeder leicht vorstellen. Indes half ihr das Interesse an ihrer Rolle bald über das Unbehagen hinweg, und nach einiger Zeit kam ihr wohlthuend zum Bewußtsein, daß sogar die engen Beinkleider sie nicht mehr so quälten wie zuerst. Schließlich geriet sie in Feuer und vergaß ganz und gar das unglückliche Kostüm, in dem sie steckte.

Darüber kam sie an eine Stelle des Lustspiels, wo der Sechzehnjährige sich tief in die Brust zu werfen hat mit dem Ausrufe: „Ich fühle wie ein Mann, wie ein Held!“ Indem die

junge Schauspielerin mit Feuer und Energie in Haltung wie Gebärde die ersten Worte dieses Ausrufs hervorstieß, hörte sie zu ihrem nicht geringen Entsetzen ein verdächtiges Geräusch hinter sich, wie wenn irgendwo Stoff zerrissen würde. Eingegenommen von ihrem Spiel, hatte sie aber auch diesen Eindruck rasch wieder vergessen. Hochaufgerichtet trat sie einige Schritte weiter nach vorn und fügte mit erhobener Stimme den zweiten Teil des Satzes hinzu: „Wie ein Held!“

Zufällig traf dabei ihr Blick die Kaiserloge. Da sah sie den greisen Monarchen so recht von Herzensgrund lachen. Mit demselben Blicke nahm sie wahr, daß auch die übrigen Insassen der Logen sich einer kaum zu zügelnden Heiterkeit überließen, und daß die Damen sich hinter ihre Fächer versteckten, um desto ungenierter lichern zu können. Ihr kam diese allgemeine Lustigkeit nicht eben angebracht vor; sie hatte aber keine Zeit, sich mit Betrachtungen aufzuhalten, sondern fuhr in ihrer Rolle fort: „Offen will ich vor jedermann hintreten!“

Raum, daß diese Worte laut geworden waren, da brach ein unaufhaltbares Gelächter im ganzen Hause aus. Bestürzt warf sie einen Austunft heischenden Blick ins Parkett. Da fiel es ihr auf, daß die sämtlichen Augen der Zuhörerschaft an einem Punkte ihrer unteren Extremitäten zu hängen schienen. Sie griff nach ihren geborgten Hofen, und nun hatte sie den Schlüssel zu der auffallenden Lustigkeit in Händen. „Offen“ wollte sie vor jedermann hintreten, wie sie soeben erklärt hatte. Dazu brauchte sie sich keine besondere Mühe zu geben, das hatten die allzu knappen Hofen von selber besorgt, indem sie einfach aufgeplatzt waren. Mit einem langen klaffenden Riß in der Hüftengegend stand sie da vor ihrem Publikum!

Außer sich vor Schrecken und Beschämung preßte sie die Hände vors Gesicht und stürzte hinter die Kulissen und in ihr Ankleidezimmer. Die herzuellende Theaterschneiderin bemächtigte sich sofort des verunglückten Kleidungsstückes, um den Riß in aller Eile zuzuflicken.

„Nie in meinem Leben,“ rief die junge Schauspielerin dem Regisseur entgegen, der sie aufsuchte, „werde ich den Schimpf dieses Abends vergessen.“

„Lassen Sie sich von dem kleinen Unfall nicht zu sehr unterkriegen,“ redete der Beamte ihr zu, „der Kaiser ist zugegen.“

„Das ist's ja gerade!“ rief sie, in neues Schluchzen ausbrechend. „Ich schäme mich ja zu Tode!“

Draußen klopfte jemand an ihre Tür. „Darf ich eintreten?“ fragte eine Stimme. „Ich komme im Auftrage Seiner Majestät, um mit dem Fräulein zu sprechen.“

Man öffnete, und der Generaladjutant des Kaisers, Graf Lehndorff, stand in der Tür.

„Mein Fräulein,“ sagte er, „Seine Majestät gibt sich der Hoffnung hin, daß der kleine Schaden bald ausgebessert sein wird, und daß Sie Ihre Rolle zu Ende spielen werden.“

In diesem Augenblick erschien ein Bote des Schneiders und lieferte mit vielen Entschuldigungen endlich den für „Konrad“ bestellten Anzug ab.

So erfuhr Graf Lehndorff und durch ihn der Kaiser, unter welchen Umständen die arme Künstlerin zu dem so ganz „unangemessenen“ Anzuge gekommen war, mit dem sie das fatale Pech gehabt hatte.

Das Eintreffen des neuen Kostüms erleichterte natürlich das Wiederauftreten sehr erheblich. Die junge Künstlerin kleidete sich schnell um und erschien wieder auf der Bühne. Ein allseitiger herzlicher Beifall begrüßte sie, und der alte Kaiser in seiner bekannten Herzengüte klatschte am eifrigsten. Das Stück wurde nun glatt und mit Liebe zu Ende gespielt. —

Am folgenden Tage traf die junge Wienerin mit dem Monarchen auf der Promenade zusammen.

Er blieb stehen, grüßte freundlich und redete sie an: „Es freut mich, zu sehen, daß Sie die Anstrengungen des gestrigen Abends gut überstanden haben. Ich danke Ihnen auch noch, daß Sie meinen Wunsch erfüllt und Ihre Rolle zu Ende geführt haben. Werden Sie nicht nach Berlin kommen, wenn die Saison hier zu Ende ist?“

„Nein, Majestät, ich werde voraussichtlich nach Sankt Petersburg müssen,“ erwiderte sie.

„Warum wollen Sie gerade dahin gehen?“

„Ich konnte in Berlin kein Engagement finden, Majestät.“

„Nun, wenn's weiter nichts ist! Das Berliner Hoftheater hat immer Verwendung für solche talentvolle junge Heldinnen, die“ — er lachte herzlich — „offen vor jedermann hintreten können. Ich hoffe bestimmt, Sie dort wiederzusehen und Ihnen noch einmal zu danken.“

Fünf Tage danach hatte die junge Wienerin das Berufungsdekret an die Berliner Hofbühne in Händen. Sie hat sich dort großer Beliebtheit erfreut — es war Helene Odilon. C. D.

Teilnehmer gesucht! — Täglich kann man in den Zeitungen Anzeigen mit ähnlicher Überschrift finden, bei denen es sich zumeist nur um geschäftliche oder künstlerische Unternehmungen handelt. Nachstehend seien nun zwei weniger harmlose Teilnehmergesuche wiedergegeben, die so recht zeigen, zu welchen Mitteln die „Herren der Schöpfung“ greifen, um ihre erschlafften, übersättigten Nerven aufzupeitschen.

Als bereits in den Nordstaaten Amerikas eine allgemeine Bewegung zur Abschaffung der Sklaverei eingesezt hatte und daher die Fluchtversuche der armen Negerklaven nach dem Norden immer zahlreicher wurden, erschien in der „New Orleans Post“, der weitverbreitetsten Zeitung der Südstaaten, folgendes Inserat: „Teilnehmer gesucht zur Jagd auf schwarzes, zweibeiniges Wild!! — In die unzugänglichen Sümpfe bei Greenville sind in letzter Zeit nach oberflächlicher Schätzung gegen hundert Sklaven geflüchtet. Ausgesetzte Belohnungen für Wiederergreifung mehrere tausend Dollar!! Organisiere Jagdausflug nach dorthin. Kosten: Person 500 Dollar. Dampfer ‚Helena‘ ab New Orleans 12. Juni 8 Uhr, Ankunft Greenville 14. Juni 6 Uhr morgens. In Greenville stehen Reitpferde und Führer bereit. Schußwaffen sind mitzunehmen. Dauer zwei Wochen. — Anmeldungen bei James Fearfield, New Orleans, Londonstr. 26.“

Diese Expedition hat nicht weniger als hundertzweiunddreißig Teilnehmer gefunden. Trotzdem war der Erfolg gering. Nur fünf Neger fielen nach tagelanger Jagd den Menschenjägern in die Hände, und zwar sämtlich so schwer verwundet, daß sie bereits während des Transportes nach Greenville starben. —

Noch trauriger berührt jene Anzeige, die während des vor-

letzten Burenkrieges in Londoner Blättern erschien: „Organisation einer Expedition nach der Front. Herren von Stellung, die reiten und schießen, können sich anschließen. Karten 300 Pfund Sterling.“

Die Expedition gestaltete sich zu einem glänzenden Geschäft. Ein Extradampfer brachte siebenundneunzig Teilnehmer, die sämtlich den Millionärkreisen Englands angehörten, nach Südafrika. Die Reise auf den Kriegsschauplatz erfolgte ebenso durch Extrazug. Zum Scheine der Gerechtigkeit hatte das Korps sich den Namen „Die Freiwilligen von London“ beigelegt und einen pensionierten Major als Führer engagiert. Daß die reichen Herren aufs vorzüglichste verproviantiert und bewaffnet waren, braucht bei den durch sie vertretenen Millionenvermögen kaum erwähnt zu werden. Diese „schneidige“ Truppe nahm dann auch — natürlich aus sicherer Entfernung — an mehreren Gefechten teil, wobei die „schießfertigen“ Herren Gelegenheit fanden, eine Anzahl Patronen auf den Gegner zu verknallen, ohne ihre eigene wertvolle Haut dabei allzusehr bloßzustellen.

Die Heldentaten dieser Elitetruppe wären nun vielleicht nie genügend „gewürdigt“ worden, wenn nicht einer der Teilnehmer das Unglück gehabt hätte, durch eine verirrte Kugel in einem Vorpostengeplänkel den Tod zu finden — nebenbei der einzige Verlust, den das famose Korps überhaupt zu verzeichnen hatte. Dieses Opfer gab nun den Anlaß zu einem langwierigen Prozeß, in dessen Verlauf die englischen Zeitungen eine Menge sensationeller Enthüllungen über die „Expedition nach der Front“ brachten. Hektor Manning, so hieß der Gefallene, war nämlich bei einer Lebensversicherungsgesellschaft hoch versichert gewesen, und diese weigerte sich nun, den Erben die Versicherungssumme auszuzahlen, indem sie einwendete, der Versicherte habe sein Leben unnötig aufs Spiel gesetzt, und sie sei daher zur Auszahlung der Versicherungssumme nicht verpflichtet. Die Erben erhoben Klage mit der Begründung, Manning sei sowohl durch einen kugelsicheren Brustpanzer als auch durch ein in seinem Tornister angebrachtes Stahlschußschild gegen Geschosse gedeckt gewesen,

und es läge nur ein unglücklicher Zufall vor, für den die Versicherung einzutreten hätte.

Auf diese Weise kam es heraus, wie vorsichtig die tapferen „Freiwilligen von London“ ihre kostbaren Personen vor jeder Gefahr geschützt hatten. Spott- und hohnwürzige Artikel erschienen in allen Zeitungen. Die Erben Hektor Mannings wurden mit ihren Ansprüchen in sämtlichen Instanzen abgewiesen, denn das Gericht entschied, der Versicherte habe seinen Tod selbst verschuldet.

W. R.

Frau S. Butenschön (Fr. Lehne), die Verfasserin des im vorliegenden Bande beginnenden Romans „Die Frau des Adjutanten“, schreibt uns auf unsere bezügliche Bitte folgendes über sich selbst: „Sehr gern komme ich Ihrem Wunsche nach, Ihnen eine kurze Biographie von mir zu übersenden, obwohl mich das einigermaßen in Verlegenheit bringt, denn ich kann Ihnen so gar nichts Interessantes mitteilen. Mein Leben fließt einem Wiesenbächlein gleich ruhig dahin — nur meinem Manne und meiner Gesundheit gewidmet.

Am 10. September 1874 bin ich geboren. In Bernburg, der schönen Saalestadt, verlebte ich meine Kindheit und Mädchenzeit. Ich besuchte dort bis zu meinem siebzehnten Jahre die höhere Töchterschule, und da ich gut und fleißig lernte, wollte ich gern Lehrerin werden, mußte aber aus Gesundheitsrücksichten von diesem Plan absehen — damals zu meinem größten Bedauern.

Die Eltern bestimmten nunmehr, daß ich Kochen lernte — und das war mein Glück, denn bei dieser Gelegenheit machte ich auf eine romanhafte Weise die Bekanntschaft meines Mannes. Mit neunzehn Jahren war ich Braut, heiratete mit zwanzig, damit Bernburg verlassend und in Chemnitz eine neue Heimat findend. Nach zwölf Jahren siedelten wir dann nach München über, und die schöne Isarstadt hält mich ganz in ihrem Bann. Meine große Liebe zur Kunst und vor allem zur Natur findet hier voll ihre Befriedigung.

Da mir das Glück versagt ist, Kinder zu besitzen, habe ich viel freie Zeit. Und um diese auszufüllen, kam es ganz von selbst, daß ich auf die Lieblingsbeschäftigung meiner Mädchen-

zeit zurückgriff — auf das Fabulieren, denn als Schulfrauen schon hatte ich manche Romane und sogar Theaterstücke ver-



Frau S. Butenschön (Fr. Lehne),
die Verfasserin unseres Romans „Die Frau des Adjutanten“.

brochen — natürlich heimlich. Ich war sehr schwärmerisch veranlagt, und besonders das Theater übte eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf mich aus, so daß ich, nachdem die

„Lehretin“ überwunden war, am liebsten zur Bühne gegangen wäre — wenn ich gedurft hätte!

Meine ersten Arbeiten, die ich als ganz junge Frau geschrieben, ließ ich jahrelang im Schreibtisch liegen, ehe ich an eine Veröffentlichung zu denken wagte. Schließlich aber faßte ich doch Mut — und erzielte mit meiner ersten Arbeit „Ein Frühlingstraum“ einen großen Erfolg.

Und so ein Erfolg spornt zu neuem Schaffen an. Ich schrieb weiter, und meine Erzählungen werden gern gelesen*). Die Gestalten dazu entnehme ich in der Hauptsache dem wirklichen Leben. „Greift nur hinein ins volle Menschenleben — ein jeder lebt's, einem jeden ist's bekannt, und wo man hinpackt, ist es interessant.“ Nach diesem Ausspruch meines Lieblingsdichters richtete ich mich so viel wie möglich.

Mein Pseudonym „Fr. Lehne“ ist aus meinem Vornamen entstanden — immer wurde ich nur „Lene“ oder „Frau Lene“ genannt, niemals Helene.

Das ist alles.

Ich überlege, was ich wohl noch Wissenswertes erwähnen könnte, doch mir fällt nichts ein — mein Leben ist ja so arm an äußeren Erlebnissen! Und das ist mir recht so — — ich sage wie der Münchner: „Meine Ruh“ will ich haben.“

Ich fühle mich unmodern zufrieden. Mein Haus ist meine Welt. — — Frau H. Butenschön.“

Sprüche im Anwaltszimmer. — Die schöne altdeutsche Sitte, in öffentlichen Gebäuden sinnreiche Sprüche anzubringen, ist neuerdings wieder in dem Anwaltszimmer des vor einigen Jahren neuerrichteten Justizgebäudes in Rudolstadt zum Ausdruck gelangt.

Dort liest man unter anderem folgende Sprüche, die nicht nur für Rechtsanwälte Bedeutung haben:

Kreuch bald ins Bett, fang zeitig an,
Du mußt ein klares Köpflin han.

*) In der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ erschien im II. Bande des Jahrgangs 1904 die Novelle „Frohige Herzen“.

Schwankst zwischen Neigung du und Pflicht,
Horch auff, was deyn Gewissen spricht.

Führ deyne Sach' gut oder schlecht,
Der Menge machst du's niemals recht.

Verlierst du, laß keyn Tränleyn rinnen,
Zwo können nit zugleich gewinnen.

Willst du bey'm Volk in Achtung stahn,
Deyn Maul muß wie eyn Mühlwerk gahn.

Prozeßstoff ist eyn Haufen Mist,
Dareyn eyn Körnlein Rechtsens ist.

Die arme Eh' bringt wahre Freud',
Erst wann's Gericht sie wieder scheid't.

Sey immer höflich vor Gericht —
Das Zähnefletschen lohnt sich nicht.

Schnauz niemals deynen Segner an,
Er ist wie du ein braver Mann.

R. v. B.

Die Furcht vor Mäusen und Matten. — In Rouen gab vor kurzem der große Wanderzirkus Timbelli seine Vorstellungen. Das Auftreten der Löwenbändigerin Tossa Veera füllte allabendlich den Zirkus bis auf den letzten Platz. Die Löwen, sechs wunderschöne, kräftige Tiere, wurden in den mächtigen Käfig getrieben, und gleich darauf erschien Miß Veera in der Manege, vom Publikum stürmisch begrüßt. Doch merkwürdigerweise vergeht Minute um Minute, ohne daß die Bändigerin den Käfig betritt. Bald merken die Zuschauer, daß da irgend etwas nicht in Ordnung ist. Denn auch einige Zirkusbediente drängen sich jetzt um das Eisengitter und starren wie ratlos in den Käfig hinein. Ebenso zeigen die Löwen eine seltsame, ganz unerklärliche Unruhe. Unter dumpfem Knurren haben sie sich sämtlich in einem Winkel zu-

sammengedrängt, die mächtigen Köpfe nach der Mitte des Podiums hin richtend. Da — mit einem Male erschallt aus dem Publikum eine vorwizige Stimme: „Eine Maus sitzt im Käfig!“ Alle Häse reden sich länger, und die Damen, besonders die in den vordersten Sitzreihen, werden nervös. Und wirklich — da mitten im Käfig hoht unbeweglich ein kleines graues Etwas, und nunmehr weiß man auch, wonach Miß Veera, die Zirkusdiener und auch die Wüstentönlige so scharf hingeschaut haben: eben nach dem frechen Mäuschen, das — woher es gekommen, weiß niemand — in den großen Käfig geraten ist.

Endlich rückt einer der Manegebediensteten der Maus mit einer Eisenstange zu Leibe. Ein entsetzter Schrei aus einigen Duzend Damentehlen, ein Rauschen von Röden, ein Klettern von Damentiefelotten auf Polsterstühle und Stühle, dazu Gelächter und spöttische Bemerkungen bei dem männlichen Teile des Publikums . . . Und der Grund für diesen Aufruhr? — Das Mäuschen hat sich mit einigen flinken Säßen in Sicherheit gebracht und ist unter den amphitheatralischen Aufbau des Zuschauerraumes geflüchtet!

Wenn man den Zeitungen aus Rouen glauben darf, so dauerte es eine ganze Viertelstunde, bis der Lärm sich gelegt hatte und die kühne Bändigerin, die ebenso „mäusescheu“ wie ihre Löwen war, mit ihrer Dressur beginnen konnte. —

Vor mehreren Jahren bot sich der Verwaltung der Arena in Sevilla ein junger Argentinier an, der behauptete, er könne jeden noch so sehr gereizten Stier durch die Macht seines Blickes bändigen, was er gern durch eine Probe vor dem Abschluß des Engagements beweisen würde. Die Herren von der Direktion schüttelten ungläubig die Köpfe. Aber wenn der Mann durchaus seine Haut zu Marke tragen wollte — warum nicht! So wurde denn eine nichtöffentliche Vorstellung vor geladenem Publikum angesetzt.

Inzwischen hatte Juan Massacero, wie der Südamerikaner sich nannte, mit Hilfe eines Freundes, der mit ihm von Argentinien nach Europa herübergekommen war, seine Vorbereitungen für sein erstes Auftreten beendet. In dem betreffenden

Vormittag waren die Logen des großen Stierkampfgebäudes mit einem aus den höchsten Würdenträgern Sevillas und den Vertretern der Presse bestehenden Publikum angefüllt. Nachdem dann der Stier, ein junges, feuriges Exemplar seiner Art, von den Pitadores und Banderillos mit ihren Lanzen und spitzen Fähnchen bis zur äußersten Wut gereizt war, wurde auf ein gegebenes Zeichen von der Decke der Arena ein an Drahtseilen hängendes, niedriges Podium herabgelassen, auf dem Juan Massacero, gekleidet in einen leuchtend roten Mantel, stand. Als das Podium den sandbestreuten Boden berührte, zogen sich die bisher in Tätigkeit gewesenen Banderillos und Pitadores zurück und überließen den kühnen Argentinier allein seinem Schicksal.

Juan Massacero stand unbeweglich da. Nur seine dunklen Augen verfolgten unablässig jede Bewegung des Stieres. Endlich senkte dieser, da in der Arena niemand weiter vorhanden war, an dem er seine Wut auslassen konnte, die spitzen Hörner zum Angriff und stürmte mit heiserem Gebrüll auf die rote Erscheinung zu. Der Argentinier rührte kein Glied. Er schien verloren, allein er verharrte, die Augen fest auf den Angreifer gerichtet, regungslos. Und wirklich — ein Ruf des Erstaunens durchlief die Reihen der Zuschauer — wenige Meter vor Juan Massacero verlangsamte der Stier plötzlich sein Tempo, um dann dicht vor dem unerschrockenen Amerikaner, die Vorderbeine in den Erdboden stemmend, halt zu machen. Einige Sekunden später trollte er sich anscheinend äußerst mismutig in eine entfernte Ecke, wo er unbeweglich stehen blieb und nur hin und wieder den mächtigen Kopf schuenach seinem geheimnisvollen Bezwinger hindrehte. Kein Wunder, daß nun ein nicht endenwollender Beifallssturm den Zirkus durchbrauste, kein Wunder, daß man den Argentinier als allerneueste Attraktion sofort gegen ein hohes Gehalt engagierte und daß die Arena fortan stets bis auf den letzten Platz gefüllt war.

Sechs Wochen lang zerbrachen sich die Spanier vergeblich darüber die Köpfe, welcher Art wohl die unheimliche Macht sein könnte, mit der der Mann die wütendsten Stiere immer wieder

in: letzten Augenblick zur Umkehr zwang. Niemand vermochte das Rätsel zu lösen.

Da wurde eines schönen Tages das Geheimnis von einer Seite gelüftet, von der man es am wenigsten erwartet hatte. Auf der Redaktion der verbreitetsten Zeitung Sevillas meldete sich der Vertraute des Argentiniers, ein Mann namens Benavo, und erbot sich, gegen eine entsprechende Belohnung die Lösung des Rätsels mitzuteilen. Massacero habe ihm nämlich den versprochenen Anteil an der Sage bisher vorenthalten, sei überhaupt ein ganz gemeiner Charakter und verdiene nichts Besseres. So kam die Sache heraus.

Massacero war, bevor er nach Spanien kam, in Argentinien jahrelang Rinderhirte gewesen und hatte so Gelegenheit gehabt, die Eigentümlichkeiten seiner gehörnten Schülinge genau zu studieren. Hierbei war es ihm denn auch nicht entgangen, daß die Rinder einen nicht zu überwindenden Widerwillen gegen den scharfen Geruch der Moschusratte hatten. Aus Übermut hatte er des öfteren gerade die wütendsten Stiere der Herde dadurch in die Flucht geschlagen, daß er ihnen eine an einer Stange befestigte tote Moschusratte hinhielt. Vor dem durchdringenden Geruch nahmen die Tiere, mochten sie noch so sehr gereizt sein, immer wieder Reißaus. Diese vielfach erprobte Eigenart suchte Massacero dann zum Geldverdienen zu verwerten. Nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß auch die in Spanien besonders für die Stierkämpfe gezüchteten Rinder prompt auf den Moschusgeruch reagierten, begann er mit seinem öffentlichen Auftreten. Ohne daß die Angestellten der Arena etwas davon ahnten, sperrte er in dem mit Löchern versehenen Podium eine große Anzahl von Moschusratten ein, die er von Südamerika mitgebracht hatte. Mit Hilfe seines Vertrauten Benavo gelang es ihm dann auch fernerhin, die berühmtesten Nagetiere vor aller Augen zu verbergen. Es war also nicht Juan Massaceros dunkles Auge, das die Stiere in die Flucht trieb, sondern lediglich der den gehörnten Wiederkäuern so widerwärtige Geruch der in dem Podium eingeschlossenen Ratten.

Mit dem Verrat Benavos hatte die des geheimnisvollen

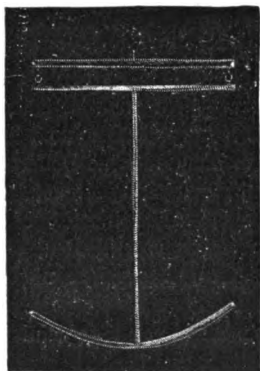


Fig. 1.

Damen-Prinzeßkleiderbügel.

Unterbringen der Prinzeß- und Empirekleider auch in den niedrigsten Schränken ermöglicht und ein Aufhängen und Zerdrücken selbst der längsten Schleppen vollständig verhindert.

Der Prinzeßkleiderbügel erhält den Kleidern die Fassung und schon bei einfachster Handhabung die Kleider. Der Gebrauch ist äußerst bequem. Man hängt die Taille des Kleides auf den gebogenen Bügel, läßt dann das Kleid in der Mitte überfallen, wie die Abbildung 2 zeigt, und hat dann den Stab wieder in die Hälften ein.

Schimmers entkleidete Darbietung selbstverständlich den größten Teil ihrer bisherigen Anziehungskraft verloren. Trotzdem soll Massacero auch später noch in kleineren spanischen Städten aufgetreten und schließlich als begüterter Mann in seine argentinische Heimat zurückgekehrt sein.

W. R.

Damen-Prinzeßkleiderbügel.

— Eine praktische Neuheit für die Damenwelt zeigen die beistehenden Bilder. Es ist dies ein Prinzeßkleiderbügel, der das



Fig. 2.

Damen-Prinzeßkleiderbügel.

Die Erfindung ist bei der jetzt herrschenden Mode der Prinzess- und Empirekleider entschieden ein Fortschritt auf dem Gebiete der Aufbewahrung von Roben aller Art, denn unsere Damen haben die größte Not, derartige Kleider ordentlich unterzubringen; fast kein Kleiderschrank hat die für diese Roben nötige Höhe, wodurch es gar nicht zu vermeiden ist, daß die Röcke auf dem Boden des Schrankes schleppen, die Fasson verlieren und unansehnlich werden.

In einfacher Ausführung liefert die Firma Edmund Brehm & Co. in Berlin C, Jerusalemmer Straße 21, diese Bügel unpoliert schon für 1,50 Mark, denen sich in besserer Ausführung, fein weiß lackierte, naturpolierte oder mit Stoffbezug versehene Prinzesskleiderbügel in entsprechend höheren Preislagen anschließen.

B. R.

Die Hunde im Jägerlatein. — Bei der innigen Gemeinschaft zwischen Jägern und Hunden war es nur natürlich, daß das sogenannte „Jägerlatein“ auch den Hund und seine Leistungen in den Bereich ihres Interesses zog.

„Die von ihrem Hund berichten
Die unglaublichsten Geschichten;
In der Kneipe zum Vergnügen
Auf lateinisch so zu lügen;
Sich bisweilen wohl erlauben,
Daß sie's schließlich selber glauben.“

Letzteres ist jedoch eine falsche Auffassung der Laien, denn die Jäger denken gar nicht daran, bei Erzählung ihrer haarsträubenden Geschichten ernsthaft genommen zu werden.

Raum hat ein Jagdgenosse eine Wundergeschichte von seinem Hunde beendet, beginnt sein Nachbar: „Da war mein ‚Feldmann‘, der stellte Ihnen eine Wachtel dadurch, daß er den linken Vorderfuß hochhob, bei einem Rebhuhn den linken Hinterfuß, bei einem Fasan den linken Vorder- und rechten Hinterfuß, bei einem Rammeler die beiden Vorder-, bei einem Seehasen die beiden Hinterfüße, bei einem Reh alle vier Füße, bei einem Hirsche ebenso, nur mit dem Unterschied, daß er dabei auf dem Kopfe stand! Nun, was sagen Sie zu so einem Hund?“

Ein anderer Jäger berichtet, daß sein Hund drei Stunden lang vor einem Huhn gestanden habe. Ungläubiges Lächeln spielt um die Lippen der Zuhörer, da erzählt ein dritter mit toderntem Angesicht: „Das ist noch gar nichts. Ich habe viel Erstaunlicheres erlebt. Mein ‚Medes‘ wurde neulich das Opfer seines hartnäckigen Vorstehens. Ich hatte ihn in einem Kleestück vergessen, wo er unbeweglich einen Hasen stand. Den wollte ich erst nach dem Frühstück schießen, wurde aber abgerufen und mußte acht Tage lang verreisen. Als ich zurückkam, fehlte ‚Medes‘ und war nirgends zu finden. Endlich fällt mir das fatale Kleestück ein. Ich laufe hin und finde ‚Medes‘ und den Hasen, beide tot, aber der Hund hatte noch immer den Vorderlauf erhoben. Er markierte im Tode das Stehen noch!“

„Ja, meine Herren,“ berichtet ein anderer, „so ein Dadel, wie ich einen gehabt habe, kommt keiner mehr. Wie er zwölf Jahre alt war, ist er mir kaput gegangen, und zum Andenken habe ich die Haut mitsamt den Haaren gerben lassen. Schaut mal her, diese meine Weste — das ist mein Dadel, so verehere ich ihn noch heute. Ich sage euch, das war ein Kerl! Heutzutage noch, wenn ich auf die Jagd geh’ und komm’ einem Hasen oder Fuchs auf hundert Schritte nah, sträubt meine Weste die Haare!“

Wem sträuben sich da nicht auch die Haare? C. L.

Die wahre Reinlichkeit in der Küche. — Die Gesundheitspflege soll sich nicht nur auf den menschlichen Körper, die menschliche Kleidung und Wohnungseinrichtungen beziehen, sondern in erster Linie auf die tägliche Hausarbeit und nicht zum mindesten auf die Küchenarbeit.

Die Erfahrung lehrt, daß sehr viele Frauen, und zwar besonders die, die von morgens bis abends fegen und wischen, scheuern und putzen, mit einem Worte „rein machen“, eigentlich keine Ahnung von der Bedeutung und dem Wesen der wahren Reinlichkeit haben. Sie vermögen nämlich nicht, diesen Begriff von dem gewöhnlichen „Reinmachen“ zu unterscheiden.

Die alte Geschichte von der Küchenmagd, die zum Abschiede dem Haushunde zwei Mark ihres Lohnes zuwarf, weil

er ihr beim Abwaschen so oft geholfen hatte, mag als Unsinn belacht werden, und doch wird in dem Punkte „Abwaschen“ schwer, ja sogar sehr schwer gesündigt. Es gibt nämlich viele Häuser, in denen weder zum Abwaschen noch zum Abspülen des Eßgeschirres kochendes Wasser benützt wird. Man wäscht die Schüsseln, Teller, Tassen, darunter sogar solche, aus denen trankte Familienmitglieder gegessen oder getrunken haben, in lauwarmem Wasser durcheinander ab, und dies womöglich noch mit einem Schüssellappen von sehr zweifelhafter Natur. Nachdem so zahlreiche Krankheitserreger durcheinander gemengt worden sind, reibt man schließlich die Geräte mit einem unsaubereren Handtuche ab, um sie dann als „blitzsauber“ an ihren Platz zu stellen. Dasselbe Tuch verwendet man vielleicht noch zum Abwischen anderer Gegenstände oder gar zum Abtrocknen der Hände.

Auf diese Weise können die verderblichsten Krankheitserreger in kürzester Zeit weit verbreitet werden.

Wenn die Hausfrauen und ihre Küchenmädchen sich das doch merken möchten, daß der sichtbare Schmutz bei weitem nicht der ärgste Feind der Gesundheit ist! Vor ihm kann man nämlich am leichtesten sich in acht nehmen.

Wie oft sieht man dagegen nicht, daß Frauen oder Mädchen daselbe Tuch, mit dem sie später die Schüsseln, Teller, Tassen und so weiter abwaschen, vorher benützen, um hier und dort ein Stäubchen abzuwischen, womöglich einen Fleck vom Fußboden zu entfernen. Ebenso gut könnte man aus Tassen trinken oder von Tellern essen, die nach der vorhergegangenen Mahlzeit überhaupt nicht gereinigt worden sind.

In der Küche soll eben nicht nur äußerlich alles sauber, blitzblank und appetitlich sein, sondern die Hausfrauen sollten ihr Augenmerk besonders auf die Abwäsche richten, strenge darauf halten, daß fortwährend genügend kochendes Wasser für das Abwaschen und auch für das Abspülen vorhanden sei. Ferner muß unbedingt gefordert werden, daß das bei der Abwäsche benützte Tuch täglich mindestens einmal in kochendem Wasser gehörig gereinigt werde, was selbstredend auch von den Bürsten, die diesem Zwecke dienen, gilt.

Dann handelt es sich noch um die Beseitigung einer weiteren, gar nicht scharf genug zu rügenden Unsitte, die geradezu gesundheitsgefährlich werden kann. Viele Frauen oder Köchinnen haben nämlich die üble Gewohnheit, mit Hilfe des Auffülllöffels die Suppe zu prüfen, bevor sie aufgetragen wird; ja es kommt sogar vor, daß einige den Zeigefinger zu diesem Zweck gebrauchen. Wie viele Krankheitsstoffe mögen auf diese Weise unwissentlich und leichtfertig verbreitet werden!

Auch ist es keine Seltenheit, daß Hausfrauen oder Köchinnen mit nicht völlig sauberen Händen Teig kneten, Brot schneiden oder Eßwaren anfassen. Man wasche die Hände und reinige die Fingernägel nicht nur, wenn man sich gesellschaftsfähig macht, sondern erst recht auch während der Küchenarbeit, bevor man Eßwaren oder Eßgeräte anfakt.

Die Frauen verlangen von ihren Männern, daß sie luftige und helle Wohnungen mit Badezimmer und allen möglichen gesundheitsförderlichen Einrichtungen mieten; da ist's doch auch ihre Pflicht, an ihrem Teile für die Erhaltung der Gesundheit zu sorgen.

Leider versäumen sie über dem Nebensächlichen oft das Wichtige. Es genügt keineswegs, wenn die Küche äußerlich rein ist, wenn Fenster und Gardinen sauber sind, wenn Herd und Messinggeschirr funkeln, nein — gerade im kleinsten und nicht sichtbaren muß man ungemein sauber und reinlich sein.

Wie manche Hausfrau rümpft nicht die Nase, wenn von Margarine- oder Wurstfabriken die Rede ist, und dennoch geht es dort sauberer zu als in mancher Küche. So kann man es zum Beispiel erleben, daß in Küchen, deren Wände und Fußböden vor Sauberkeit blitzen, allerlei Gegenstände vom Waschtisch (Bürsten, Schwämme, Frottierlappen) neben dem Tuch oder Lappen zum Abwaschen in dem Abwaschbecken liegen. Wie leicht können nun in der Eile Verwechslungen vorkommen und so Krankheitserreger übertragen werden!

Darum, ihr Hausfrauen, vergeßt über dem äußeren Funkeln und Blitzen nicht, was viel wichtiger ist: den Sinn für die wahre Reinlichkeit in der Küche!

J. P. Filstow.

Ein Jubiläum der Zelljage. — Sechshundert Jahre sind vergangen, seit Kaiser Heinrich VII. den Schweizern nach Gründung



Die älteste Darstellung des Selbstschusses.
Nach dem Merianischen Stich.

der Eidgenossenschaft das Privilegium gegeben hat, „daß sie von niemand anderst als von einem Römischen Kayser ihre Landvögt empfangen, und das solche inngelborne Landleut seyn sollen“.

Die Schweizer haben diese Privilegien mit dem Schwert ertrugt, als sie am Neujahrstage 1308 unter Führung Walter Fürsts von Uri, Werner Stauffachers von Schwyz und Arnolds an der Halde aus dem Melchtal in Unterwalden überall die Burgen erstürmt und die fremden Landvögte und Ritter aus dem Lande vertrieben hatten. Von dieser weltgeschichtlichen Erhebung der Schweizer gegen ihre Unterdrückung kommt die herrliche Sage von Wilhelm Tell und seinem Schuß, der Dichter und Bildner in gleicher Weise begeistert hat.

Die älteste bildliche Darstellung der berühmten Szene bietet das Bild, das wir nach dem meisterlichen Kupferstich Matthäus Merians reproduzieren. Ein älterer Stich ist nicht bekannt. Die älteste Schweizer Chronik, die die Tellsage erzählt, ist die 1467 bis 1476 geschriebene Chronik im „Weißen Buche“ zu Sarnen. Die Quelle zu Schillers Tell ist nach Palleste die Chronik des von 1505 bis 1572 lebenden Aegidius Tschudi. W. F.

Auffallende Träume. — Eine Dame der römischen Aristokratie hatte die Katastrophe von Messina vierzehn Tage vorher im Traum vorausgesehen, und zwar so furchtbar und lebhaft, daß sie in einem Briefe den König beschwor, die Bewohner Messinas zum Verlassen ihrer Stadt zu bewegen. Diesen Brief unterdrückte jedoch ihr Arzt, da er diesen Traum für den Ausfluß einer krankhaft erregten Phantasie hielt. Zweimal wiederholte sich der merkwürdige Traum von der Erdbebentatastrophe, und er wurde in der italienischen Akademie für Medizin mit allen Einzelheiten aufgezeichnet.

Vor längeren Jahren wurde ein englischer Gutsbesitzer hinterrücks auf der Landstraße überfallen und ermordet. Keine Spur wies auf die Täter hin, und schon schien es, als sollte das Verbrechen ungeführt bleiben. Da traf der Bruder des Erschlagenen, ein Seeoffizier, von einer Westindienfahrt wieder in England ein und berichtete, daß er in derselben Nacht, die seinem Bruder das Leben kostete, ihn im Traume die Straße entlang gehen sah, als plötzlich aus einer Hecke zwei Wegelegerer hervorsprangen, ihn erschlugen, beraubten und sich dann mit ihrem Raube einem Hause im nächsten Dorfe zuwendeten, das er im Traum gleichfalls klar vor Augen

sah. Und richtig führte der Offizier die Polizei in dieses Haus, und dort fand man die beiden Menschen, die er in seiner Traumvision gesehen hatte, genau seiner Beschreibung entsprechend. Die verblüfften Mörder gestanden ihr Verbrechen ein.

Eine Dame, die von schwerer Krankheit genas und noch im Lehnstuhle sitzen mußte, hatte ihre Mutter zu ihrer Pflege kommen lassen. Die alte Frau war sehr tätig und griff auch hie und da im Haushalt mit an. Eines Tages bemerkte sie mit Schrecken, daß ihr Wappenring, den sie nie vom Finger ließ, ihr fehlte. Überall wurde gesucht — vergebens, der Ring schien spurlos verschwunden zu sein. Der Kranken blieb dieser Verlust verschwiegen, da sich an den alten Familienring ein Aberglaube knüpfte, und man sie nicht aufregen wollte. Endlich setzte sich die alte Dame, ganz verzweifelt vom Suchen, neben ihre Tochter, die gerade in erquickendem Schlummer lag.

Beim Erwachen war ihre erste Frage: „Mama, hast du deinen Ring?“

Die erschrockene alte Dame, die eine Aufregung für die Kranke befürchtete, versuchte ihre Hand zu verbergen.

Aber die Kranke lächelte nur und sagte: „Beruhige dich, Mama, ich weiß, wo sich dein Ring befindet. Ich selbst hole ihn dir.“

Und von der Mutter gestützt, schritt sie geradeswegs dem Leinenschrant zu, griff hinein und brachte den Ring heraus.

„Wahrscheinlich hast du ihn beim Herausgeben von Tischwäsche abgestreift,“ erklärte sie, „denn dort hinter den Tischtüchern sah ich ihn im Traume liegen.“

Etwa in der Mitte des verflossenen Jahrhunderts bemühten sich die Elfenbeinwarenfabrikanten, eine Maschine zur Herstellung absolut runder Billardkugeln zu erfinden, bei der zugleich eine Materialvergeudung möglichst vermieden würde. Einer der eifrigsten Nachdenker über eine solche Maschine war John Carter. Eines Nachts fuhr er aus dem Schlafe auf, rannte hinab in sein Bureauzimmer und entwarf eine Zeichnung des letzten Messers, das ihm so lange zur Vollendung seiner Maschine gefehlt hatte. Der Gedanke an das Maschinenproblem hatte ihn bis in den Traum verfolgt, der ihm die Lösung desselben brachte.

C. T.

Tiere als Verbrechergehilfen.—In einer stürmischen Januar-
nacht wurde der Inhaber einer in einer südlichen Vorstadt Londons
gelegenen Wohnung durch seine Alarmglocke aus tiefem Schlafe
aufgeschreckt. Rasch ergriff er seinen Revolver und eilte in sein
Speisezimmer, wo er zu seiner nicht geringen Verwunderung
einen Foxterrier fand, der auf im Zimmer herumhüpfende Mäuse
Jagd machte. Der Hund gehörte ihm nicht, und er fragte sich
verwundert, wo er wohl, ebenso wie die Mäuse, hergekommen
sein mochte, bis sein Blick auf ein Fenster fiel, das eingedrückt war.

Ein Schutzmann, den er herbeirief, klärte das Geheimnis
auf. „Das ist ein alter Kniff,“ meinte lachend der Beamte.
„Vermutet ein Dieb Alarmglocken, so läßt er ein paar Mäuse
durchs Fenster und hinter ihnen einen Hund. Die zeigen ihm
bald, ob die Klingel funktioniert, und wenn sie es tut, dann
nimmt er Reißaus.“ —

Ein älterer Herr in Paris war auf dem Wege nach seiner
Wohnung, als ein großer Bullenbeißer auf ihn zukam und ihn
umrannte. Sofort eilte ein elegant gekleideter Herr herbei,
bat mit vielen Worten wegen des Ungefügums seines Hundes
um Entschuldigung und war dem alten Herrn beim Aufstehen
behilflich. Erst als der Hund und sein Herr ihm schon lange
aus den Augen waren, merkte das unglückliche Opfer, daß ihm
Uhr und Kette und alle Wertsachen, die er bei sich führte, ab-
handen gekommen waren. —

Ein Juwelier in Budapest hatte aus Amsterdam auf Be-
stellung eines Kunden zwei prachtvolle Diamanten, von denen
jeder einen Wert von zehntausend Mark hatte, kommen lassen.
Er war gerade damit beschäftigt, sie sich in seinem Privatkontor
näher anzusehen, als ein Kunde nach ihm verlangte.

Der Juwelier ließ die Steine auf dem Tische liegen und
trat in den Laden, um den Kunden zu bedienen. Als er nach
ein paar Minuten in sein Kontor zurückkehrte, waren die
Diamanten verschwunden. Sofort sandte er nach der Polizei.
Ehe diese aber erschien, fand er unter dem Tische einen kleinen
Hund. Nachdem der Kriminalbeamte vergeblich das Zimmer
nach den Steinen durchsucht hatte, erklärte er, der Hund müsse
sie verschluckt haben. Das Tier wurde getötet, und in seinem

Magen fanden sich in der That die fehlenden Diamanten. Sein Herr, der Kunde nämlich, wurde verhaftet und gab auch schließlich zu, daß er seinen Hund abgerichtet hatte, glänzende Gegenstände zu verschlingen. J. C.

Geheimmittel. — Zwischen zwei Polen pendelt das Gefühls- und Gedankenleben des Menschen hin und her. Sie heißen Zweifel und Hoffnung. Wie die Klugausgedachten Vorrichtungen der Uhren, so greifen diese beiden regelnd ein, wo die Gefahr droht, daß Erwartung oder Verzweiflung ins Ungemessene steigen könnten. Der Zweifel ist der Vater alles Strebens, der Schöpfer alles Fortschrittes, und gegenüber diesen gewaltigen Leistungen kommt die traurige, aber unvermeidliche Tatsache kaum in Betracht, daß doch Zweifel bisweilen auch ein Hemmschuh war, daß aus ihm oft Vertennung des wahrhaft Großen entspringt. Ist doch die Hoffnung, dieses schönste Geschenk, das eine gütige Fee der Menschheit auf den Lebensweg mitgab, auch nicht frei von bösen Begleiterscheinungen. Wie im Märchen, so ist es auch im Leben. Wo die Fee eine Gabe beschert, dort meldet sich auch gleich die böse Hexe, die das Himmels Geschenk in das Gegenteil verkehrt.

Ein solches Kapitel, wo Zweifel und Hoffnung dazu dienen, der Habgier Helfershelferdienste zu leisten, wollen wir in folgendem besprechen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß der Kranke, der an einem langwierigen Leiden krankt und schon bei zahlreichen Ärzten Heilung gesucht hat, ohne sie zu finden, allmählich ein gewisses Mißtrauen gegen die ärztliche Kunst faßt, ein Mißtrauen, das zwar unberechtigt, aber menschlich begreiflich ist. Hand in Hand mit diesem Zweifel geht eben die stille Hoffnung, irgendwo und irgendwann doch noch Heilung zu finden. Denn glücklicherweise sind jene Unglücklichen nur selten, die jede Hoffnung verloren haben.

Zweifel und Hoffnung, beides in diesem Falle Schwächen der menschlichen Natur, wissen sich nun nur allzuoft Spekulanten zunutze zu machen, indem sie dem Kranken Heilung versprechen und dabei, was die Hauptsache ist, die eigene Tasche füllen.

Urakt ist dies Handwerk. Schon zu einer Zeit, von der keine

Urkunde meldet, mögen schlaue Marktschreier als Vertreter der Heilkunde diese Schwächen der Menschheit sich zunutze gemacht haben. Nicht nur Gold und Reichtum, auch Ansehen und politische Macht münzten sie aus der Hoffnung der Kranken. Und wenn auch der arme Betrogene starb — was lag daran? Wer zählte die Toten, wer zählte die Elenden und Siechen, die trotz der Zauberamulette und der Wundertränke ihre Kräfte jämmerlich dahinschwinden sahen? Ein einziger, der geheilt aus dem Tempel des Askulap wegging, genügte, um den Ruf der Wunderkraft über Länder zu verbreiten.

Die Zeiten ändern sich, aber die Schwächen der Menschen scheinen unsterblich zu sein.

Doch nicht eigentlich von solchen Wunderheilungen wollte ich sprechen. Sie sind noch die ansprechendste Form, in der menschlicher Glaube an Genesung ausgenützt wird. Und in manchen Fällen — dort, wo es sich nicht um körperliche Leiden im engeren Sinne, sondern um krankhafte Schwäche der Willensfunktionen handelt, wie bei hysterischen Lähmungen zum Beispiel, vermag dieser Glaube in der Tat Wunder zu wirken. Freilich, ob diese Scheinheilung eines einzelnen die Verzweiflung aufwiegt aller der Hunderte, die vergebens auf Genesung, ja nur auf Besserung gehofft haben? Wer kann hier entscheiden, wer Gut und Böse gerecht gegeneinander abwägen?

Die schlimmste Form nimmt die Ausnützung der Genesungshoffnung in den sogenannten Geheimmitteln an. Auch hier haben wir keine Schöpfung unserer Zeit vor uns. Schon vor Jahrhunderten zogen Quacksalber und Kurfuscher von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Markt zu Markt, um unter Trommelschlag und Trompetenschall von der Bretterbühne herab ihre Tränklein und Mixturen, ihre Pülverlein und Salben, zubereitet aus den feinsten Ingredienzien, sicher wirkend gegen Krankheiten aller Art, dem Volke anzupreisen und gegen gutes Geld auch wirklich aufzuschwätzen. Natürlich konnte nicht jedermann das Tränklein brauen, auch nicht der Bader des Städtchens oder der Magister, der die Apotheke hielt. Denn es war ein Geheimnis in der Zubereitung oder Zusammensetzung, ein Geheimnis, das der Marktschreier selbst

erfunden, um durch den Zug ins Geheimnisvolle den Wert noch zu erhöhen, oder von dem behauptet wurde, es sei von einem frommen Einsiedler entdeckt oder aus grauer Vorzeit, wohl gar von Aristoteles selbst, herübergekommen, und nur er habe das „richtige Rezeptur“, nach dem er sein Mittel verfertige, das er aus purer Menschenfreundlichkeit abgebe, denn die wenigen Baken deckten kaum die Herstellungskosten.

Eigentlich haben unsere Geheimmittelschwindler nicht viel zugelehrt seit jener Zeit. Fast aufs Haar gleichen sich die Methoden. Nur, daß an Stelle des Wägelchens und der Bretterbude das gedruckte Wort getreten ist. Dank Meister Gutenbergs Erfindung sprechen die Quacksalber von heute zu einem viel größeren Publikum, als je einer ihrer Vorgänger um sich versammelt gesehen und sei es auch der hochgelahrte Bombastus Theophrastus Parazelsus, der übrigens nur äußerlich zur Gilde der Marktschreier gehörte.

Noch heute ist ein Haupttrick, als Entdecker der angepriesenen Geheimmittel irgend einen Mann mit Namen und Titel anzuführen. Der Schwindel mit dem uralten Mönchsrezept zieht nur noch bei verschiedenen „Balsamen“, wie sie besonders gerne in Bauertalendern noch heute angepriesen werden. Meistens ist der Entdecker aber ein berühmter Professor, der natürlich drüben in Amerika sitzt, wo ja die Leute die Weisheit mit Löffeln gegessen haben, und von woher, nach einem alten Sprichwort, gut lügen ist. Und da die Amerikaner bekanntlich Gemütsmenschen sind, denen am Gelde nichts liegt, und die nur das Wohl der Menschheit wollen, so schickt der Herr Professor jedem, der es verlangt, ein wertvolles Buch oder gar eine Probe seines Heilmittels ganz umsonst und ist sogar so großmütig, die Portospesen aus eigener Tasche zu bezahlen. Kann man sich einen höheren Grad von Humanität wünschen? Und wenn das wertvolle Buch sich auch nur als eine marktschreierische Ankündigung des angebotenen Geheimmittels entpuppt und die Probedosis „selbstverständlich“ zu klein ist, um einen Erfolg zu zeitigen, so gehen deshalb denen, die nicht alle werden, noch lange die Augen nicht auf.

Aber selbst, wenn sie nicht wollen — sie müssen! Denn wer

einmal sein Interesse für das Mittel verraten hat, der bekommt nicht so leicht Ruhe. Die Humanität des Herrn Professors geht bis zur Zudringlichkeit, ein Brief nach dem anderen folgt; schließlich kommt in der Regel das Angebot, ausnahmsweise den Preis herabzusetzen, wenn der Widerspenstige sich zum Bezuge bestimmen lasse. Und dies ist ein wirkliches Opfer, wenn man bedenkt, daß laut Versicherung des Herrn Professors das Mittel ohnehin zum Selbstkostenpreise angeboten wurde.

Ein anderer beliebter Weg ist der, daß sich in einer Zeitungsanzeige eine glücklich Scheitler aus purer Dankbarkeit erbötig macht, allen, die an dem gleichen Leiden laborieren, ein Mittel anzugeben, durch welches sie Genesung erlangt hat. Allen Respekt vor einer solchen Dankbarkeit, welche die hohen Inzeratentkosten, die beträchtlichen Spesen für die Korrespondenz, ganz abgesehen von dem Zeitverlust, den die Beantwortung der Briefe mit sich bringt, ganz unentgeltlich auf sich nimmt!

Das Kapitel ist natürlich damit noch lange nicht erschöpft, es ist kaum angedeutet. Der Zweck soll ja nur sein, das Publikum aufmerksam zu machen und die Denkschwachen ein wenig zum Nachdenken anzuregen. Geschieht dies, so werden sie in jedem Falle bald selbst erkennen, wo es sich um irgend eine reelle Sache und wo es sich um einen Schwindel handelt, durch den noch nie einem Kranken geholfen worden ist, aber schon vielen der Erzeuger, da nachweisbar manche der Geheimmittelfabrikanten es auf diesem Wege zu beträchtlichem Reichtum gebracht haben.

Dr. A. St.

Einträglicher Extrazug. — Als der französische Reitergeneral und spätere Kriegsminister Marquis de Gallifet noch Unterleutnant bei den Guiden der kaiserlichen Garde war, versäumte er eines Abends in Paris, wo er mit Urlaub weilte, den letzten Zug nach seiner Garnison Melun. Er war darüber sehr aufgeregt, da ihm, wenn er sich am Morgen nicht rechtzeitig auf dem Truppenübungsplatz einfand, ein paar Tage Arrest in Aussicht standen. In seiner Not ging er zum Stationschef und fragte ihn, ob er nicht einen Sonderzug nach Melun haben könne.

„Einen Zug können Sie bekommen,“ sagte der Bahnbeamte, „aber er kann erst um vier Uhr morgens abgehen und

um vier Uhr fünfundfünfzig Minuten in Melun eintreffen. Kostenpunkt zweihundertfünf Franken.“

Da Gallifet nicht die ganze Nacht im Wartesaal bleiben wollte, lehrte er noch einmal in den Klub zurück, wo er mit dem Herzog von Grammont und ein paar Offizieren zusammentraf. Man setzte sich an den Spieltisch. Um drei Uhr erhob sich Gallifet, um zum Bahnhof zu fahren; er hatte zwölftausend Franken gewonnen. In Melun angekommen, setzte er sich sofort aufs Pferd, um zum Truppenübungsplatz zu reiten.

In einer Gesechtspause ritt der Oberst v. Mirandol, der bereits von der Extrazugsgeschichte gehört hatte, auf den Leutnant zu, um ihn wegen seines Diensteifers zu beloben. „Wenn Sie aber in Paris pünktlich gewesen wären,“ fügte er hinzu, „hätten Sie sich die großen Ausgaben sparen können.“

„Herr Oberst,“ erwiderte Gallifet, „die Zugverspätung hat mir 11,795 Franken eingebracht: ich habe nämlich 12,000 Franken gewonnen und nur 205 Franken für den Sonderzug bezahlt.“

Sprach's und kramte vor dem erstaunten Oberst einen Haufen Goldstücke aus der Tasche und einen Haufen Banknoten aus dem Mühenfutter.

Er mußte übrigens sein Glück doch büßen, denn seine Vorgesetzten verletzten ihn als unerhört leichtsinnigen Burschen sofort nach Algerien.

O. v. B.

Eine Elefantenjägerin. — Jagdausflüge in die wildreichen Gebiete Afrikas kommen immer mehr in Aufnahme. Fürstliche Personen, wie Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg und der Herzog der Abruzzen, dazu amerikanische und englische Nimrode, wie Roosevelt und Kearton, haben reiche Jagdtrophäen auf afrikanischem Boden eingeheimst. Es ist daher schon die Befürchtung aufgetaucht, daß das Großwild, namentlich die Elefanten, bei einer fortschreitenden Zunahme der Jagdfreunde mit der Ausrottung bedroht werden könnte, und es sind deshalb Schutzgebiete, in denen auch von den Eingeborenen nicht gejagt werden darf, vorgesehen worden.

Jetzt ist an die Seite der Jäger in der Engländerin Frau Marguerite Roby eine Jägerin getreten, die auch nach dieser Richtung hin die Gleichberechtigung der Frau mit Erfolg zu

beweisen versucht hat. Die Dame, die bereits in Amerika und Japan selbständig ausgedehnte Reisen unternommen hatte,



Die englische Elefantenjägerin Frau Marguerite Roby.

hat sich den Kongostaat als Jagdgrund ausersehen, und zwar hat sie Landstriche aufgesucht, die noch nie der Fuß einer weißen Frau betreten hat. Wer die afrikanischen Verhältnisse kennt, weiß, mit welcher Ansumme von Schwierigkeiten und Fährlich-

keiten schon für einen Mann eine Expedition in die entlegeneren Teile verbunden ist. Naturgemäß erhöhen sie sich noch bedeutend für eine Frau. Allein die Träger, die die Reiseausrüstung fortschaffen, in Ordnung zu halten, erfordert, da sie nach Empfang des Werbegeldes zur Desertion neigen und sich nur schwer den gegebenen Befehlen fügen, ein hohes Maß von Umsicht und Entschlossenheit. Dazu kommen dann noch die Gefahren, die das Klima und die Ausübung der Jagd auf Großwild mit sich bringen. Auch kaltblütige Jäger haben offen bekannt, daß ihnen auf der Elefantenjagd, wenn durch einen guten Schuß einer der Riesen stürzte und die übrigen in dem unübersichtlichen Gelände wie toll davonrasten, das Herz im Leibe gezittert hat.

Frau Marguerite Roby hat fünf Monate im Kongostaat zugebracht. Sie ist, wie unser Bild zeigt, durchaus kein Mannweib, sondern eine zierliche, echt frauenhafte Erscheinung. Wiederholt erkrankte sie am Fieber, aber sie fand in einem ihrer Träger, dem Neger Thomas, einen besonnenen Beistand während der Erkrankungen, wie er ihr denn überhaupt wertvolle Dienste leistete. Die Jagdbeute war sehr reich. Frau Roby brachte, wie unser Bild erkennen läßt, mehrere Duzend Stoßzähne von Elefanten nach der Küste, darunter Exemplare von bald 2 Meter Länge und einem Gewicht von 70 Kilogramm.

Lh. S.

Ein Überfahrtskontrakt nach Amerika vom Jahre 1817. —

Eine Reise nach Nordamerika war zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts minder behaglich als heute, wo man so leicht und bequem in einem der modernen Schnelldampfer in weniger als einer Woche hinfährt. Sehr lehrreich ist in dieser Hinsicht ein Kontrakt, wie er damals von jedem Überseereisenden in Amsterdam mit dem Kapitän des Schiffes abzuschließen war. In dem Kontrakt heißt es: „Wir Endesunterschriebenen, ich N. N., Kapitän zur einen, und wir Passagiere N. N. zur anderen Seite, nehmen an und verpflichten uns hiermit wie Leute von Ehre fürs erste: Wir Passagiere, uns während der Reise still und wie gute Passagiere verpflichtet sind, zu betragen, und mit den hier unten gemeldeten, zwischen dem Kapitän und uns

übereingekommenen Speisen vollkommen zufrieden zu sein und in Ansehung des Wassers und weiterer Provision, wenn es die Nothwendigkeit durch widrigen Wind oder lange Reise erfordert, uns zu schicken nach den Maßregeln, so der Kapitän nothwendig finden wird. Zum andern nehmen wir an, unsere Fracht auf folgende Kondition zu bezahlen. Die, so imstande sind, selbige in Amsterdam zu bezahlen, geben eine Person, es sei Mann oder Weib, 175 Gulden; die, so hier nicht bezahlen können und in Philadelphia bezahlen wollen, geben 190 Gulden. Kinder unter 4 Jahren sind frei; von 4 bis unter 14 Jahren zahlen sie 85 oder 95 Gulden. Die, so ihre Fracht in Amerika zahlen, sollen gehalten sein, selbige in 10 Tagen nach Ankunft beizubringen. Keinem Passagier soll erlaubt sein, ohne Vorwissen des Kapitäns in Amerika vom Schiff zu gehen, und besonders solche, so ihre Fracht noch nicht bezahlt haben. Sollte einer der Passagiere auf der Reise mit dem Tode abgehen, so soll die Familie eines solchen, wann er von hier aus über die Halbscheid des Weges stirbt, verpflichtet sein, seine Fracht zu bezahlen; stirbt er aber an dieser Seite des Halbweges, soll der Verlust für Rechnung des Kapitäns sein.

Dahingegen verpflichte ich, Kapitän N. N., mich, die hier- unten gezeichneten Passagiere von hier getreulich (wenn Gott uns eine glückliche Reise giebt) überzuführen nach Philadelphia in Nordamerika, ihnen die nöthige Bequemlichkeit im Schiff zu machen und ferner zu versehen mit den am Fuße dieses gemeldeten Speisen, für welche Überfahrt nur die oben gemeldete Fracht muß bezahlt werden, und wofür täglich unter den Passagieren soll ausgetheilt werden, nämlich: Sonntags 1 Pfund Rindfleisch mit Gersten, 2 Suppen; Montags 1 Pfund Mehl und 1 Pfund Butter für die ganze Woche; Dienstags $\frac{1}{2}$ Pfund Speck mit Erbsen gekocht, 3 Suppen; Mittwochs 1 Pfund Mehl; Donnerstags 1 Pfund Rindfleisch mit Erdäpfeln; Freitags $\frac{1}{2}$ Pfund Reis; Samstag $\frac{1}{2}$ Pfund Speck mit Erbsen, 3 Suppen, 1 Pfund Käse und 8 Pfund Brot für die ganze Woche. Ein Maß Bier und 1 Maß Wasser für den Tag. Da das Bier bald sauer wird, und dann für die Gesundheit der Passagiere äußerst schädlich ist, so wird nur für

einen Theil der Reise Bier mitgenommen, und wann dieses aus ist, doppelte Portion Wasser gereicht. Die Halbscheid des Wassers muß zum Kochen hergegeben werden. Auch soll Essig auf dem Schiff mitgeführt werden, nicht allein dasselbe reinlich zu behalten, um allzeit gute und frische Luft zu machen, sondern auch besonders für Erquickung der Leute.“ O. v. B.

Wie dünn eine Ölschicht werden kann. — Das Gold besitzt unter anderem die Eigenschaft, daß es sich durch Klopfen bis zu einer fast unglaublichen Düntheit ausdehnen läßt. Bei weitem aber wird es übertroffen durch das Öl. Nachdem schon Sohnte gefunden hatte, daß sich ein Öltröpfchen, das er auf Wasser brachte, allmählich zu einer so dünnen Schicht ausbreitete, daß sie nur noch eine Dicke von 100 Milliontelmillimeter aufwies, hat Fischer neue Versuche mit Rüböl, sowie mit einer Glycerinmischung angestellt. Er benützte aber als Unterlage, auf dem er das Öl sich ausbreiten ließ, nicht Wasser, sondern Quecksilber. Die Verwendung des Quecksilbers hat den Vorzug, daß wegen seiner starken Lichtbrechung die Ölschicht besser sichtbar ist.

Mit einem Glasfaden wurde ein Öltröpfchen aufgenommen, dessen Gewicht durch eine Wägung festgestellt wurde. Darauf wurde das Tröpfchen mit der Quecksilberoberfläche in Berührung gebracht und sodann das Gewicht des auf dem Quecksilber zurückbleibenden Oles durch eine zweite Abwiegung des Glasfadens ermittelt. Aus der Flächenausdehnung des Oles auf dem Quecksilber und seinem Gewicht ließ sich dann die Dicke der Ölschicht berechnen. Es ergab sich, daß die Schicht beim Rüböl noch nicht ganz 3 Milliontelmillimeter, bei der Glycerinmischung noch nicht ganz 2 Milliontelmillimeter stark war. Th. S.

Eine schwierige Rechtsfrage. — Wie eine alte fellschische Sage erzählt, sah eine Mutter, wie ihr Kind, das am heiligen Flusse Nil spielte, von einem Krokodil ergriffen ward. Hastig eilte sie herzu und bat das Krokodil unter Tränen, ihr das Kind zurückzugeben.

„Schön,“ erwiderte das arglistige Tier, „ich will es dir zurückgeben, wenn du erratest, was ich zu tun beabsichtige.“

Nach kurzem Nachdenken sagte die Mutter: „Du willst es mir nicht zurückgeben.“

„Richtig,“ rief das Krokodil lachend, „dann bekommst du das Kind also nicht! Denn du kannst nur wahr oder falsch geraten haben. Ist deine Rede wahr, so erhältst du es nicht wieder, weil du das selbst gesagt hast, hast du aber falsch geraten, so brauche ich das Kind auch nicht zurückzugeben laut unserer Abmachung.“

Die Mutter aber entgegnete: „Du irrst! Du mußt mir vielmehr auf jeden Fall mein Kind wiedergeben. Denn ist meine Rede wahr, so mußt du mir das Kind geben, weil du es versprochen hast; habe ich aber falsch geraten, so ist das Gegenteil wahr: du gibst mir mein Kind zurück!“

Wer hat nun recht?

O. Th. St.

Wissen Sie, wer ich bin? — Als Frankfurt a. M. noch freie Stadt war, stand dort eines Tags auf dem Bebraer Bahnhof ein Schnellzug zur Abfahrt nach Kassel bereit, in dem die Passagiere bereits Platz genommen hatten. Nur vor einem Abteile der ersten Klasse gingen noch zwei Herren in eifrigem Gespräch auf und ab.

An diese trat nun der Zugführer höflich grüßend heran und sagte: „Bitte, meine Herren, einsteigen!“

Doch diese setzten unbekümmert um die Mahnung ihre Unterhaltung fort, weshalb der Zugführer die Mahnung nochmals wiederholte, jedoch ebenfalls ohne Erfolg.

Die Reisenden im Zuge wurden ungeduldig, und zum dritten Male trat der Zugführer an die beiden Herren heran mit den Worten: „Ich muß Sie nun dringend bitten, endlich einzusteigen, da die Zeit zur Abfahrt bereits überschritten ist.“

„Wollen Sie wohl warten, bis wir fertig sind!“ schrie darauf einer der Herren den Beamten an. „Wissen Sie, wer ich bin? Ich bin der Kurfürst von Hessen!“

„So?“ sagte der Zugführer, „dann will ich auch einmal zeigen, wer ich bin!“

E sprach's, pfiiff, sprang in sein Abteil, und der Zug dampfte ohne die Herren davon.

R. v. B.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Oesterreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.



Steckenpferd- Lilienmilch- Seife

von Bergmann & Co., Radebeul, erzeugt rosiges, jugendfrisches Aussehen, reine, weiße, sammetw. Haut u. zart. blendend schönen Teint. à St. 50 Pfg.

Barbarossa, Konstanz. Gut bürgerl. Hotel. 100 Betten von 2-3 M. Elektr. Licht, Zentralheizg. Offene Weine, Münchner u. Fürstenberg v. Faß. Bäder. Herren- u. D.-Friseur i. Hause.

Union Deutsche Verlags-Gesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Werkbuch fürs Haus.

Eine Anleitung zur Handfertigkeit für Bastler.

Von Eberhard Schnezler.

6.-9. Auflage. Mit 409 Abbildungen. Praktisch gebunden 5 Mark.

Mit den Fortschritten der Technik verbreitet sich mehr und mehr die Einsicht, daß die Erwerbung einer gewissen Handfertigkeit durchaus wünschenswert und namentlich für unsere mit geistiger Arbeit oft überbürdeten Knaben als Gegengewicht und Erholung von Wert sei. Aber auch in praktischer Beziehung leistet die Bekanntschaft mit allerlei handwerklichen Einrichtungen manchen Dienst. Die Anleitung dazu gibt das vorliegende Buch. Es macht mit der Handhabung der wichtigsten Werkzeuge bekannt und leitet zur Herstellung von allerlei elektrischen Anlagen an, gibt Rezepte für Bindemittel, Göttemittel, Konservierungsmittel usw. und erteilt auch sonst viele den „Bastlern“ willkommene Winke und Ratsschläge.

(Vossische Zeitung, Berlin.)

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Bewährt b. Kopfschmerz, Uebelkeit, Magen- u. Nervenleiden!



Die **aller** Hausmittel
u. millionenfach bewährt
ist **Lichtenheldts** echte

HINGFONG ESSENZ

Man achte genau auf die
Schutzmarke: LICHT,
denn nur diese bietet Garantie
für **Echtheit u. Wirksamkeit**.
In den meisten Apotheken er-
hältlich, wonicht- versendet das
Laborat. Lichtenheldt
Meuselbach 4a (Thür. Wald)
12 Flaschen zu M. 3,80,
nur bei 30 Flaschen franko
für Wiederverkäufer.

Gediegene und wertvolle Gelegenheitsgeschenke

aus dem Verlage der

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

B. Heimburgs Romane und Novellen.

Illustrierte Ausgabe.

1. Sammlung.

10 Bände, elegant gebunden. In feiner Leinwandtruhe. Preis M. 40.—
Jeder Band ist auch einzeln zum Preise von M. 4.— käuflich.

Inhalt: Bb. 1. Aus dem Leben meiner alten Freundin. Bb. 2. Lumpen-
müllers Pieschen. Bb. 3. Kloster Wendhusen. — Urjula. Bb. 4. Ein armes
Mädchen. — Das Fräulein Pate. Bb. 5. Trudchens Heirat. — Im Banne
der Musen. Bb. 6. Die Andere. — Unver-
standen. Bb. 7. Herzenskrisen. Bb. 8. Lore
von Tollen. Bb. 9. Eine unbedeutende
Frau. Bb. 10. Unter der Linde.

2. Sammlung. 10 Bände, elegant ge-
bunden. In feiner Leinwandtruhe.
Preis M. 40.— Jeder Band ist
auch einzeln zum Preise von M. 4.—
käuflich.

Inhalt: Bb. 1. Mamsell Un-
nützig. Bb. 2. Um fremde Schuld.
Bb. 3. Erzählungen. Bb. 4. Hans
Veegen. Bb. 5. Frohige Herzen.
Bb. 6. Anton's Erben. Bb. 7. Im
Wasserwinkel. Bb. 8. Sette
Odenroths Liebe. Bb. 9. Dor-
tor Danuz und seine Frau.
Bb. 10. Alte Liebe und anderes.



E. Marlitts Romane und Novellen.

Illustrierte Ausgabe. 10 Bände,
elegant gebunden. In feiner Lein-
wandtruhe. Preis M. 40.— Jeder Band ist auch einzeln zum Preise von
M. 4.— käuflich.

Inhalt: Bb. 1. Das Geheimnis der alten Mamsell. Bb. 2. Das Heide-
prinzchen. Bb. 3. Reichsgräfin Gisela. Bb. 4. Im Schillingshof. Bb. 5. Im
Hause des Kommerzienrates. Bb. 6. Die Frau mit den Kaffintuchelien.
Bb. 7. Die zweite Frau. Bb. 8. Goldelfe. Bb. 9. Das Eulenhäus. Bb. 10. Thü-
ringer Erzählungen.

G. Werners Romane und Novellen.

Illustrierte Ausgabe.

1. Sammlung.

10 Bände, elegant gebunden. In feiner Leinwandtruhe. Preis M. 40.—
Jeder Band ist auch einzeln zum Preise von M. 4.— käuflich.

Inhalt: Bb. 1. Glück auf! Bb. 2. Am Altar. — Hermann. Bb. 3.
Geprengte Fesseln. — Verdächtig. Bb. 4. Frühlingsboten. — Die Blume
des Glücks. Bb. 5. Gebannt und erlöst. Bb. 6. Ein Held der Feder. —
Deimatklang. Bb. 7. Um hohen Preis. Bb. 8. Vineta. Bb. 9. Sanft Michael.
Bb. 10. Die Alpenfee.

Neue Folge. 6 Bände, elegant gebunden. Preis jedes Bandes M. 4.—

Inhalt: Bb. 1. Freie Bahn! Bb. 2. Flammenzeichen. Bb. 3. Gewagt
und gewonnen. Bb. 4. Fata Morgana. Bb. 5. Herengold. — Der höhere
Standpunkt. — Der Lebensquell. — Edelwild. Bb. 6. Adlerflug. — Ein
Gottesurteil.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Pa

Erfolgreiche
Lähmungen. Be-
nach Gicht u
von Frauenle
ruhe. Zander
Sonnen



Union

Das P

Mit
Darstellu
weltberü
umfassend
macht.
medizini
nisse, un
sowie ill
und der
und plö
Pfleger
zur Er

